57
7067

Ex bibliotheca
HEINRICH MAYER
† 15. Februar 1957

57. 1067

DIE KIRCHEN

DES

CISTERCIENSERORDENS IN DEUTSCHLAND

WAEHREND DES MITTELALTERS.

VON

Dr. R. DOHME.

MIT HOLZSCHNITTEN.

LEIPZIG, 1869.

VERLAG VON E. A. SEEMANN.

Staatl. Bibliothek
Bamberg

DEM ANDENKEN

MEINES LIEBEN FREUNDES UND STUDIENGENOSSEN

PAUL WETTE

† KÖNIGGRÄTZ DEN 3. JULI 1866

GEWIDMET.

VORWORT.

„Es giebt noch keine Wissenschaft über die Baukunst des Mittelalters“. Mit diesem Resultate musste Mertens im Jahre 1835 eine Untersuchung über die bisherigen Abhandlungen auf diesem Gebiet beschliessen. Nach vier Jahrhunderten also stand man noch unter dem Einfluss der Nachwirkungen jenes Kampfes, den das Erwachen des modernen Geistes in Italien, wie mit dem Culturleben des Mittelalters überhaupt, so auch mit der bildenden Kunst desselben geführt. — Es ist oft darauf hingewiesen worden, dass die Italiener der mittelalterlich-nordischen Kunst von jeher fern standen, dass sie dieselbe nur in Ermanglung eigner nationaler Leistungsfähigkeit ihrem Gefühle aufgezwungen, und dass, sobald die Zeiten der Barbarei überwunden und ein selbständiges Geistesleben sich Bahn gebrochen, die Reaktion dagegen bei ihnen beginnt. Dieselbe lässt sich schon seit dem zwölften Jahrhundert nachweisen, wenngleich der definitive Bruch mit dem Mittelalter, das Entstehen der modernen Renaissance-Architektur erst viel später erfolgte — man nimmt bekanntlich als festen Termin dafür das Jahr 1420 an. Der neue Styl war ein Bedürfniss der neuen Zeit, eine kulturhistorische Nothwendigkeit, daher ist denn auch sein rasches sieghaftes Vordringen in Italien völlig erklärlich. Den unterworfenen Gegner traf bald Verachtung. Ein Ausfluss dieser Anschauung ist der Ausdruck

„Gothisch“ d. h. so viel als barbarisch für die überwundene Kunstrichtung, während das Mittelalter selbst keine Bezeichnung für seine Style hatte: sie wurden eben als Kinder der Zeit angesehen, die nur in vereinzelten Fällen nach dem Lande hiessen, aus welchem sie dem andern übermittelt wurden. So kommt in Deutschland ein oder zwei Mal die Bezeichnung „opus francigenum“ während der Frühgothik, in Italien häufiger „maniera tedesca“ vor.

Die nordischen Länder nahmen die neue Bauweise erst auf, als die Gothik sich bei ihnen in wilde Formlosigkeiten verirrt, das Ueberwuchern barocker Ideen ihren Untergang entschieden hatte. Doch auch dann trat das neue und alte nicht in Kampf, vielmehr erlebte die Welt das sonderbare Schauspiel, dass sich diese beiden so heterogenen Elemente in höchster Naivetät vermischten, da die Nationen trotz der neuen Geistesrichtung die alte ihnen ans Herz gewachsene Kunst nicht so leichten Kaufs aufgeben mochten. Allmählig erst klärte sich — hier früher, dort später — dieser Mischstyl, und die geläuterten Formen der Hochrenaissance traten an seine Stelle.

Die Feindschaft gegen die Kunst des Mittelalters ist also im Norden erst späteren Datums und bildete sich hauptsächlich aus den Schriften und Ansichten der Italiener. Folge derselben aber war Vernachlässigung und vornehmes Verachten der alten Bauten. Unbegreiflich fast scheint die Verblendung, dass man Jahrhunderte hindurch für unzählige herrliche Denkmale mit ihrer Fülle freier Schönheit jedes Gefühl verloren hatte, dass man Werke, in denen das Kunstleben so vieler Jahrhunderte seinen höchsten Ausdruck gefunden hatte, geistig ganz übersehen konnte.

Erst mit der hereinbrechenden Reaktion gegen die einseitig klassisch-antike Richtung, wie sie seit Winkelmann zu Tage trat, änderten sich diese Anschauungen. Wissenschaftlich

zwar förderte auch die romantische Schule die Erkenntniss der mittelalterlichen Baukunst nur wenig, erwarb sich aber unsterbliche Verdienste durch das Hinweisen auf ihre Werke, namentlich durch die mannigfachen Abbildungen in Stich und Zeichnung, welche freilich mehr von enthusiastischer Bewunderung als von gründlichem Verständniss zeugen. Immerhin waren dies die Vorarbeiten, an welche die Wissenschaft anknüpfen konnte. Es handelte sich dabei zunächst um die Fragen von dem Verhältniss der beiden mittelalterlichen Style zu einander und von der Zeit und dem Orte ihres Entstehens. So lange diese Probleme ungelöst, war man noch auf den ersten Stufen der Empirie; erst ihre Beantwortung konnte die Grundlage für die aufzubauende Disciplin geben. Wann man das Ziel erreichte, war freilich ungewiss.

Es ist interessant, die verschiedenen Stadien zu beobachten, die die Frage über Wesen und Entstehung der Gothik — denn das war der Punkt, für den man sich am meisten interessirte — durchlaufen, ehe sie zur Wahrheit durchdrang.*) Dieses Tasten im Finstern, diese Fülle theils geistreicher, theils geradezu kindischer, aber immer irrthümlicher Ideen nöthigt uns heute ein Lächeln ab; vor etwa fünfzig Jahren war man noch völlig darin befangen. Bald sollten die Bäume der deutschen Wälder mit ihren in einander greifenden Zweigen — dies ist noch die Meinung Chateaubriands — bald Egyptens Pyramiden, bald die Kunst des Moslem, bald mystische Studien oder die Weisheit der Scholastiker den Anstoss zu jener Kunst gegeben haben. Erbittert kämpften die verschiedenen Meinungen mit einander, aber das Wahre traf man nicht, konnte man nicht treffen, weil es aus dem Wesen aller Architektur der Construktion floss, und man auf diese am wenigsten Rücksicht

*) Die Geschichte der Anfänge der romanischen Kunst ist bekanntlich noch in Dunkel gehüllt. Dass die Lombardei das Vaterland derselben, ist das einzige Sichere, was wir darüber wissen.

nahm, wenigstens nicht in der rechten Weise. Dass die Architektur „die herbste der Musen“ mit tausend Banden an das praktische Leben gefesselt ist und nie einer fruchtbaren Phantasie allein unterworfen werden kann, daran dachte man nicht; ebenso wenig daran, dass sich sehr gut und sehr viel über das fertig stehende Bauwerk aesthetisiren lässt, dass aber nie geistreiche Gedanken einen Baustyl erzeugt haben oder erzeugen können.*)

Wie mit den Ursachen des Entstehens der Gothik verhielt es sich mit der Frage nach dem Ort. England, Frankreich, Deutschland wurde abwechselnd die Priorität zuerkannt, ja Hegel wollte dieselbe sogar an Spanien abtreten, indem er so den Namen „Gothisch“ durch Zurückführen auf die Westgothen am leichtesten erklärt fand. Diese Lehre freilich in etwas gemilderter Form findet sich noch in den nach seinem Tode erschienen gesammelten Schriften (Berlin 1837, Band X. 2, S. 349). Wie ein Jubelruf klingt es all' dieser Verwirrung gegenüber, wenn derselbe Mertens fünfzehn Jahre nach seinem oben citirten Ausspruch schreiben kann: „Jetzt ist die Sache auf einen Standpunkt gelangt, der ihr im vollen Sinne den Namen einer Wissenschaft sichert“. (Die Baukunst des Mittelalters 1850.)

Wohl hatte schon 1809 der Engländer Wittingthon in seinem „Historical survey of the ecclesiastical antiquities of France (London)“, dann 1835 Wetter von Mainz (Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz) die Isle de France als das Heimathland der Gothik bezeichnet; Beide waren jedoch noch nicht im Stande gewesen, ihre Behauptung durch Darlegung des geschichtlichen Entwickelungsganges zu begründen; ihre Stimme war daher in dem Tosen der entgegen-

---

*) Ich erinnere hier an die Versuche König Max' von Baiern zur Erschaffung eines neuen Styles und deren Verlauf. Aehnlich muss das Schicksal aller ähnlichen Unternehmungen sein.

gesetzten Meinungen verhallt. Mertens erst gelang es nach langjährigen Studien die Aufgabe zu lösen; er trat mit seinem System zuerst 1841 in einer Reihe von Vorlesungen zu Düsseldorf, für die er zugleich ein Programm veröffentlichte, auf. Seitdem ist rüstig weiter gearbeitet worden, so dass man, namentlich seit dem Erscheinen des grossen Werkes von Schnaase diese Frage als eine abgeschlossene ansehen kann.

Einen Beitrag zur genaueren Erkenntniss der deutschen Bauten während jener wichtigen Periode zu geben, versucht die vorliegende Arbeit. Sie beabsichtigt die Feststellung und Schilderung der Eigenthümlichkeiten, welche die Bauten des Cistercienserordens von den übrigen kirchlichen Anlagen Deutschlands unterscheiden. Diese Frage ist in der neuesten Zeit mehrfach berührt, theilweis genauer erörtert worden, dies von Schnaase a. a. O. Band V. und von Feil, in den mittelalterlichen Kunstdenkmalen des Oesterreichischen Kaiserstaates herausgeg. von Heider. Ersterer nimmt jedoch überwiegend Rücksicht auf die vorhandenen Monumente, und seine Darstellung beschränkt sich auf den engen Rahmen, den ein solches Kapitel doch immer nur in der Darstellung der allgemeinen Kunstgeschichte einnehmen kann; letzterer hält fast ausschliesslich den Gesichtspunkt auf die Ordensvorschriften im Auge. Bei der Bedeutung aber, welche die Cistercienser in der Kultur- und Architekturgeschichte unseres Vaterlandes einnehmen, schien es wohl berechtigt, ihren Werken eine neue eingehende Betrachtung zu widmen. Um die Sache aber erschöpfend zu behandeln, d. h. ohne Ausnahme sämmtliche erhaltene Kirchen heranzuziehen, fehlt es an genügenden Vorarbeiten; sind doch manche derselben, darunter solche von einst reichen und mächtigen Abteien, der Kunstgeschichte noch ganz unbekannt (siehe darüber die Filiations-Tabellen), andere nur sehr dürftig durchforscht. Auch hätten zur vollständigen Würdigung der

Ordensbaukunst und der engen Verwandtschaft der Kirchen die ausserdeutschen Klöster, namentlich die englischen, italienischen, spanischen und vor allem die französischen Werke in Betracht gezogen werden müssen; allein auch dazu fehlten genügende literarische Hülfsmittel, und ein sporadisches Wissen konnte nichts nützen. Ohne Rücksicht auf die Hauptklöster in Frankreich wäre freilich auch für Deutschland keine Untersuchung möglich gewesen. Dagegen konnte ohne irgend welchen Nachtheil von der Betrachtung der Nonnenklöster des Ordens abgesehen werden; es war dies vielmehr nöthig, um die Klarheit des Gesammteindrucks nicht zu trüben. Denn wie sich die strenge Zucht in den Frauenconventen nicht aufrecht erhalten liess, und bald die Bande, die diese an den Gesammtorden knüpften, gelockert wurden, so sind auch ihre Kirchen nur unreine Beispiele der Ordensschule, der sie allerdings häufig folgen, von der sie sich aber auch ebenso häufig lossagen. — Die Darstellung selbst bedarf keines Commentars; vom Allgemeinen zum Einzelnen fortschreitend, sollen im ersten Theile die generellen Eigenthümlichkeiten der Ordensbaukunst, wie sie durch Gesetze, Herkommen und Gemeinsamkeit der Interessen erzeugt worden, charakterisirt werden, während der zweite Theil die einzelnen Bauten behandelt. Für diesen gab im Allgemeinen die Entwickelung des Grundrisses den leitenden Faden in der Betrachtung ab; nur in dem kleinen Kapitel der Frühgothik musste hiervon abgesehen werden, da hier die verschiedene Weise des Aufbaues nach den einzelnen Ländern und die daraus folgende streng chronologische Reihenfolge das grössere Interesse für sich in Anspruch nimmt.

Berlin im November 1868.

Robert Dohme.

INHALT.

Seite

Vorwort V

I. Allgemeiner Theil.

Baugeschichtliche Bedeutung der Cistercienser für Deutschland. Besondere Ordensschule. Gründungsgeschichte des Ordens. Verfassung. Morum institutio. Wissenschaften und Künste in den Klöstern. Stellung des Ordens zu Weltgeistlichen und Laien. Rasche äussere Verbreitung. Verfall. Lage der Klöster. Verfahren bei Klostergründungen. Mariendienst. Benennungen der Klöster 1

Gesetze in Bezug auf Aufbau und Schmuck der Kirchen:

Im Allgemeinen. Thürme verboten. Glasmalereien. Pflasterung und Grabsteine. Skulpturen, Malereien und Gegenstände des Kunstgewerbes. Verwandtschaft der Bauten. Mönche selbst Baumeister. Die Ordensbauten im Styl häufig die entwickelsten. Meist Gewölbebauten. Basiliken und Hallenkirchen. Der Grundriss: Ausbildung des gradlinigen Chorschlusses. Polygoner Kapellenkranz. Länge der Schiffe. Einzelformen: Verkröpfung der Gewölbeträger. Die Pfeiler. Fehlen der Emporen, Triforien, Krypten. Details und Proportionen. Frauenkapellen. Statistik der deutschen Kirchen 19

II. Baugeschichte.

I. Romanischer Styl.

Einleitung 51

I. Säulen- und Pfeilerbasiliken.

Heilsbronn, Amelunxborn, Hardehausen 54

II. Pfeilerbasiliken.

Der Ordensgrundriss:

Marienthal, Porta, Wettingen, Bebenhausen, Maulbronn, Eberbach, Brombach, Thennenbach 57

Seite

Abweichende Grundrissformen:
Heiligenkreuz, Volkenrode, Altencamp, Altenberg, Herrenalb, Viktring, Georgenthal, Altenzelle, Sittichenbach, Dissibodenberg 74

II. Uebergangstyl.

Characteristik des Uebergangstyls der Cistercienser 80

Ausbildung des gradlinigen Chorschlusses.
Loccum, Eusserthal, Kappel, Zinna, Lehnin, Colbatz, Oliva, Eldena, Marienfeld, Arnsburg, Riddagshausen, Ebrach. Varianten: Walkenried, Lilienfeld, Gradis 82

Der Ordenstradition fremde Grundrisse der einfachen Form:
Otterberg, Dobrilugk 111

Umgang und Kapellenkranz:
Heisterbach 115

III. Die Gothik.

I. Die Frühgothik.

Marienstadt, Haina, Porta, Hude, Chorin, Amelunxborn 120

II. Entwickelte und späte Gothik.

Der gradlinige Chorschluss:
Salmansweiler, Maulbronn, Bebenhausen, Herrenalb, Kappel, Eldena, Oliva, Pelplin 132

Oesterreichisch-Böhmische Gruppe der Hallenkirchen:
Hohenfurt, Heiligenkreuz, Neuberg 136

Polygoner Chorschluss und Kapellenkranz.
a. Mit gemeinsamer Abschlussmauer der Kapellen: Zwetl, Kaisheim. b. Mit einzeln hervortretenden Kapellen: Altenberg, Doberan, Dargun 140

Anhang: Filiationstabellen 151

I.

Allgemeiner Theil.

Das XII. und XIII. Jahrhundert ist die Glanzepoche in der Entwickelung der kirchlichen Baukunst in Deutschland. Die monumentalen Schöpfungen dieser Periode überragen an Zahl und Werth die der vorangehenden und folgenden Zeiten. Beide Kunstweisen des Mittelalters, die romanische und die gothische, treffen hier zusammen und werden in eigenthümlicher Art durch den Uebergangsstyl verbunden. Während der letztere fast ausschliesslich jener Periode angehört, feiert in derselben zugleich auch die alte und die neue Zeit ihre architektonischen Triumphe.

Der Dom zu Speier und der zu Cöln — welcher wenigstens der Conception des Ganzen nach gleichfalls noch dem XIII. Jahrhundert zuzutheilen ist — stehen da als vollendetste Schöpfungen romanischer und gothischer Kunst auf deutschem Boden. Und aller Orten, wohin wir blicken, zeigt sich reges Leben in baulicher Hinsicht: neue Kirchenstiftungen entstehen; die alten nur dem Bedürfnisse dienenden Werke früherer Jahrhunderte machen reicheren Monumentalbauten Platz.

In diese Zeit des frischen künstlerischen Lebens und architektonischen Schaffens fällt das Auftreten und die Ausbreitung des Cisterciensерordens in Deutschland. In Frankreich gestiftet, kam er doch auch in deutschen Landen schnell in Aufnahme und gewann für die Entwickelung der kirchlichen Baukunst hier eine grössere Bedeutung als in seiner Heimath. Die Franzosen waren ihren östlichen Nachbarn auf dem Gebiete der Architektur weit voraus. Seit Mitte des XII. Jahrhunderts schon kam bei ihnen die Gothik in Aufnahme, und nur bei ihnen waren schon in romanischer Zeit alle Vor-

bedingungen zu derselben gegeben. Die reichere Ausbildung des Grundrisses, besonders der Choranlage, wie die des Aeusseren mit der zweithürmigen Façade, so wie vielfache Experimente in der Kunst des Wölbens, und, was so wesentlich ist, die grossartigen antiken Vorbilder hierfür suchen wir in derselben Zeit in Deutschland vergebens. Daher wird es begreiflich, dass die aus Frankreich stammenden und mit ihm in steter Verbindung stehenden Cistercienser sich bald die architektonischen Vorzüge dieses Landes zu Nutze machten. Sie führten — mit wenigen Ausnahmen — in ihren Kirchen den bisher selten angewendeten Gewölbebau ein und verschafften ihm durch das gegebene Vorbild bald allgemeine Verbreitung. Sie hatten ferner vielfältige Gelegenheit die Gothik an Ort und Stelle kennen zu lernen; und die Neuheit derselben, ihr Gegensatz gegen die alte Kunstweise musste den gleichfalls neuen, in Opposition gegen die bestehenden Mönchscongregationen gegründeten Orden von vorn herein zu ihrer Anwendung verlocken. In Frankreich geschah dies auch alsbald. Die deutschen Mönche aber waren zugleich zu sehr Kinder ihres Landes, als dass sie die fremde Kunst, deren Entstehungsprozess in all seiner Nothwendigkeit ihnen nicht verständlich war, da sie ihn nicht mit durchgemacht, ohne weiteres als fertiges Ganze aufgenommen hätten. Sie modificirten dieselbe, indem sie sie den baulichen Traditionen ihrer Heimath anpassten, erst wenig an den romanischen Formen rüttelnd, dann weiter und weiter gehend, bis sie endlich zu gleicher Zeit mit der Liebfrauenkirche zu Trier und völlig unabhängig davon diesseits des Rheins ihren ersten gothischen Bau zu Marienstadt aufführten. So steht der Orden als der Vorkämpfer der neuen in Frankreich zum Durchbruch gelangten Prinzipien da, man hat ihn höchst treffend als den „Missionär der Gothik“ d. h. der französischen Kunst auf deutschem Boden bezeichnet.

In rascher Folge entstanden in allen Theilen des deutschen Landes Kirchen dieser Mönche, die man in ihrer Gesammtheit als Zeugnisse einer besonderen Schule bezeichnen kann. Wir sind gewohnt den Begriff einer Bauschule an ein festes Lokal zu knüpfen, so dass innerhalb eines bestimmten Landes ausschliesslich eine Schule herrscht; insofern wir aber unter dieser Bezeichnung die Tradition der Meister auf ihre Schüler verstehen, können wir sie auch unab-

hängig von den engeren lokalen Begrenzungen fassen; und es lässt sich sehr wohl begreifen, wie innerhalb eines geistig so fest geschlossenen Ganzen, wie der Cisterciensерorden es war, eine ihm eigenthümliche Baukunst sich frei über ein weites Gebiet inmitten der mannigfaltigsten Provinzialismen und selbst Schulen ausbreiten und erhalten konnte. Das freilich die architektonischen Besonderheiten der einzelnen Gegenden auf die Klöster, die in ihnen lagen, nicht ohne einigen Einfluss bleiben konnten, versteht sich von selbst. Besonders musste sich dieser bei Neu- und Umbauten geltend machen, wenn man schon längere Zeit am Ort und Stelle ansässig war, und der Convent sich aus den Landeskindern rekrutirt hatte. Zugleich aber war das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit von solchem Einfluss, dass es den Bauten ein unverkennbares Gepräge aufdrückt, welches sie von den Gotteshäusern anderer Orden scharf unterscheidet. Dass trotz dieser engen Verwandtschaft sich fast nie ein directes Copiren zeigt, erklärt dabei der frische jugendlich-kräftige Geist, der den neuen Orden durchdrang. — Dies Wechselverhältniss aber zwischen Zusammengehörigkeit und Unterordnung auf der einen und Freiheit und Selbstbestimmungsrecht auf der anderen Seite, welches sich auch in der Verfassung der Cistercienser wiederfindet, lässt die einzelnen Kirchen wie Kinder desselben Geschlechts erscheinen, jedes hat seine individuelle Form und Ausbildung und doch zeigt sich an allen deutlich die auf gemeinsamen Ursprung zurückweisende Familienähnlichkeit.

Wichtig ist es dabei, dass diese Ueberstimmung der Bauten viel weniger auf festen gesetzlichen Bestimmungen als vielmehr auf einer freiwilligen Tradition von Meister zu Meister, von Werk zu Werk beruht, die allmälig durch die Zeit und ihre allgemeine Verbreitung geheiligt wurde. Alle Vorschriften über die Anlage von Kirchen beschränken sich auf das Gebot grösster Einfachheit; damit aber ist der Charakter der Ordensbauten durchaus nicht erschöpft. Wenn einerseits die Einfachheit, Wahrhaftigkeit und Herzenstreue, durch die die Cistercienser in ihrer guten Zeit glänzten, auch ihre baulichen Unternehmungen diktirte, so zeichnen sich doch die meisten derselben auch durch ernste, schöne Verhältnisse, neue durch Ordenssitten bedingte Modificationen des Grundrisses, würdige Entfaltung

der Innenanlage und ein keusches, gut gezeichnetes, aber sparsam angewendetes Detail aus. Hierzu gesellt sich fast immer eine vortreffliche Technik. „Es erzeugte die Aufgabe solide Formen mit augenscheinlicher Einfachheit und doch wieder mit der wünschenswerthen Anmuth zu verbinden, ein wahrhaft künstlerisches Bestreben“, welches wenigstens an einzelnen Orten Schöpfungen hervorbrachte, die zu den schönsten des ganzen Mittelalters gehören.

Der Orden von Citeaux*) verdankt seine Entstehung demselben Bedürfnisse nach Reform des Mönchwesens, welches schon hundert Jahre vorher zur Gründung der Congregation von Cluny geführt hatte. Die schnell anwachsende weltliche Macht wurde jedoch bald der Verderb der letzteren; die Mönche gaben sich dem Genusse des gewonnenen Reichthums hin und geriethen so bald wieder in eine Stellung, die weit entfernt war von dem schlichten einfachen Geiste, der die ursprünglichen Regeln Benedicts durchwehte. Strenge Gemüther mussten daran um so mehr ein Aergerniss nehmen, als der Orden sich die stricte Befolgung dieser Verordnungen zum Gesetz gemacht hatte. Einer derjenigen, der das Unwürdige dieser Zustände am Lebhaftesten empfand, war der aus dem Geschlecht der Herzöge von Burgund stammende Abt Robert von S. Michel

---

*) Für die Geschichte, Verfassung und Ausbreitung des Ordens wurden hauptsächlich benutzt: Sartorius: Cistercium bis tertium. Prag 1700; Manrique: Annales S. Ordinis Cisterciensis. Lugd. 1642, 2. Bd.; Jul. Paris: Nomasticon cisterciense, Paris 1670; Chr. Henriquez: Regula, constitutiones et privilegia ord. Cist. Antwerpen 1630; Sigismundus: Tabula omnium monasteriorum ord. Cist. 1614; Martene: Commentarius in regulam S. Benedicti, Paris 1690; Opera S. Bernhardi, Paris 1719; Martene et Durandus: Thesaurus novus anecdot. Lutet. 1717, tom. IV. p. 1243 f. f.; C. Jangelinus: Notitia abbatiarum ord. Cist. Colonia 1640; Hippol. Helyot: Ausführliche Geschichte aller geistlichen und weltlichen Klöster- und Ritterorden etc. Aus den Französischen übersetzt, 5 Bände, Leipzig 1755; v. Raumer: Geschichte der Hohenstaufen, Band VI pag. 398 ff.; Gieseler: Kirchengeschichte, Band II; v. Biedenfeld: Geschichte des Mönchswesens, 2 Bände, Weimar 1837; Fink: Art. Cistercienser in Ersch und Gruber: Encyklopädie; und der Aufsatz von J. Feil in den mittelalterlichen Kunstdenkmalen des österreichischen Kaiserstaates von Dr. Heider, Band I pag. 1 ff.

Tonnère; er zog sich deshalb in die Einöde von Molesme zurück, wo er mit gleichgesinnten Genossen ein neues Kloster mit strenger Observanz auf die Regeln von Cluny stiftete. Bald darauf entfloh er aber vor der auch hier einreissenden Verderbniss und begann nach mannigfachen Schicksalen mit zwanzig Gefährten in einer wilden menschenleeren Gegend dem heutigen Citeaux ein Einsiedlerleben. Einige Holzhütten und ein Oratorium aus demselben Material wurden schnell errichtet (seit 2. März 1098). Die Lebensweise der neuen Gemeinde war eine äusserst strenge, da man nur vier Stunden schlief, vier Stunden sang und eben so lange Handarbeit trieb, dann bis zur None las und schliesslich bis Abends an das Einsammeln der zum Lebensunterhalt nöthigen Kräuter ging. Allein schon im folgenden Jahre kehrte Robert auf Verlangen des Convents von Molesme dorthin zurück, wo er auch 1108 starb. Die in Citeaux Verbliebenen erwählten aus ihrer Mitte den bisherigen Prior Alberich zum Abt. Diesem war es zunächst um die päpstliche Bestätigung des bisher Geschehenen zu thun; er sandte zwei Mönche nach Rom, die Dank den Empfehlungsschreiben der umwohnenden Bischöfe eine Bulle auswirkten, wodurch Citeaux in den besonderen Schutz der Curie genommen wurde (1100). Zur gesetzlichen Regelung der inneren Verhältnisse stellte er alsdann unter dem Titel: Instituta monachorum Cisterciensium de Molesmo venientium" die ersten Satzungen für sein Kloster auf, wodurch die Verordnungen Roberts zum geschriebenen Gesetze erhoben wurden. Er war es auch, der die ursprüngliche schwarze, oder genauer tannenfarbige Kutte (colobium) der Cluniacenser in weiss veränderte, nur die Mozetta*) und das Skapulier blieben dunkel.

1109 folgte als dritter Abt Stephan Harding, ein Engländer und gleich Alberich treuer Gefährte des verstorbenen Robert. Unter ihm gewann die neue Genossenschaft ihre definitive Gestaltung. Bis in seine ersten Regierungsjahre hinein, blieb Citeaux der Aufenthalt weniger frommer Einsiedler, deren Lebenswandel zwar die Bewunderung der umliegenden Gegend erweckte, zugleich aber durch

---

*) Mozetta: Halskragen, an dem hinten die Kapuze befestigt ist; vorn und hinten hängt bis an die Füsse das Skapulier.

die ascetische Strenge, die unter Stephan noch verschärft wurde, von dem Eintritt in das Kloster zurückhielt. Hierzu kam ein häufig drückender Mangel an den einfachsten Nahrungsmitteln, so wie Krankheit und Todesfälle unter der schon beschränkten Zahl, so dass die Existenz der Schöpfung Roberts ernstlich in Frage gestellt wurde. Da, im Jahre 1113 trat der Wendepunkt ein; unvermuthet meldete sich der junge Graf Bernhard von Chatillon mit dreissig Gefährten zur Aufnahme. Neues Leben entfaltete sich von jetzt an in Citeaux. Der feurige Glaubenseifer des später heilig gesprochenen, seine begeisterten Predigten führten viele dem Kloster zu; auch musste seine Verwandtschaft mit den angesehendsten Familien des Landes dazu beitragen, das Interesse an dem jungen Orden zu vergrössern. So konnte man denn noch in demselben Jahre das erste Tochter-Kloster La Ferté (Fermitas) entsenden, dem bereits 1114 als zweites Pontigny (Pontiniacum) folgte. Doch sollte diese Trennung nur als eine physische stattfinden, der geistige Zusammenhang fest gewahrt bleiben, wie es ausdrücklich in dem Bericht über diese ersten Gründungen heisst. — Der Wunsch, die frommen Männer im Lande zu haben, wurde bald an mehreren Orten rege, so dass im nächsten Jahre bereits zwei neue Stiftungen Clairvaux (Clara vallis) und Morimond (Morimundum, mors mundi) entstanden. Die Jahre 1118 und 1119 sahen deren jedes vier, darunter Fontenay und Bonlieu, auf die wir später zurückzukommen haben. — Trotz seiner Jugend wurde Bernhard zum Abt von Clairvaux ernannt. In dieser seiner neuen Stellung entfaltete er eine rastlose Thätigkeit; auch musste die grosse Rolle, die er in der Politik und der Kirchengeschichte seiner Zeit spielte, ihren Glanz auf den Orden zurückwerfen, dessen Gesetze er mit einer Strenge befolgte, die selbst seine Gesundheit gefährdete. Zugleich trat er auf literarischem Gebiet für denselben ein in den mit der ganzen ihn charakterisirenden Leidenschaftlichkeit und Energie durchgeführten Controversen mit den Cluniacensern. Er ist als der zweite Gründer desselben anzusehen; direct und indirect wirkte diese gewaltige Persönlichkeit für seine Verbreitung Unglaubliches.

Schon war eine Reihe von Töchtern entsendet, und noch fehlte es an einer genügenden Verfassung, die auch bei noch weiterem An-

wachsen alle einzelnen Klöster zu einem gemeinsamen Ganzen vereinigte; denn die Verordnungen Alberichs waren nur auf Citeaux selbst berechnet gewesen und konnten der grösser gewordenen Genossenschaft nicht länger genügen. Deshalb entwarf Stephan in Gemeinschaft mit den Aebten der vier ältesten Töchter die Charte der christlichen Liebe (Charta caritatis), deren Bestimmungen 1119 auf einer Versammlung sämmtlicher Aebte für den ganzen Orden auf alle kommenden Zeiten als verbindlich erkannt wurden. Damit jedoch nicht zufrieden legte er seine Regel auch denjenigen Bischöfen vor, in deren Diöcesen sich bereits Stiftungen befanden, in Folge dessen diese auch die ihr Verhältniss zu den Klöstern betreffenden Bestimmungen in derselben gut hiessen.

Die Charta caritatis zerfällt in fünf Abschnitte, deren erster die buchstäbliche Befolgung der Regel Benedicts ohne alle Glossen und Befreiungen festsetzte. Der zweite bestimmte das Verhältniss des Abtes von Citeaux des Hauptes des Ordens zu den Vorstehern der vier ältesten Töchter. Der dritte handelt von den Generalcapiteln, ihrer Macht und ihren Rechten, so wie von der Verpflichtung auf denselben zu erscheinen; der vierte von der Abtswahl und den Eigenschaften der Candidaten und der Wähler. Im fünften endlich wurde festgesetzt, in welchen Fällen und unter welcher Form die Absetzung von Aebten stattfinden könne und solle. Noch in demselben Jahre erfolgte die erste Sanctionirung dieser Statuten durch Calixt II. Gleichzeitig oder doch nur kurze Zeit nach der Redaction der Charta entstand die zweite Verfassungsurkunde des Ordens das „liber usuum antiquiorum ordinis cisterc.“, von dem wir das Abfassungsjahr zwar nicht genau kennen, welches aber der vierte Abt von Citeaux, Raynald in seinen 1134 gegebenen „Institutiones ord. cisterc.“ bereits unter den Büchern aufführt, die bei der Stiftung eines neuen Klosters den fortziehenden Mönchen jedesmal mitgegeben werden müssten.

Zwei Punkte sind es auf die in diesen drei ältesten Verfassungsschriften des Ordens hauptsächlich gezielt wurde: die Normirung der Lebensweise und der Gebräuche in der einzelnen Abtei (Morum institutio) und der Regierungsweise des Ganzen (Administratio).

Das Leben blieb nach wie vor streng; Gemüse und grobes Brod war die gewöhnliche Nahrung. Fleisch und Wein wurden nur in Krankheitsfällen und auch da nur in beschränktem Masse erlaubt; Pfeffer und ausländische Gewürze durften überhaupt nicht gebraucht werden. Dabei war ausnahmslose Gleichheit in Kleidung und Kost Gesetz; auch der Abt hatte darin nichts vor den Brüdern voraus. Verboten war ferner der Besitz aller Zehnten und Emolumente, die durch fremder Hände Arbeit entstanden. Der Orden sollte für seine Bedürfnisse selbst durch Ackerbau sorgen. Von dem Grundsatze ausgehend, dass angestrengte Thätigkeit das beste Schutzmittel gegen einreissende Verderbniss sei, wendete man seinen ganzen Fleiss auf die Urbarmachung und Cultivirung des klösterlichen Besitzes. Für entfernter liegende Besitzungen wurden sogenannte Feldklöster oder Klosterhöfe (Mönchshöfe, Grangiae) errichtet, in denen eine Anzahl Conversen unter Leitung eines Mönches lebten. Eine besondere Betkapelle konnte mit Erlaubniss der Generalcapitel (1204)*) dabei für ihre religiösen Uebungen errichtet werden, während die Bewohner der näher liegenden Vorwerke an dem allgemeinen Gottesdienst in der Klosterkirche Theil nahmen. So sehen wir in dem Cistercienser ein Gemisch von Bauer, Oekonom und Mönch, welches dem Orden dauernd den Sinn für Häuslichkeit und weise Verwaltung seiner Güter verlieh. Er bildete für den Landbau des Mittelalters eine Art Musterwirthschaft; trieb zugleich Weinbau, legte ländliche Fabriken an — so hatte das Kloster Doberan schon 1273 eine Glashütte — zog Wasserleitungen und übte Handwerke mannigfacher Art, zumal die, welche den Landbau betrafen. Zur Beförderung eines selbständigen Ackerbaues trug das dem Orden eigenthümliche Institut der Conversen viel bei. Es waren dies Laienbrüder, eine Art Halb-Mönche mit besonderer Tracht, zu Gehorsam und Ehelosigkeit

*) Die von hier an öfter in Paranthese beigesetzten Zahlen geben das Jahr der jedesmaligen Generalcapitel-Verordnung. Die Quellen dafür sind: Manrique a. a. O.; Martene und Durand a. a. O. und Jul. Paris a. a. O. Die seit dem Jahre 1203 von Abt Arnald begonnenen, 1240 sanctionirten und 1256 verbesserten „Institutiones capituli generalis ord. Cist.“ bei Paris sind unter der Jahreszahl 1256 mit dem Zusatz inst. angeführt.

verpflichtet; ihnen lag hauptsächlich die Bestellung der Felder ob.*) Sie blieben immer Laien ohne Anspruch auf das Clerikat, wodurch sie sich von den andern Mönchen unterschieden, die zwar gleichfalls nicht alle Priester waren, aber doch vermöge ihrer Stellung zu dieser Würde gelangen konnten. In der Regel des heil. Benedict findet sich noch keine Spur von dergleichen religiösen Gehülfen, die Cistercienser folgten bei der Annahme dieses Instituts dem Beispiele der Carthäuser.**) Aller Besitz war gemeinschaftlich; kein Mönch oder Abt durfte Güter für sich allein haben oder von einem Theile des Klostergebietes Niessbrauch ziehen. Hiervon wich man erst in der letzten Zeit des Mittelalters ab; auch blieb als Folge davon die Vernachlässigung der Ländereien, die nunmehr Laien in Pacht gegeben wurden, und damit die schnelle Abnahme des Klostervermögens nicht aus.

Bei dieser besonderen Richtung des Ordens wird es begreiflich, dass die Beschäftigung mit den Wissenschaften nur eine secundäre Rolle spielen konnte. Doch verhielt man sich keineswegs feindlich gegen dieselben. Schon Benedikts Regel gestattete das Abschreiben von Büchern, doch wurde der Zusatz aufgestellt, dass die Buchstaben nur einfarbig sein dürften; bunte Miniaturen oder Initialien waren verboten (1134, Cap. LXXXII). Dass man es späterhin wenigstens mit der Einhaltung dieser Verordnung nicht zu streng nahm, beweisen u. a. zwei Handschriften mit Miniaturen aus der Zeit zwischen 1200—1250, welche, jetzt in der Königl. Bibliothek in München befindlich, aus dem bayrischen Kloster Alderspach stammen. Das erste derselben ist ein Brevier mit Bildern aus dem Leben Jesu und einiger Heiligen, das zweite ein Psalterium mit Initialen und Illustrationen.***) Für die Künstler selbst und ihre Thätigkeit galten die Bestimmungen, die schon Benedict in seiner Regel festgesetzt hatte. Wer das Talent besass, durfte es mit Erlaubniss des Abtes verwerthen in aller Bescheidenheit und Demuth, ohne deshalb vor

---

*) v. Raumer bei Ledebur: Archiv. Band VIII pag. 304 ff.

**) Baer: Diplomatische Geschichte der Abtei Eberbach. ed. Rossel. Wiesbaden 1855. Band I pag. 156 ff. Anm. 10).

***) Sighart: Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern. 1862. pag. 265.

seinen Genossen etwas voraus zu haben.*) Besonders aber durfte die Stunde des Gottesdienstes von den Künstlern nicht versäumt werden, weshalb sie ihre Werkstatt innerhalb des Klosterbezirkes oder doch in dessen unmittelbarer Nähe haben sollten (1153, Art. 29). Rühmte sich Jemand seiner Fähigkeit und glaubte er daraus besondere Vorrechte für sich in Anspruch nehmen zu können, ja wähnte er nur, dem Kloster irgendwie Nutzen zu bringen, so sollte der Abt ihm die Ausführung seiner Kunst so lange untersagen, bis er sich gedemüthigt.**)

Verboten war ferner das Versemachen; Mönche, die dies thäten, sollten zur Strafe in andere Klöster versetzt werden (1199, Art. 1). Dass es dem Orden trotzdem nicht an geistig hervorragenden Männern fehlte, zeigen die Beispiele des heil. Bernhard, Otto's v. Freisingen, des Caesarius von Heisterbach, sowie die Fülle von Autornamen in der „Bibliotheca scriptorum sacri. ordinis Cist." von C. v. Visch, Cöln 1656. In späterer Zeit wurden den Studirenden des Ordens sogar bestimmte Summen für ihren Unterhalt ausgesetzt, und die Aebte konnten gezwungen werden, aus ihren Klöstern junge Leute auf die Universitäten zu schicken.***) Im Allgemeinen aber that der Orden als solcher wenig für die Wissenschaften; durfte doch kein Knabe im Kloster unterrichtet werden, der nicht Mönch werden wollte.

Im Gegensatz zur Congregation von Fontévrault und mehreren Augustiner- und Benedectinerabteien, die in dem Zusammenleben beider Geschlechter unter demselben Dache die Selbstüberwindung auf die Spitze zu treiben suchten, war den Cisterciensern der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte gänzlich untersagt. Nie durfte eine Frau aus irgend welchem Grunde auch immer innerhalb der Klostermauern aufgenommen werden, der Abt oder Mönch, der es heimlich that, wurde hart bestraft. Nicht einmal eine Verstorbene durfte ursprünglich in den klösterlichen Bezirk gebracht werden. Gegen den Abt von Salmansweiler, der eine Frau in seiner Kirche begraben,

---

*) Regula S. Benedicti. Cap. LVII.
**) Regula S. Benedicti a. a. O.
***) Verordnung Pius II 1459.

schritt deshalb das Generalcapitel energisch ein (1193, Art. 10). Das Recht der Bestattung im Gotteshause stand vom weiblichen Geschlecht gesetzlich nur Königinnen zu. Ausnahmen kommen jedoch schon früh und nicht selten vor.

Man hatte zwar unter Stephans Regierung die Genehmigung zur Errichtung von Nonnenklöstern auf die Ordensregel hin ertheilt; der Sage nach soll Humbeline, die Schwester des heil. Bernhard, das erste derselben gegründet haben. Allein die strenge Zucht konnte hier nicht lange aufrecht erhalten werden, so dass das Generalapitel von 1228 (Art. 7) beschloss, die Nonnen, welche sich weigern würden, die Autorität der Capitel anzuerkennen, sollten aus dem Orden gestossen werden. Ausserdem sollten zur Vermeidung weiterer Aergernisse in Zukunft keine Nonnenklöster mehr neu gegründet oder von andern Genossenschaften übernommen werden. Man könne es freilich nicht hindern, wenn ein Kloster aus eigener Wahl die diesseitige Observanz auch als die seine anerkenne, doch übernehme man damit keinerlei Verpflichtungen gegen dasselbe, am wenigsten in der Seelsorge.

In der Regierungsweise des Ganzen halten die Cistercienser die richtige Mitte zwischen den Benedictinern und Cluniacensern. Die Benedictiner standen nur in einem freiwilligen Verhältniss, in keiner gesetzlichen Verbindung, es gab bei ihnen keine Verfassung, die das Einzelne zu einem Ganzen verknüpft, eine Uebersicht und feste Haltung erzielt hätte. Montecasino, das Stammkloster des Ordens, wurde zwar unbedenklich von allen als das erste Kloster des ganzen Abendlandes anerkannt und geehrt, doch veranlasst diese Achtung keine äussere Ueberlegenheit, ja nicht einmal einen bestimmten Einfluss auf das Halten der Regel, der Zucht und Ordnung. Völlig unabhängig, in seinem Thun und Lassen unbeschränkt, stand jedes einzelne Kloster da. Dies musste natürlich einreissender Verderbniss ein leichtes Spiel gewähren. Deshalb beschränkten sich die neu entstehenden reformirenden Abzweigungen nicht darauf, die Regel selbst auf ihre ursprüngliche Strenge zurückzuführen, sondern sie schufen auch die ersten Verfassungen des Mönchswesens im engeren Sinne. Die älteste dieser Congregationen war die von Cluny (910), hier aber verfiel man in das andere Extrem. Um das Auseinanderfallen

in unzählige kleine Staaten zu verhindern, erfand man eine absolut monarchische Regierungsform. Das Stammkloster Cluny und der allein von den Mönchen desselben gewählte Abt sind die einzigen Machthaber; bischöfliche Abzeichen und Rechte schmücken diesen, die sämmtlichen Glieder der Congregation bilden seinen Sprengel. Nur die sogenannten vier älteren Klöster — die bereits vor ihrem Anschluss an Cluny selbständige Abteien gebildet hatten — behielten ihre Aebte, deren jedesmalige Wahl jedoch auch einer starken Beeinflussung seiten des Ordenshauptes unterlag. Alle übrigen Klöster standen unter Prioren, die aus den Mönchen der Mutterabtei gewählt wurden. Neu Aufzunehmende konnten ihr Gelübde gleichfalls nur in dieser ablegen. Cluny war also das Centrum des Ganzen, hier vereinigte sich alle Macht; aller Glanz und Ruhm fiel allein hierher. So segensreich auch die Thätigkeit der Congregation in der ersten Zeit war; es liegen doch in der Verfassung selbst bereits die Ursachen des späteren Verfalls. Die Fehler, die das sichere Gefühl unumschränkter Macht und grossen Besitzes nur zu leicht hervorruft, blieben nicht aus, und grade diese sind dem mönchischen Wesen völlig entgegengesetzt. Cluny gewann eine Ausdehnung von der man sich jetzt kaum einen Begriff machen kann; Luxus, Reichthum, Prunksucht nahmen bald überhand, und die ganze Verfassung in den Händen eines Abtes musste leiden, sobald dieser seinem schwierigen Posten nicht gewachsen war.*)

Der neu entstandene Orden der Cistercienser suchte und verstand es, zwischen dem absoluten Regiment der Cluniacenser und dem zersetzenden der alten Benedictiner die Mitte zu halten, und durch die Vermischung demokratischer, aristokratischer und monarchischer Elemente eine Verfassung zu schaffen, die denn in der That die lauterste und heilsamste der grossen auf Annahme von Besitzthümern gegründeten Ordensverbindungen des Mittelalters ist. Das Haupt des Ganzen ist der jedesmalige Abt von Citeaux, für den der Titel „General“ jedoch erst in später Zeit aufkommt; seine Macht ist beschränkt durch die Vorsteher der vier ältesten Töchter, eine Zahl und Bezeichnung, die aus der Verfassung von Cluny herüber

*) v. Raumer a. a. O. Band VI pag. 398 ff.

genommen wurde, da die besondere Hervorhebung grade dieser sonst rein willkürlich ist. Alle Stiftungen des Ordens gehen direct oder indirect auf eins der fünf Stammklöster, Citeaux, Pontigny, la Ferté, Clairvaux und Morimond zurück und bilden dessen „Filiation“. Das Visitationsrecht, welches einst den Bischöfen zustand, übt der jedesmalige nächste Vater-Abt über die von seinem Kloster ausgegangenen directen Stiftungen; es ist dies eine Pflicht, die ausgeübt werden muss. In Citeaux visitiren die vereinigten vier Aebte der ältesten Töchter. So hatte also jedes Kloster zugleich die Aufgabe des Gehorsams und des Regierens zu erfüllen. Alljährlich an einem bestimmten Termine haben sich die Vorsteher sämmtlicher Ordensstiftungen in der gemeinsamen Mutterabtei unter dem Vorsitze des dortigen Abtes zu versammeln. Etwaige den Visitatoren aufgefallene Unregelmässigkeiten werden hier zur Sprache gebracht und abgestellt, die gefehlt habenden zur Rechenschaft gezogen und, wenn nöthig, bestraft. Das Richtercollegium dazu bestand aus den Aebten der fünf ersten Klöster, deren jeder noch vier „Definitoren“ hinzuwählte, mithin im Ganzen aus 25 Personen. Verfassungsänderungen konnten allein von diesen „Generalcapiteln“ beschlossen, von ihnen nur die Erlaubniss zur Anlegung neuer Klöster ertheilt werden (1119). Jeder Abt war verpflichtet, auf diesen Versammlungen zu erscheinen, nur schwere Krankheit entschuldigte, oder bei weiterer Verbreitung des Ordens zu grosse Entfernung seines Wohnsitzes von Citeaux. In letzterem Falle aber sollte jeder doch wenigstens alle drei Jahre einmal erscheinen. Diese Verordnung hat vielfach zu der Meinung Anlass gegeben, als seien die Generalcapitel überhaupt nur in solchen Zeiträumen gehalten worden, welcher Irrthum sich schon in den decretales Gregorii IX, liber III tit. XXXV Cap. 7 zu finden scheint. Er widerlegt sich aber durch die uns aufbewahrten chronologisch geordneten Beschlüsse dieser Versammlungen, welche zwar nur lückenhaft erhalten sind, aber doch deutlich beweisen, dass wir es hier nicht mit einem dreijährigen Turnus zu thun haben. Freilich mochte sich im Laufe der Zeiten eine laxere Befolgung des Gesetzes geltend machen, und oft verhinderten die bürgerlichen Unruhen und Kriege geradezu die Abhaltung der Capitel, so dass Unterbrechungen bis zu 20 Jahren eintreten mussten. Doch erst Papst Alexander VII. verordnete 1666

die Abhaltungen der Generalversammlungen in den gesetzlichen Zwischenräumen von drei zu drei Jahren.*)

In seiner Stellung zu der höheren Geistlichkeit und den Weltpriestern verhielt sich der Orden so zurückhaltend wie möglich. Er unterwarf sich den Diöcesan-Bischöfen**) wenigstens in der ersten Zeit, bis später die päpstliche Befreiung erfolgte. Zugleich enthielt er sich aller Einmischung in die Pfarrthätigkeit; das Taufen von Kindern wurde untersagt (1185, Art. 8, 1186, Art. 3), nur für den Fall einer Nothtaufe, wenn der Priester zu weit entfernt wohnte, sollte dem Abt das Recht hierzu zustehen. Keinem Mönche war es erlaubt, eine Pfarrstelle oder in dem Bereich der Seelsorge fallende Functionen zu übernehmen (1215, Art. 20, 1234, Art. 1). Ja selbst der Gottesdienst in den Ordenskirchen war kein ganz öffentlicher. Als Simonie war es verpönt, für irgend welche Emolumente Messen zu lesen (1182, Art. IV). Rechtlich sollten von Privatpersonen nur die Gründer in den Klöstern bestattet werden, ausnahmsweise wurde es bei solchen Personen erlaubt, die auf der Reise in der Nähe einer Abtei verstorben waren und denen das Begräbniss „nicht ohne grosses Aufsehen und viele Unannehmlichkeiten“ verweigert werden konnte (1157, Art. 63); doch musste dann auf dem nächsten Generalcapitel die Nöthigung hierzu nachgewiesen werden. Königen, Königinnen und geistlichen Würdenträgern wurde natürlich die Ehre der Beisetzung in der Kirche jederzeit gern gewährt (1180 Art. IV); dienten doch solche Gräber dem Convent zur Zierde und vermehrten seinen Ruhm. Laien, die auf dem allgemeinen Klosterkirchhof bestattet zu werden wünschten — im Gotteshause selbst durfte dies nie geschehen — mussten bei Lebzeiten die Erlaubniss ihrer Pfarrgeistlichen dazu gewinnen (1217, Art. 2).

Wie sich die Cistercienser durch diese Dinge der Geistlichkeit empfahlen, wie ihre Armuth, Einfachheit und Sittenstrenge das grosse Volk gewann, so waren sie als Cultivatoren und Musterwirthe den Landesherren angenehm, indem sie zugleich auf besondere Schutz-

---

*) Alexandri VII. breve pro generali ord. Cist. reformatione. Literis .... monast. Salemitani 1771.

**) Gieseler: Kirchengeschichte. Band II pag. 311, der auch den Eid, den der Abt dem Bischofe zu leisten hatte, giebt.

vögte verzichteten und nur ausnahmsweise den einzelnen Aebten erlaubten, für eine bestimmte Zeit einen solchen zu wählen. Dies nach allen Seiten hin Liebsame der Ordens-Institutionen fand schnell Beifall. Die Regierungsweise namentlich erschien den Päpsten in dem Grade heilbringend, dass sie bereits im XIII. Jahrhundert die Generalcapitel und Visitationen auch auf die andern Mönchsverbindungen zu übertragen suchten.*) Von den Sympathien, die sie für den Orden hatten, zeugen auch die zahlreichen Privilegien, mit mit denen sie ihn in rascher Folge ausstatteten;**) wie es auch die einzelnen Landesherren nicht an zahlreichen Vergünstigungen fehlen liessen. Es konnte nicht ausbleiben, dass unter diesen Umständen die äussere Verbreitung des Ordens eine ungemein schnelle war. Bald erkannten die Grossen, wie vortheilhaft er für die Hebung der Landescultur und zur Urbarmachung und Germanisirung neu eroberter slavischer Länder sei, so dass es im XII. Jahrhundert förmlich zur Mode wurde, Cisterciensерklöster zu stiften.***) Hierzu kam noch, dass diese Zeit überhaupt die glücklichste Periode, die sogenannte goldene in der Geschichte des abendländischen Mönchs-

*) Decretales Gregorii IX. a. a. O.

**) Die wichtigsten derselben sind folgende: 1152, Eugen III. verstattet, während des Interdicts bei verschlossenen Thüren halblaut zu celebriren; 1186, Urban III.: Weigert sich der Sprengel-Bischof, eine neue Abtei zu weihen, so kann ein anderer entfernter wohnender herbeigerufen werden. 1231, Gregor IX.: Kein Bischof oder Machthaber darf die Abtswahl stören oder die vollzogene kassiren; weigert sich der Sprengel-Bischof dem Gewählten die Benediction zu ertheilen, so kann sich dieser deshalb an einen andern wenden. Niemand darf auch nur Recherchen über die Wahl selbst oder die Würdigkeit der Candidaten anstellen. 1245, Inocenz IV.: Niemand darf den Orden visitiren ausser den Aebten und Mönchen, denen es gesetzlich zukommt. 1267, Urban IV.: Beim Interdict darf von nun an mit lauter Stimme bei geöffneten Thüren celebrirt werden, nur sollen die Excommunicirten und mit in das Interdict Einbegriffenen fern gehalten werden. 1275, Gregor X.: Der gesammte Orden wird von allem Zehnten, den ihm irgend Jemand auferlegen könne, befreit. 1296, Bonifaz VIII.: Kein Mönch darf bei irgend welcher Strafe nach Rom appelliren. Kein Fürst und Kaiser darf den Orden besteuern. Siehe Henriquez a. a. O.

***) v. Raumer bei Ledebur: Archiv, Band VIII pag. 311. Es kann hier nur darauf hingedeutet werden, dass die Cistercienser als Cultivatoren sehr oft niederländische Ansiedler mit sich führen.

thums ist. Nach Verlauf von fünfzig Jahren soll die Zahl der Abteien bereits auf fünfhundert gestiegen sein. Kann man auch den Ordens-Schriftstellern in Bezug auf ihre numerischen Angaben nicht unbedingt trauen, so war doch das Wachsthum jedenfalls ein so unerwartetes, dass man auf dem Generalcapitel von 1151 den sonderbaren und dem Wesen alles Mönchsthums entgegenlaufenden Beschluss fasste, man wolle lieber von nun an darauf sehen, dass sich der Orden nicht weiter ausbreite; wahrscheinlich fürchtete man, dass diese schnelle Vergrösserung der Macht der Sittenstrenge gefährlich werden könne. Doch blieb es beim blossen Beschluss, denn nirgends finden wir Andeutungen, dass man sich in der That Mühe gegeben, dies seltsame Vorhaben mit einiger Kraft durchzusetzen. Im Gegentheil immer neue Stiftungen entstanden, so dass es im Jahre 1250 deren bereits 1800 gab. Von Norwegen und Schottland bis Spanien und Cypern breitete sich der Orden aus, und mehrere Ritterorden nahmen seine Regeln an. Bei der Beurtheilung dieser ungemein günstigen Verhältnisse dürfen wir neben der besprochenen Stellung, die sich die Cistercienser den verschiedenen Ständen gegenüber gaben, andererseits auch den Einfluss nicht unterschätzen, den ein Mann von so eminenter Begabung, wie der heilige Bernhard es war, ausübte. Er erst verlieh ihnen den hohen Ruhm, seinen Einrichtungen, seinem musterhaften Beispiel und wunderbaren Wirken hatte man es mit zu danken, dass lange nach ihm der Orden sich zum angesehendsten in der ganzen Christenheit immer mehr erhob und bis ins XIV. Jahrhundert hinein in dieser Stellung erhielt. Die Zahl der durch seinen persönlichen Einfluss entstandenen Stiftungen wird zwar verschieden angegeben, war aber jedenfalls bedeutend; Clairvaux allein hatte bei seinem Tode 1153 eine Bevölkerung von siebenhundert Mönchen, wohl die stärkste, die je ein Cistercienser Kloster erreichte.

Die glänzendste Zeit des Ordens, das strengste Festhalten an den alten Gesetzen, die ungestörte Aufrechthaltung des inneren Friedens dauerte bis in die Mitte des XIII. Jahrhunderts. Seine Bedeutung war damals eine solche, dass selbst ein Papst wie Inocenz III. sich bewogen fühlte, demselben in einem besonderen Schreiben seine Thronbesteigung anzuzeigen und sich seinen frommen Gebeten zu empfehlen. Auch als Inocenz IV. auf dem Concil zu Lyon die Ab-

setzung Friedrichs II. ausgesprochen, sendete er einen sehr artigen Brief nach Citeaux, worin er auseinandersetzte, dass dieser Schritt keineswegs in der Uebereilung geschehen, vielmehr eine traurige Nothwendigkeit sei, wofür er es auch zu halten bitte. Die ersten grösseren Zwistigkeiten im Innern brachen unter Urban IV. aus, und als sie allmälig immer lauter in die Oeffentlichkeit drangen, beschied der folgende Papst, Clemens IV., den Abt von Citeaux und mehrere andere zu sich, in Folge dessen 1265 eine Reihe von Verordnungen unter dem Namen der „Clementina“ festgestellt wurden, die ohne in der Observanz etwas zu ändern, die Regierungs-Verhältnisse neu regelten, wodurch wenigstens vorläufig die Ruhe wieder hergestellt wurde. Allein mit dem Beginn des XIV. Jahrhunderts riss die Verwilderung unaufhaltsam ein. Vergebens suchte Benedict XII., der selbst früher dem Orden angehört hatte, durch seine 1334 erlassenen Verordnungen, die „Benedictina“ genannt, den Geist der Unordnung durch Zurückführen auf die alte Strenge zu bannen. Dass man am Ende desselben Jahrhunderts den einzelnen Mönchen das Recht, Privatbesitzthümer zu haben, verstattete, war bereits ein Schritt zur völligen Zersetzung; es stand im offenbarsten Widerspruch mit den Jdeen, die den Stiftern des Ordens vorgeschwebt, und bezeichnet den Untergang einer der heiligsten Eigenthümlichkeiten der Cistercienser.

Liess die Zahl der Bevölkerung eines Klosters es wünschenswerth erscheinen, einen Theil derselben zur Stiftung einer neuen Abtei auszusenden, oder was häufiger geschah, hatte ein Dynast von einem benachharten Abte eine Anzahl Mönche zur Ansiedelung auf seinem Gebiete erbeten, so handelte es sich zunächst um die Wahl eines geeigneten Platzes für die Niederlassung. Man ging dabei sehr sorgfältig zu Werke, und es hatte der Ort mehrfachen Bedingungen zu genügen. Verboten war der Wohnsitz in Städten, Dörfern oder Schlössern, vielmehr sollten vom Verkehr entfernte Punkte dazu gewählt werden (inst. 1256, Cap. I). Während die mehr dem beschaulichen Leben und der wissenschaftlichen Thätigkeit hingegebenen Benedictiner sich gern auf Höhen mit freier Aussicht in die Gegend

anbauten, wozu schon das Mutterkloster Monte Casino das Beispiel gegeben, zogen die ackerbauenden Cistercienser den stillen Aufenthalt in versteckten Thälern vor. Ja wenn sie selbst ursprünglich auf Berge angesiedelt wurden, sei es dass man ihnen ein Benedictinerkloster übergab, ein Adliger ihnen seine Burg einräumte, oder aus irgend anderen Gründen, so vertauschten sie doch bald das für ihre Beschäftigung unbequeme Leben auf der Höhe mit dem Aufenthalt in der Ebene; es geschah dies in Deutschland häufig, so zu Altenberg, Heisterbach, Georgenthal u. s. w. Der Abt Fastred von Aniévaux soll darauf hingewiesen haben, dass die ersten Klöster absichtlich in sumpfigen, abschüssigen Thälern angelegt seien, damit die Mönche, indem sie in der ungesunden Luft öfter erkrankten, stets den Tod vor Augen haben und nie sorglos leben möchten.*) Ueber die Richtigkeit seiner Behauptung können wir jetzt freilich nicht mehr urtheilen, da die Cistercienser durch ihre vorzügliche Landwirthschaft den Gegenden, in denen ihre Niederlassungen lagen, mit der Zeit ein völlig verändertes Aussehen verliehen. So lag z. B. Morimond in einer wasserreichen feuchten Gegend, doch durch Deichbauten, Canalisirung und Anlage von Sammelteichen, die zugleich als Fischbehälter dienten und an ihren Ufern angenehme Spaziergänge gewährten, wusste man aus dem anfänglichen Uebel Vortheile zu erzielen.**) Spätere Schriftsteller dehnten die Behauptung Fastreds in ungerechtfertigter Weise auf die sämmtlichen Cisterciensерklöster aus. Für Deutschland wenigstens lässt sich nachweisen, dass man diese ascetischen Grundsätze nicht befolgte, wie sie denn überhaupt höchstens in den ersten Jahrzehnten der Ordensexistenz sich geltend gemacht haben werden. Vielmehr zeigt schon das sorgfältige Suchen nach der geeignetsten Stelle, dass man dem Local eine nicht geringe Bedeutung beizumessen pflegte. Ja man wechselte lieber selbst mehrere Male mit dem Klostersitze, wenn der gewählte Platz nicht mehr zusagte, als dass man sich definitiv in einer unvortheilhaften Gegend niederliess. So befand sich die erste Ansiedelung von Riddagshausen zu Marienzell bei Schöppenstedt; als aber später das Kloster mit Län-

*) Manrique a. a. O. Band 1 pag. 463.

**) Dubois: Geschichte der Abtei Morimond. Deutsch. Münster, 1855, pag. 19.

dereien beschenkt wurde, deren „liebliche Haine und fischreiche Teiche“ den Mönchen mehr zusagten, zogen sie dorthin.*) Die ursprüngliche Stelle des Klosters Marienstadt war in einer rauhen, wilden Gegend des Westerwaldes; sie missfiel dem Convent der Art, dass er nach der Mutterabtei Heisterbach zurückkehren wollte, was der Abt nur durch Verlegung des Klosters an die heutige Stelle verhinderte. Häufig rühmt ferner Jongelinus ganz besonders die gesunde Gegend, in der die Abteien gelegen, so wie die Vortheile, die nahe Wälder, fruchtbarer Boden und fischreiche Bäche gewähren. Doch nicht auf das Praktische allein beschränkte sich die Aufmerksamkeit der Gründer, auch für die Schönheit der Landschaft hatte man ein empfängliches Auge, so dass noch heute die Ordensklöster in der friedlichen Stille ihrer Waldthäler das Auge des Beschauers entzücken. Es ist dies ein Zug, der gerade bei den verständig praktischen Cisterciensern überraschen muss; die Beschäftigung mit der Natur hatte in diesen Bauer-Mönchen die Liebe zu ihr, das Gefühl für ihre Schönheit gestärkt. Bekannt ist die einsam romantische Lage von Heisterbach, Altenberg und Eberbach. An dem jetzt zerstörten Königsbronn in Schwaben preist Jongelinus, dass es nicht nur in äusserst gesunder Gegend, sondern auch in wahrhaft paradiesischer Schönheit daliege. Viele Klöster liessen sich als Beispiele anführen, doch genüge es, an die sprichwörtlich gewordene reizvolle Lage von Oliva dieses „schönsten Schmuckes des Ostseestrandes“ zu erinnern.

Nur in den seltesten Fällen sah man von den besonderen Eigenthümlichkeiten, die man für den Bauplatz wünschte, ab. So liegen nur zwei Klöster auf einer grösseren Anhöhe, beide mit demselben Stiftungsjahr 1259, nämlich Hohenfurt in der südlichen Spitze von Böhmen auf einem Hügel über der Moldau, und Dissibodenberg in der Pfalz. Da letzteres jedoch nicht neu gegründet, sondern von den Benedictinern übernommen wurde, so mochte die uralte Heiligkeit des Ortes, wo sich seit dem VI. Jahrhundert bereits eine Gott geweihte Stätte befand, die neuen Ankömmlinge bewogen haben, trotz mancher Unbequemlichkeiten daselbst auszuharren. Innerhalb einer

---

*) Jongelinus a. a. O. Band III pag. 25.

Stadt liegt nur die Abtei zur Heiligen Dreifaltigkeit in Wiener Neustadt, aus dem Jahr 1227.

War der Vater-Abt über die Stelle des neu zu gründenden Klosters mit sich einig, so zeigte er sie zweien seiner Collegen (1134, Cap. XXX.), und erst nachdem diese die Wahl gebilligt, ging man an die Errichtung eines provisorischen meist aus Holz hergestellten Baues. Damit aber eine solche neue Stiftung in die Zahl der Klöster aufgenommen werden konnte, musste sie die sämmtlichen nach der Ordensregel für den Bestand derselben nöthig erachteten Gebäude besitzen, nämlich ein Betkirchlein, Schlafhaus, Refectorium, Gaststube und Pförtnerwohnung, wenn auch in noch so leichter Ausführung aus Holz gezimmert und mit Stroh gedeckt. Ehe diese Theile nicht vollendet und der nöthige Lebensunterhalt gesichert war, durfte der Bau nicht bezogen werden (1134, Cap. XII). Weiter hing es dann von dem Grade, in welchem die umliegenden Herren die Abtei dotirten, ab, ob man bald an die Errichtung eines kostspieligen Monumentalbaues der gesammten Anlage gehen konnte oder nicht. Doch finden wir meist eine Reihe von Jahren zwischen der Gründungszeit und der Grundsteinlegung für die noch jetzt erhaltene Kirche. Und selbst wenn die Mittel von vorn herein vorhanden waren, zog der Convent es doch meist vor, sich erst zu überzeugen, ob die gewählte Localität auch bei längerem Aufenthalt in derselben allen Ansprüchen genügte. Zur Verlegung des Wohnsitzes nach einem andern Punkte bedurfte man dann freilich seit dem XIII. Jahrhundert der Erlaubniss des Generalcapitels (1215, Art. 23). Die neue Colonie wurde mit zwölf Mönchen unter Führung eines Abtes bevölkert (1134, Cap. XII); dies war die gesetzliche, nach dem Vorbild des Heilandes und seiner Apostel gewählte Zahl. Bisweilen jedoch kam es vor, dass das Mutterkloster bei selbst beschränkter Einwohnerzahl nicht so viel Brüder entbehren konnte und doch nicht auf die Stiftung verzichten wollte; in welchem Falle dann weniger deputirt wurden, wie dies z. B. bei der Gründung von Himmelrode geschah, wo der heilige Bernhard selbst nur neun Mönche mit ihrem Abt senden konnte. Die Verordnung vom Jahre 1134 (Cap. XXXVII), dass erst, wenn sechzig Mönche in einer Abtei vorhanden wären, an die Gründung eines Tochterklosters gedacht werden dürfe, scheint nie streng befolgt zu sein.

Der Abt Alberich bereits hatte den Dienst der heiligen Jungfrau besonders gepflegt und seinen Convent ihrem vorzüglichen Schutze empfohlen. Seitdem wurde sie nicht müde, durch allerhand Zeichen und Wunder ihren Schützlingen die Fürsorge, welche sie für sie empfand, zu offenbaren. Fast bei jeder Klostergründung griff sie nach den Erzählungen der Ordensschriftsteller thätig mit ein, indem sie theils im Traume dem Abt die zu erwählende Stelle zeigte, theils den am Orte angekommenen durch ein äusseres Wunder den ihr genehmen Platz für den Hochaltar zu erkennen gab. In Folge dessen entwickelte sich innerhalb des Ordens ein ganz besonderer Kult der Himmelskönigin, und wenn dieselbe im Allgemeinen die Patronin des gesammten Mönchsthums ist, so trat dies doch bei den Cisterciensern zum ersten Mal mit dieser Entschiedenheit hervor. Ihr waren sämmtliche Kirchen geweiht (Inst. 1256, Cap. I), nach ihr wurden die meisten genannt. Dass ausserdem die Weihe im Namen mehrerer anderer Heiligen geschah, oder doch geschehen konnte, ist selbstverständlich. Ein Bild der Gnadenmutter, sei es aus Holz oder Stein, mag wenigstens in späterer Zeit in keinem Gotteshause des Ordens gefehlt haben; zahlreiche Beispiele finden wir noch jetzt erhalten. Bekanntlich ging der Marienkult durch das ganze Mittelalter, die allgemeine Verbreitung aber der Marienbilder in den Kirchen findet hauptsächlich seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts statt, als mehrere Orden, so die Serviten, die Franziskaner u. A. beschlossen, dass ihre heiligen Gebäude sämmtlich mit dem Bilde der Jungfrau zu versehen seien.*) Ist auch von den Cisterciensern eine derartige Verordnung nicht bekannt, so darf man doch nicht zweifeln, dass diese Sitte auch bei ihnen stattfand, ja vielleicht erst durch ihr Beispiel auf die anderen Genossenschaften übertragen wurde.

Die Klöster erhielten in der Regel eine besondere, von der landesüblichen Localbezeichnung verschiedene Benennung. Bisweilen war dieselbe von irgend welcher Eigenthümlichkeit des Ortes hergenommen, wie Citeaux (Cistercium) von den vielen Quellen, die

---

*) Kugler: Kleine Schriften. Band I. pag. 32, der die betreffenden Quellen nachweist.

man dort fand, Heilsbronn u. A.; bisweilen mit Bezug auf die Patronin des Ordens gewählt, wie Locus Mariae, Campus Mariae (Marienfeld), Portus Mariae (Hude), Vallis Mariae (Marienthal) u. s. w. Hierher gehört auch der Name Maris stella: Marienstern in der Lausitz und Meerstern (Wettingen) in der Schweiz.*) Eine dritte Classe endlich bilden die symbolisch gewählten Ortsbezeichnungen, wie Heiligenkreuz, Clairvaux, (Clara Vallis), Zwetl, d. h. Licht, u. A., sowie das aus einer Christianisirung des slavisch-heidnischen Namens Czyna (Zinna) entstandene Cœna B. V. Mariae.

In den Verordnungen der Verfassungsschriften und der Generalcapitel in Bezug auf Aufbau und decorative Ausstattung der Kirchen leuchtet das Hauptbestreben überall hervor, alles auf die grösstmöglichste Einfachheit zurückzuführen. Jeder unnütze Schmuck sollte deshalb entfernt, kostbare Geräthe und edle Metalle so wenig als möglich angewandt werden. Alles, was allein der künstlerischen Gestaltung der Form diente, schien ihnen überflüssig und gefährlich, da es die Gemüther von der Betrachtung des Göttlichen ab auf weltliche Dinge hinlenke. Wir werden daher in den ältesten Kirchen des Ordens nur wenig decorativ durchgebildete Werke zu erwarten haben. Auch jenes feine Gefühl für Raumverhältnisse und Massenwirkung, durch welches spätere Bauten so sehr hervorragen, erwarb man erst im Laufe der Zeit als Ersatz für die verbotene Entfaltung eines reichen Details. Um zu solchen Schöpfungen freier

---

*) Der Name Maria; ebräisch Mirjam, wörtlich: „Meerestropfen“ (מִרְיָם Tropfen, יָם das Meer) maris stilla, woraus durch Corruption maris stella „Meerstern“ wurde. Der Vergleich der Maria mit dem glänzenden Stern, der dem Meere entsteigt, wurde bald ein allgemein beliebter (v. Kloeden: Zur Geschichte d. Marienverehrung. S. 17) und während des ganzen Mittelalters mannigfach gebrauchter, ohne dass man sich der Etymologie noch bewusst gewesen wäre. Vergl. Mone: Latein. Hymnen des M. A. 1854, Band II. No. 496:

Ave maris stella,
In qua digna cella
Deus incarnatur.

Ferner ebenda No. 326, 340, 352, 399, 401; 413, 481, 497, 498, 499 etc. Auch in den mittelalterlichen Dichtungen der modernen Sprachen findet sich diese Bezeichnung.

Schönheit zu gelangen, war ein langes sorgfältiges Studium nöthig, und dazu fand sich keine Musse in einer Zeit des Kampfes, wo alles darauf ankam, in Gegensatz zu den bestehenden Sitten oder vielmehr Unsitten zu treten. Klein, innen und aussen unscheinbar, fast ausschliesslich auf die blossen Structurformen beschränkt, häufig plump und schwerfällig standen die ersten Cisterciensserkirchen da, und ist uns ein Theil derselben noch erhalten. Man liebte es im Widerspruch mit der sonst üblichen Bezeichnung „Ecclesiae“ die Gotteshäuser des Ordens „Oratoria“ zu nennen; man wollte nur ein kleines für den Convent bestimmtes Bethaus im Gegensatz zu den geräumigen für Aufnahme des Volkes berechneten Benedictinerkirchen. Bei diesen Bestrebungen musste man natürlich in Conflict mit den damals mächtigen Cluniacensern kommen, die in reichen Bauanlagen — man denke nur an die Mutterabtei selbst — und in der Entfaltung von kirchlichem Luxus keineswegs etwas Verdammungswürdiges sahen. Interessant für die Stellung, die beide Orden in dieser Beziehung einnahmen, ist der zwischen 1153 und 1171 von einem eifrigen Cistercienssermönch, dessen Name uns unbekannt geblieben, verfasste Dialog zwischen einem Cistercienser und Cluniacenser,*) worin der Verfasser seinen Gegnern vorwirft, dass sie bei ihrer centemplativen Richtung, durch das Studium der Werke der Heiden irre geleitet, an allerhand weltlichen Tand als goldenen Prunkgeräthen, kostbaren Teppichen, Malereien und Bildwerken aller Art, die doch etwas rein Ueberflüssiges und die Sinne Kitzelndes seien, ihr Vergnügen fänden, während der thätige Cisterciensserorden über all diese Lockungen der weltlich Gesinnten hinweg auf das allein Noththuende sehe. Das selbstthätige Verwalten des Eigenthums, die Cultivirung und Urbarmachung des Bodens sei der Beschäftigung mit den Wissenschaften, dem Verfertigen kostbarer Miniaturen und dem Streben nach reichem Kirchenschmuck weit vorzuziehen. — Ungleich heftiger und schärfer spricht sich der heilige Bernhard in einem Briefe über die innerhalb des Mönchthums eingerissenen Unsitten in baulicher Hinsicht aus. Er ist keineswegs ein absoluter Gegner von prächtiger Decoration, sobald es sich um Pfarr- und Episcopal-

*) Martene et Durandus, Band V. pag. 1571 ff.

Kirchen handelt, wo sie der unwissenden Menge als Glanz des Göttlichen erscheinen soll. Dem Volke imponiren und ihm in Bildern zeigen, was es durch eigne Lesung der Schrift sich nicht aneignen konnte, dies ist überhaupt der Sinn der kirchlichen Malerei nach der damaligen Anschauung, wie dies ein etwas älterer Synodal-Beschluss von Arras aus dem Jahre 1025 beweist; und aus diesem Grunde eben legte man grosses Gewicht auf dieselbe.*) Bernhard findet aber allen Prunk und mit ihm die Malerei von dem Augenblick an störend und unpassend, wo es sich um Kirchen von Mönchen handelt, die doch dem äusseren Scheine der Welt entsagen wollen. Was man auf den Schmuck der Bauten verwende, entziehe man den Bedürftigen, und während die Brüder selbst das Gelübde der Armuth leisten, bepacken sie ihre Altäre mit Gold und edlem Gestein. Sei denn etwa ein Heiligenbild deshalb heiliger und wunderthätiger, weil es aus kostbarem Material gearbeitet oder von besonders schöner Form sei? Man liebe aber mehr das Schöne, dem Auge Schmeichelnde zu bewundern, als das Heilige zu verehren. Nähme der Mönch etwa deshalb selbst von Armen Geschenke an, um den Forderungen verwöhnter Reicher zu genügen? Besonders missbilligt er das Belegen des Fussbodens mit Platten voll bildlicher Darstellungen: Man trete die Heiligen, die in jenen Bildern dargestellt, mit Füssen, man speie den Engeln ins Angesicht; und wenn man das Gefühl verloren, dass man dadurch das Göttliche schände, so sollen doch wenigstens die für sinnliche Schönheit Begeisterten die leuchtenden Farben und lieblichen Gestalten verschonen, die dadurch beschmutzt und vernichtet würden. Dann wendet er sich gegen die Bemalung der Refectorien und Capitelsäle in der damals üblichen phantastischen Weise. Schliesslich tadelte er die abenteuerlich symbolischen Darstellungen, die gerade zu seiner Zeit beliebt waren: was soll, fragt er, jenes bunte Gewirr von Löwen, Tigern, Menschen und Halbmenschen und all jene wilden Gestaltenvermischungen, die uns verlocken, mehr und länger in diesen Steinbildern als in den heiligen Büchern zu lesen.**)

---

*) Kugler, Geschichte der Malerei, II. Auflage. Berlin 1847. Band I. pag. 145 ff.

**) Die ganze höchst merkwürdige Stelle aus der Apologia ad Guilhelmum S. Theodorici abbatem (opera S. Bernhardi Band I, pag. 544 f.) lautet folgen-

Durch Beschluss des Generalcapitels wurden seit 1157 (Art. 16) steinerne Glockenthürme verboten, weshalb der Orden die später auch bei den Bettelmönchen beliebten Dachreiter, kleine, in Deutschland fast immer achteckige Thürme über der Vierung, zum Aufhängen des Geläutes wählte. Auch sie durften nur von bescheidener Grösse und von Holz gefertigt sein (inst. 1256, Cap. II); erst später (1274, Art. 25) wurde die Erlaubniss, sie in Stein herzustellen, für den Fall

---

dermassen: Ommitto oratoriorum immensas altitudines, immoderatas longitudines, supervacuas latitudines, sumptuosos depolitiones, curiosas depictiones, quae dum orantium in se retorquent aspectum, impendiunt et affectum, et mihi quodammodo repraesentant antiqum ritum Iudaeorum. Sed esto, fiant haec ad honorem Dei ... sed dicite pauperes, si tamen pauperes, in sancto quid facit aurum .... ostenditur pulcherrima forma Sancti vel Sanctae alicujus et eo creditur sanctior quo coloratior. Currunt homines ad osculandum, invitantur ad donandum et magis mirantur pulcra quam venerantur sacra. Ponuntur dehinc in ecclesia gemmatae non coronae sed rotae circumseptae lampadibus, sed non minus fulgentes insertis lapidibus. Cernimus et pro candelabris arbores quasdam erectas, multo aeris pondere miro artificio opere fabricatas, nec magis coruscantes superpositis lucernis quam suis gemmis. Quid putas in his omnibus quaeritur: poenitentium compunctio an intuentium admiratio? O vanitas vanitatum, sed non vanior quam insanior! Fulget ecclesia in parietibus et in pauperibus eget. Suos lapides induit auro et suos filios nudos deserit. De sumptibus egenorum servitur oculis divitum. Inveniunt curiosi quo delectentur et non inveniunt miseri quo sustententur. Ut quid saltem Sanctorum imagines non reveremur quibus utique ipsum quod pedibus conculcatur scatet pavimentum? saepe spuitur in os Angeli, saepe alicujus Sanctorum facis calcibus tunditur transeuntium. Et si non sacris his imaginibus cur vel non parcitur pulcris coloribus? cur decores quod mox foedandum est? Cur depingis quod necesse est conculcari? Quid ibi valent venustae formae ubi pulvere maculantur assiduo? Ceterum in claustris coram legentibus fratribus quid facit illa ridicula monstruositas, mira quaedam deformis formositas ac formosa deformitas? Quid ibi immundae simiae, quid feri leones, quid monstruosi centauri, quid semihomines, quid maculosae tigrides, quid milites pugnantes, quid venatores tubicinantes? Videas sub uno capite multa corpora et rursus in uno corpore capita multa. Cernitur hinc in quadrupede cauda serpentis, illic in pisce caput quadrupedis. Ibi bestia praefert equum, capram trahens retro dimidiam; hic cornutum animal equum gestat posterius. Tam multa denique tam mira diversarum formarum ubique varietas apparet, ut magis legere libeas in marmoribus qum in codicibus, totumque diem occupare singula ista mirando quam in lege Dei meditando Proh Deo! si non pudet ineptiarum, cur vel non piget ineptiarum? ....

ertheilt, dass die Kirche dem Winde stark ausgesetzt sei, und so hölzerne Thürme gefährlich werden möchten; ein Vorwand, der natürlich überall mit mehr oder weniger Grund gebraucht werden konnte. Das Geläute selbst war klein und fand vollständig in einem solchen Dachreiter Platz. Man machte den Cluniacensern aus ihren grossen Glocken, die so schwer seien, dass kaum zwei Mann sie regieren könnten, einen besonderen Vorwurf, denn bei den Cisterciensern durfte das Gewicht der grössten nicht 500 Pfund überschreiten (1157, Art. 21.) Doch ist die Annahme, als habe jede Kirche überhaupt nur eine Glocke gehabt, eine irrige, denn bereits in dem liber usuum antiquiorum findet sich unter den Bestimmungen, wie man einen etwa im Kloster verstorbenen Gast zu bestatten habe, die Verordnung, dass nur die kleinere Glocke geläutet werden solle, woraus also wenigstens auf die Existenz zweier zu schliessen ist.*) Eine eigenthümliche Ausnahme in Bezug auf die Verordnung über Thürme macht von allen Cistercienserbauten des XII. Jahrhunderts allein die Kirche zu Altencamp, deren gradlinig geschlossenes Altarhaus, da wo es sich ans Schiff lehnt, von zwei kleinen quadratischen Thürmen flankirt ist. In den folgenden Jahrhunderten nimmt noch die Gruppe der Backsteinkirchen eine besondere Stellung zu diesem Verbot. In ihr werden die beiden Strebepfeiler zwischen den drei Schiffen an der Façade so stark betont, dass dieselben zu kleinen Thürmen werden, von denen der eine in der Regel eine Treppe enthält, der andere nur Mauerstück ist, und zwar tritt der Thurmcharakter desto entschiedener hervor, aus je jüngerer Zeit der Bau stammt, ohne doch je die Gesammtwirkung zu beherrschen. Es hatte diese Anlage offenbar den praktischen Zweck, einen Zugang zu dem Dachraume zu gewähren, während ohne alle Thürme die geschickte Anlage der Treppe immer auf Schwierigkeiten stösst. Sehen wir aber von diesen Ausnahmen ab, so finden wir durch das ganze Mittelalter hindurch und hinein bis ins XVI. Jahrhundert die Dachreiter allein angewandt, nur dass sie in späterer Zeit meist in Stein so wie grösser und reicher hergestellt wurden. Dass in der Barock- und Zopfzeit das alte Verbot vergessen wurde, bedarf

*) Liber usuum antiquiorum bei Paris a. a. O. pars IV. Cap. I pag. 217.

kaum der Erwähnung; bald einzeln, bald gepaart finden wir die Thürme in dieser Periode als Façaden-Motiv verwendet.

Glasmalereien in den Kirchenfenstern waren als überflüssiger Luxus verboten (1134, Cap. LXXXII). Allein gerade diese Verordnung stiess in ihrer Durchführung auf grosse Schwierigkeiten und kam trotz öfterer Wiederholungen nie zur allgemeinen Geltung; ja selbst der kategorische Beschluss von 1182 (Art. II.), dass innerhalb zweier Jahre sämmtliche etwa vorhandene gemalte Fenster aus den Kirchen zu entfernen seien, und wo dies nicht geschähe, der Abt, Prior und Kellermeister so lange streng bei Wasser und Brod gehalten werden sollten, bis die betreffenden Bilder fortgenommen, scheint nicht absolut gefruchtet zu haben. Als man im Jahre 1256 (Inst. Cap. II) das Verbot erneuerte, sah man sich genöthigt, eine Ausnahme zu gestatten. Die Fenster, hiess es, sollen von weissem Glase gemacht sein, nur die Kirchen, die früher anderen Orden gehört und bereits vor der Zeit ihrer Uebernahme bunte Glasmalereien gehabt, sollen dieselben behalten dürfen. Für Deutschland ist diese Vergünstigung von keinem Belang, da hier, mit Ausnahme des jetzt zerstörten Dissibodenberg, keine von andern Mönchsgenossenschaften übernommene Kirche beibehalten wurde, vielmehr stets einem Neubau Platz machte. Man muss es als ein Zeichen der allgemeinen Freude, die jene Zeit an der malerischen Ausschmückung der Kirchenfenster hatte, ansehen, wenn man innerhalb des Ordens auf alle Art von dem Verbot dagegen loszukommen suchte. Es fehlte nicht an directen Ueberschreitungen desselben, während man im Allgemeinen einen Mittelweg einzuschlagen wusste, der ohne das Gesetz zu verletzen, doch nicht den beliebten Schmuck ganz entbehren liess. Es tauchte eine neue Technik auf, deren Vorkommen wir nicht über das Jahr 1141 hinaus verfolgen können, wo sie zum ersten Male in der Abteikirche zu Bonlieu (Département Creuse) auftritt, die aber eine reiche Entwickelung durch die Cistercienserbauten empfing.*) Das Gesetz schrieb dem Wortlaute nach vor „die Fenster sollen weiss, ohne Kreuzeszeichen und bunte Malereien sein“ (vitreae albae fiant

*) Dass auch ausserhalb des Ordens diese Technik bekannt, versteht sich von selbst, und bietet dafür u. A. die Kirche Notre Dame de Valère zu Sitten in der Schweiz Beispiele aus dem XIII. Jahrhundert dar.

sine crucibus et picturis, 1134, Cap. LXXXII); damit stand es in keinem Widerspruch, wenn man die einzelnen Glasstücke so zuschnitt, dass der sie verbindende Bleiguss Ornamente bildete, so dass das Fenster dann wie mit einem Teppichmuster übersponnen erschien. Mehrere Beispiele hiervon finden sich noch in Frankreich und zwar die ältesten in den Kirchen zu Bonlieu, Obasine (Dép. Corrèze), 1142 geweiht und Pontigny, welches im Jahre 1150 vollendet wurde; in Deutschland ist mir nur das der Kirche von Marienstadt bekannt geworden. Es war dann nur ein Schritt weiter, wenn man begann die Formen des Bleigusses durch schwarze (mit Schwarzloth) auf das Glas aufgetragene Linien nachzuahmen, was bei einiger Ausbildung zwingend zur Fensterbemalung grau in grau (Grisailmalerei) führen musste. Diese etwas freiere Behandlung trieb ihre schönsten Blüthen in den noch erhaltenen Glasgemälden zu Heiligenkreuz in Oesterreich: Pflanzen- und Rankenwerk, verbunden mit Linearornamenten finden sich hier einfach grau in grau vorzüglich edel und streng stilisirt in mannigfachen, höchst reizvollen Mustern. Doch schon in derselben Zeit treten schwache Spuren von Anwendung bunter Farben hervor, auch das Kreuzeszeichen und einige Köpfe erscheinen ganz gegen die Ordensregel. An einigen Orten freilich erhielt sich die alte Strenge noch bis gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts, wie dies die Grisailmalereien in der Klosterkirche zu Altenberg beweisen. Kurze Zeit nach diesen aber finden wir die Kirchenfenster bereits vielfältig mit grossen figürlichen Darstellungen in der ganzen Farbenglut der mittelalterlichen Technik geschmückt.*) Der Fussboden der Kirchen sollte mit einfachen Fliessen belegt werden; doch trieb auch hier bald die Freude an reicherer Ausschmückung zur Anwendung von bunten Thonplatten, von denen sich noch in mehreren Kirchen Reste erhalten haben, so u. A. zu Hude, Marienstadt, Altenberg und Doberan. Kam dies jedoch zur Kenntniss des Generalcapitels, so

---

*) A. Camesina: Die Glasgemälde des XII. Jahrhunderts im Kreuzgang des Klosters zu Heiligenkreuz, in dem Jahrbuche der K. K. Central-Commission u. s. w. Band III, pag. 277 ff. Texier: Origine de la peinture sur verre in Didron: Annales archéologiques. Band X, pag 81 ff. R. Goerz: Die Abteikirche zu Marienstadt, Wiesbaden 1867, pag. 4.

wurde dagegen eingeschritten.*) Die Grabsteine welche in die Pflasterung der Kirchen oder Kreuzgänge eingelassen wurden, sollten in Uebereinstimmung mit der überall verlangten Einfachheit und Bescheidenheit ohne jedes Relief sein „auf dass sie den darüber Hinschreitenden kein Hinderniss böten“ (1194, Art. VIII). In den Kirchen selbst sollte überhaupt, wie oben erwähnt, ursprünglich nur Königen, Königinnen, Bischöfen und Erzbischöfen das Begräbniss gestattet werden. Doch bereits im XII. Jahrhundert finden wir trotz der ausdrücklichen Verbote (1152, und 1180 Art. 5) allgemein die Sitte, sowohl die Gründer der Klöster als auch andere Grosse des Landes daselbst zu begraben. So wurde zu Kaisheim in Schwaben der Gründer und seine Gemahlin 1143, zu Altenzelle derselbe 1189 beigesetzt; zu Porta befand sich der Grabstein des Herzogs Johann des Jüngeren von Schlesien aus dem Jahre 1180 u. s. w.**)

Weder reichere Sculpturen noch Malereien wurden in den Kirchen geduldet, weil durch den Anblick derselben die fromme Meditation und der religiöse Ernst gestört würden (1134, Cap XIX. und 1213, Cap. II). Doch beweisen die Denkmale, wie sich dies fast schon von selbst versteht, dass man deshalb nicht etwa auch von der polychromen Behandlungsweise der Architekturformen Abstand nahm, denn an Capitellen und anderen Detailbildungen finden wir noch heute zahlreiche Spuren bunter Färbung. Eigenthümlich dagegen muss es erscheinen, wenn im Jahre 1157 (Art. XII), denen die es wünschten, als besondere Erlaubniss vergönnt wurde, ihre Thüren und Eingänge weiss zu streichen. Es ist dies eine Sitte, die meines Wissens sonst nicht wieder vorkommt, und die nur wenig zur Verschönerung beitragen konnte. Dem im XIII. Jahrhundert aufgekommenen Gebrauche, Tafelbilder auf den Altären aufzustellen, verschlossen sich auch anfänglich die Cistercienser nicht, bis die Sache im Jahre 1240 vor dem Generalcapitel zur Sprache kam, welches nunmehr in Folge einer „clamosa insinuatio“ verordnete, dergleichen

---

*) 1235, Art. XII, wurde verordnet: Pavimentum curiosum quod est in ecclesia de Gardo evertatur et ad antiquam simplicitatem ordinis redigatur. Der Abt solle bestraft werden.

**) Siehe Jongelinus a. a. O. und die unten bei den einzelnen Kirchen näher anzugebende Literatur für dieselben.

bunte Gemälde seien ganz zu entfernen oder doch weiss zu überstreichen (1240, Art. XII). Nur ein Bild des Heilandes wurde in jeder Kirche erlaubt (1213, Cap. IV). Dass man aber auch hierin, wie in so vielen andern Fällen, wo Strenge und Einfachheit bezweckt wurde, nicht durchdrang, beweist unter vielen das Beispiel des Böhmischen Klosters Königssaal, dem sein Stifter Wenzilaus II. 1297 ein prächtiges auf Holz gemaltes Marienbild schenkte.*) Im Gegensatz zu dem Verbote der Gemälde war die Aufstellung hölzerner und bemalter Crucifixe erlaubt (1134, Cap. 19), nur sollten sie von bescheidener Grösse sein, um bei Processionen noch bequem getragen werden zu können. Goldene oder vergoldete Kreuze dagegen waren durchaus verpönnt (1157, Art. XV). Auch hiergegen verstiess derselbe König Wenzel, wenn er den Mönchen seines Klosters ein 1400 Mark Silber werthes kostbares mit Edelsteinen besetztes Kreuz schenkte.**) Sollte doch aller goldene und silberne Schmuck, unter welcher Form er immer auftrat, aus den Kirchen verbannt sein und eisernen Geräthen Platz machen; nur der Kelch und die Fistula durften aus vergoldeten Silber, nie aber aus reinem Golde gefertigt sein (1134, Cap. X). Das Verbot gegen derartige werthvolle Geräthe war, wo es sich nicht mehr um den heiligen Dienst handelte, natürlich ursprünglich ebenso streng und noch strenger; doch finden wir bereits im XIII. Jahrhundert prächtige Becher aus edlem Medall allgemein in Gebrauch. Es wurde dies (1268, Art. V.), wenigstens theilweis sanctionirt, indem man erlaubte, sie den Fremden vorzusetzen, wennschon sie aus den Refectorien und den Krankenzimmern nach wie vor verbannt sein sollten.

Wenn die hier besprochenen Verordnungen mit Ausnahme der die Thürme betreffenden auch nicht direct die Architektur berühren, so mussten sie doch immerhin als charakteristische Eigenthümlichkeiten erwähnt werden. Dass nun auch der Aufbau der Ordenskirchen sich noch heut so scharf kennzeichnet, verdanken wir nicht sowohl einzelnen darauf zielenden Gesetzen als vielmehr dem einheitlichen Sinne und dem Gefühle der Zusammengehörigheit, welches sich in ihnen

---

*) Fiorillo: Geschichte der zeichnenden Künste etc., Band I, pag. 118 ff.

**) Fiorillo a. a. O.

ausspricht. Schon die Gleichheit der rituellen Gebräuche, sobald diese so entschieden wie bei den Cisterciensern ausgeprägt waren, musste die einzelnen Kirchenanlagen in Uebereinstimmung mit einander bringen. Ausserdem hatte dann die Verfassung von vorn herein dafür gesorgt, dass stets jedes einzelne Kloster mit den übrigen in engem Zusammenhang lebte. Alljährlich trafen sämmtliche Aebte in Citeaux zusammen. Nichts war natürlicher, als dass ausser den mannigfachen Dingen, die hier verhandelt wurden, auch bauliche Unternehmungen zur Sprache kamen, Neubauten geplant und Erfahrungen mitgetheilt wurden; denn genug Bauverständige werden sich stets unter der grossen Zahl der Aebte und ihrer Begleiter gefunden haben, denen ein solcher allgemeiner Ideenaustausch nur erwünscht sein konnte. Auf dem Wege zu den Capiteln berührten ferner die weiter Wohnenden andere Klöster des Ordens und lernten hier die Bauten kennen. Ebenso boten die Visitationsreisen immer wieder Gelegenheit zum Sehen und Lernen; wie es denn überhaupt zwischen den einzelnen Aebten desselben Ordens nicht an mannigfachem Verkehr und Zusammenhang gefehlt haben kann. Da mag denn oft eine neu erbaute Kirche den Beifall von Mönchen einer anderen Abtei erregt haben und den Anstoss zu einem Neubau des eigenen Gotteshauses nach derselben Grundidee gegeben haben. So, und so allein erklärt es sich, dass wir häufig in ganz entfernten Punkten eng verwandte Bauten finden, bald Vereinfachungen, bald Bereicherungen eines und desselben Gedankens. Nur so versteht man die eigenthümliche Erscheinung, dass wir fast sämmtliche Cistercienser Kirchen auf wenige Vorbilder zurückführen können, und dies unabhängig von dem Filiationsverhältniss. Nur eine geringe Zahl von Kirchen schliesst sich von diesem Systeme aus und folgt in ihrer Anlage der jedesmaligen Landessitte. Es ist dabei naturgemäss, dass der Aufbau und seine Detailbildungen weit mehr als der Grundplan den lokalen Einflüssen zugängig waren, doch verleugnet sich auch bei diesen, Dank der allgemein geforderten Einfachheit und der steten Berührung unter einander, die Verwandtschaft nicht.

All diese Eigenthümlichkeiten und Uebereinstimmungen der Ordensbauten konnten sich aber nur dann dauernd von Generation zu Generation vererben, nur dann eine besondere Schule bilden, wenn

man seine Baumeister selbst erzog, das heisst, sie aus der Zahl der Mönche wählte. So wurde eine Tradition einzig möglich, so nur konnten die an und für sich gleichen Bedingungen auch in den entferntesten Gegenden zu gleichmässiger Ausbildung führen, und nur so konnte der Orden die Bedeutung in der Baugeschichte Deutschlands erlangen, die er in der That hat. Mit der Annahme von Laienmeistern hätte man eben auf die besonderen Anschauungen zu Gunsten der einzelnen Provinzialismen verzichtet; statt den einzelnen Distrikten Vorbilder zu geben, wäre man mit der grossen Masse gegangen. Absolut sichere urkundliche Nachrichten für die Thätigkeit der Mönche als Baumeister lassen sich natürlich bei den spärlichen Nachrichten von Künstlern aus dem Mittelalter nur in seltenen Fällen geben. Es genügt, dass die innern Gründe durch einzelne hin und wieder nachweisbare Beispiele unterstützt werden, wie denn auch die Ausnahmefälle, wo die Bauleitung in Händen von nicht zum Orden gehörigen Personen lag, die Regel nicht umstossen können. In der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts bereits lernen wir als viel beschäftigten Architekten den Novizenmeister Achard von Clairvaux kennen, der zahlreiche von Bernhard in Frankreich und Deutschland gegründete Abteien, darunter Himmetrode im Trierschen, erbaute. Proben seiner Thätigkeit sind leider nicht mehr erhalten. Im Jahre 1207 entwarfen die Conventualen Jordan und Berthold zu Walkenried den Plan ihres Klosters, dessen Ausführung später der bauverständige Abt Heinrich (1223—1225) leitete. 1240 begann Bado (Mönch oder Laie?) den Bau der Kirche zu Loccum. Sechs Jahre später finden wir in Georgenthal den Mönch Wigand als „Magister lapidum“ angeführt. Zu Herrenalb in Schwaben ist in der Vorhalle der Kirche der Grabstein eines Burchart Steinmetz († 1300) erhalten. Obgleich das folgende Jahrhundert im Allgemeinen etwas reicher an Künstlernamen ist, finden wir doch bei Cisterzienserbauten nur zwei erwähnt, nämlich Reinhold von Hochheim, der 1398 das grosse Prachtfenster an der Westfront zu Altenberg verfertigte „super omnes rex lapicidas“, wie die Grabschrift ihn nennt, und den Meister Johannes, der 1343 den Chor der Kirche zu Zwetl begann; beide ziemlich sicher Laien. In der letzten Zeit des Mittelalters endlich finden wir den Laienbruder Georg vom Kloster Salmansweiler zu Bebenhausen

1407—1409 mit der Erbauung von durchbrochenen Dachreitern für Kirche und Refectorium beschäftigt. Dass aber eine gründlichere Specialforschung auch hier noch für manches Werk uns den Namen des Künstlers liefern würde, zeigen die von Klunzinger für Maulbronn gewonnenen Resultate (siehe S. 63). Mit Sicherheit als Laienwerke anzusehen sind nur die Kirchen von Altenberg und Zwetl; wahrscheinlich aber wird dasselbe noch für mehrere andere, die ganz in lokalen Anschauungen befangen sind, wie z. B. Heilsbronn, Doberan, Dargun u. s. f.*)

Es ist bereits im Eingange darauf hingewiesen, dass die Cistercienser bei dem steten Verkehr mit den französischen Mutterklöstern der Baukunst Frankreichs wesentlich in Deutschland Bahn brachen, und dass sie dies um so eher konnten, als sie dieselbe nicht als geschlossenes fremdes System einführten, vielmehr sie nach den deutschen Gewohnheiten modificirten und so einer leichteren Verbreitung auch ausserhalb des Ordens fähig machten. Fast überall treten sie als Lehrmeister in ihren Kirchenbauten auf, an denen sich die Architekturen der Umgegend heranbilden; wohin sie sich wenden, ist ihre Baukunst meist die entwickeltere und besonders für die Entstehung des Uebergangsstyls die Epoche machende. So trat derselbe in Sachsen zu Walkenried noch ein Jahr früher auf, als an dem 1208 begonnenen Dom zu Magdeburg, der doch gleichfalls auf unmittelbar französischen Einflüssen beruht. In Franken finden wir ihn an der Kirche von Ebrach in voller Blüthe, während er von dort erst im Jahre 1257 an die zu gleicher Zeit mit dem Cisterciensерbau begonnene Kathedrale zu Bamberg verpflanzt wird, und der

*) Siehe Otte: Handbuch der kirchlichen Kunstarchaeologie des deutschen Mittelalters. Leipzig 1868, pag. 632 ff.; und Lotz: Statistik der deutschen Kunst. Cassel 1863, 2 Bände, unter den betreffenden Ortsnamen, so wie die später bei den einzelnen Kirchen citirten jedesmaligen Quellen. Als Beispiel des mannigfachen Verkehrs, der in baulicher Hinsicht zwischen den Klöstern herrschte, kann man vielleicht auch die beiden Säulen im Capitelsaale zu Michaelstein am Harz anführen, die aus einem feinen weissen in der Gegend nicht vorkommenden Sandstein, der beim übrigen Bau nicht wieder verwendet wurde, gefertigt sind, und die die sonst erhaltenen Säulen an Reichthum des Details und guter Technik weit übertreffen; so dass man annehmen muss, sie seien von einem befreundeten Kloster während des Baues geschenkt worden.

Dom von Würzburg noch rein romanisch ist.*) In Heisterbach sehen wir den ersten entschiedenen Versuch den französischen Kathedralgrundriss in Deutschland einzuführen. Ordensbauten brachten die Gothik zum ersten Male zu Marienstadt auf das rechte Rheinufer **), in der Nonnenkirche von Neuendorf nach der Mark Brandenburg. Interessant ist es hierbei, dass in den meisten dieser Schöpfungsbauten — denn solche sind es in der That — der Styl sich jedesmal gleich in verschiedener Weise constituirt, wie es die Eigenthümlichkeit der Provinz mit sich bringt. Wir haben es hier eben mit einer in jeder Gegend neu vorgenommenen geistvollen Operation zu thun, der Verschmelzung der fremden, neuen, entwickelteren Kunst mit der einheimischen Tradition. Das Gemeinsame bei all dieser Verschiedenheit bleibt dann stets die gleiche Quelle, die Kunststufe, die Idee der Plandisposition und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, der Grundton des Aufbaues und Details. Auf die letzten beiden Punkte haben wir zunächst näher einzugehen.

Wir sahen, dass die Cistercienser im Gegensatz zu den allgemein verbreiteten Holzdecken den praktischen Werth der Wölbung früh erkannten und sie bei ihren Bauten anwandten. Mochten immerhin einzelne ältere Ordenskirchen die flachen Decken beibehalten, mochten bereits an einzelnen Orten längst Gewölbebauten existiren, mochte endlich das gebundene romanische System ausserhalb des Ordens seine Entstehung finden — so trug doch gerade seine Wirksamkeit ein gut Theil zu der allgemeinen Verbreitung der gewölbten Decken bei. Die Cistercienser hatten die Vortheile dieser Bauweise in Frankreich kennen gelernt, wo sie bereits seit dem Entstehen der romanischen Kunst herrschte, doch hielten sie sich nicht an die dortigen Vorbilder, nahmen vielmehr das in

---

*) Mertens: die Baukunst in Deutschland. Tafeln und Text pag. 128.

**) Ob man den Chor des Magdeburger Domes ohne weiteres als „gothischen Bau“ ansehen darf — er wäre dann bekanntlich der erste in Deutschland — erscheint zum wenigsten zweifelhaft. Der Aufbau lehrt deutlich, dass die ausführenden deutschen Meister noch durchaus im Uebergangsstyl befangen waren; dass sie die Consequenzen, die ihr auf der ganzen Höhe der damaligen französischen Kunst stehender Grundriss für die Kunstformen hätte haben sollen, noch keineswegs begriffen hatten.

Deutschland später so allgemein verbreitete gebundene System an. Hieran hielten sie mit grosser Zähigkeit fest trotz ihrer frühen Kenntniss des Spitzbogens, und trotzdem sie oft genug Gelegenheit hatten, die Vortheile, die dieser für die freiere Entwickelung des Grundrisses bot, an französischen Bauten zu studiren. Nur zweimal finden wir andre Wölbungsbauten angewandt, in der Kirche zu Themenbach, die auf Burgundischen, und der zu Brombach bei Werthheim, die auf Auvergner Vorbildern beruht.

Sämmtliche Cistercienserkirchen sind dreischiffige Anlagen und in überwiegender Mehrzahl Basiliken, nur selten tritt in gothischer Zeit die Hallenform auf, und zwar als vereinzelt dastehende Beispiele in der Kirche zu Haina in Hessen und im Chor von Amelunxborn, während sich in Deutsch-Oesterreich in Folge provinzieller Ordenstradition eine ganze Gruppe von solchen Bauten zusammen findet; hier allein wird auch die Kreuzform für den Grundriss aufgegeben.

Waren Lust und Mittel vorhanden, den Bau reicher als gewöhnlich üblich zu gestalten, so geschah dies in der guten Zeit mit Rücksicht auf die Einfachheit und Mässigung fordernden Gesetze nicht so sehr im Aufbau als in der grösseren Durchbildung und Bereicherung des Grundrisses und zwar hauptsächlich der Choranlage. Es ist eine oft besprochene und hervorgehobene Eigenthümlichkeit der meisten Ordensbauten, dass sie an der Ostwand des Querschiffes zu beiden Seiten des Altarhauses je zwei kleine niedrige rechtwinklig geschlossene Kapellen haben. Wie aber das Vorkommen dieser Nebenräume nicht immer ein sicheres Zeugniss ist, dass wir es mit einer Cistercienserkirche zu thun haben,*) so ist andrerseits ihre Verbreitung innerhalb des Ordens auch keineswegs eine so allgemeine, als man anzunehmen geneigt ist; und besonders ist es irrthümlich, sie als typisches Charakteristicon zu fordern. Unter den mir bekannten Grundrissen, deren mittelalterliche Form noch genau nachzuweisen, fehlen sie an nicht weniger als an einundzwanzig deutschen Kirchen, und zwar aus vorgothischer Zeit in Marienfeld, Viktring, Heils-

---

*) In der Mark Brandenburg kommen derartige Ostkapellen z. B. auch an den Domen zu Havelberg und Stendal vor.

bronn, Dissibodenberg, Otterburg, Dobrilugk, Arnsburg, Riddagshausen, Volkenrode und Walkenried; aus gothischer Zeit in Hude, Kaisheim, Salmansweiler, Altenberg, Doberan, Dargun, Heiligenkreuz, Zwetl, Lilienfeld, Neuberg und Gradis. Etwas verändert, wenn auch noch als solche zu erkennen, sehen wir sie zu Lehnin und Chorin. Zu Haina, Maulbronn und Eberbach endlich sind an jedem Querschiffsarm drei Kapellen angebracht.*) Der liturgische Zweck dieser Kapellen wie der anderen gleich zu besprechenden bei reicheren Choranlagen war der, dass die Mönche, die ausser dem regelmässigen Gottesdienst Privatandachten verrichten wollten, dies ungestört und ungesehen thun konnten.**) Die Auswahl der Heiligen, denen diese Kapellen gewidmet waren, wird demnach eine beliebige gewesen sein, wenn schon vom Orden besonders verehrte öfter bei den Weihen berücksichtigt wurden. In Kappel hatten die nördlich gelegenen die Heiligen Johannes und Nicolaus, die südlichen die beiden grossen Apostel und S. Stephan zu Patronen.***) In Altzelle gab es nördlich die Johanines-Capelle, den Heiligen Johannes Evangelista und Donatus geweiht und die Peters-Capelle (Peter und Paul) südlich die Benedicts-(Benedict, Gregor, Sylvester, Ambrosius) und Martins-Capelle (Martin und Nicolaus). †)

---

*) In den französischen Cistercienserkirchen sollen sich diese Ostkapellen durchgehend (?) finden, siehe die Mittheilung von Montalembert im Bulletin monumental, Band XVII pag. 130 und Viollet-le-duc: Dictionnaire raisonné de l'architecture franç. Band I pag. 275. Beliebt war eine solche Anlage so weit der Orden sich ausdehnte; in Italien wurde sie auch von andern Mönchsorden, namentlich den Franziscanern (Hauptbeispiel: S. Croce in Florenz) nachgeahmt wie sie auch an Pfarr- und Cathedral-Kirchen daselbst bisweilen vorkommt.

**) Ea commoditate, ut si qui secretius orare velint aut celebrare sacerdotes, a nullo prorsus conspiciantur. Brevis notitia monast. Ebracensis (fälschlich) Rom 1739. Aus einer Notiz bei Cäsarius von Heisterbach erfahren wir, dass die Mönche nicht vermöge bestimmter Vorschrift sondern aus Sitte geworden Bedürfniss sich nach vollbrachtem Chordienst einzeln vor den Altären niederzuwerfen, zu entblössen und zu züchtigen pflegten. Schnaase: Geschichte der bildenden Künste, Band V pag. 417. Cäsarius von Heisterbach: dialogi, ed. Strange, Band I pag. 22.

***) Mittheilungen der historischen Gesellschaft zu Zürich, Band IX pag. 15; Quast und Otte: Zeitschr. für christl. Archäologie und Kunst, Band I pag. 33.

†) Beyer: das Cistercienser-Kloster und Stift Alt-Zelle. Dresden 1853.

In der einfachsten Form der Ordensbauten, wie sie der Grundriss von Fontenay in Burgund als erstes Beispiel zeigt, auf dessen Vorbild die zahlreichen deutschen Anlagen dieser Art zurückzuführen sind, nehmen die Capellen das gleichfalls rechtwinklig geschlossene Altarhaus in ihre Mitte, treten jedoch nur etwa bis zur halben Länge desselben nach Osten vor und sind je zwei und zwei mit einem gemeinsamen Pultdach überdeckt. (Siehe Fig. 1). Es macht natürlich für die leitende Idee im Grundrisse nichts aus, ob, wie bisweilen vorkommt, Capellen und Altarhaus oder letzteres allein halbrund oder aus drei Seiten des Achtecks geschlossen sind. — Dies der Plananlage zu Grunde liegende Princip empfing im Laufe der Zeit eine reiche Entwickelung, es blieb mit seinen Variationen in Deutschand das Herrschende; während eine zweite, davon ganz unabhängige Classe von Grundrissen, Ableitungen von französischen Kathedralen, nur selten vorkommt. Ein nächster weiterer Schritt zur Ausbildung des gradlinigen Chorschlusses ist dann die Anlage, wie wir sie zu Salmansweiler und Hude und etwas ausgebildeter zu Marienfeld in Westphalen finden, letzteres bereits mit vollständigem Umgang, während die beiden ersten nur im Norden und Süden Nebenschiffe an das Altarhaus legen. Von den Hallenkirchen gehört hierher Amelunxborn und Heiligenkreuz. (Siehe Fig. 2). Auf demselben Princip beruhen ferner die reichen Anlagen von Arnsburg, Walkenried, Riddagshausen und Ebrach, letzteres der in seinem Systeme durchgebildetste Grundriss dieser Art. Diese Classe scheint ihr gemeinsames Vorbild in dem Mutterkloster Citeaux gehabt zu haben, wenn man anders aus der kleinen äusseren Ansicht in Cava-

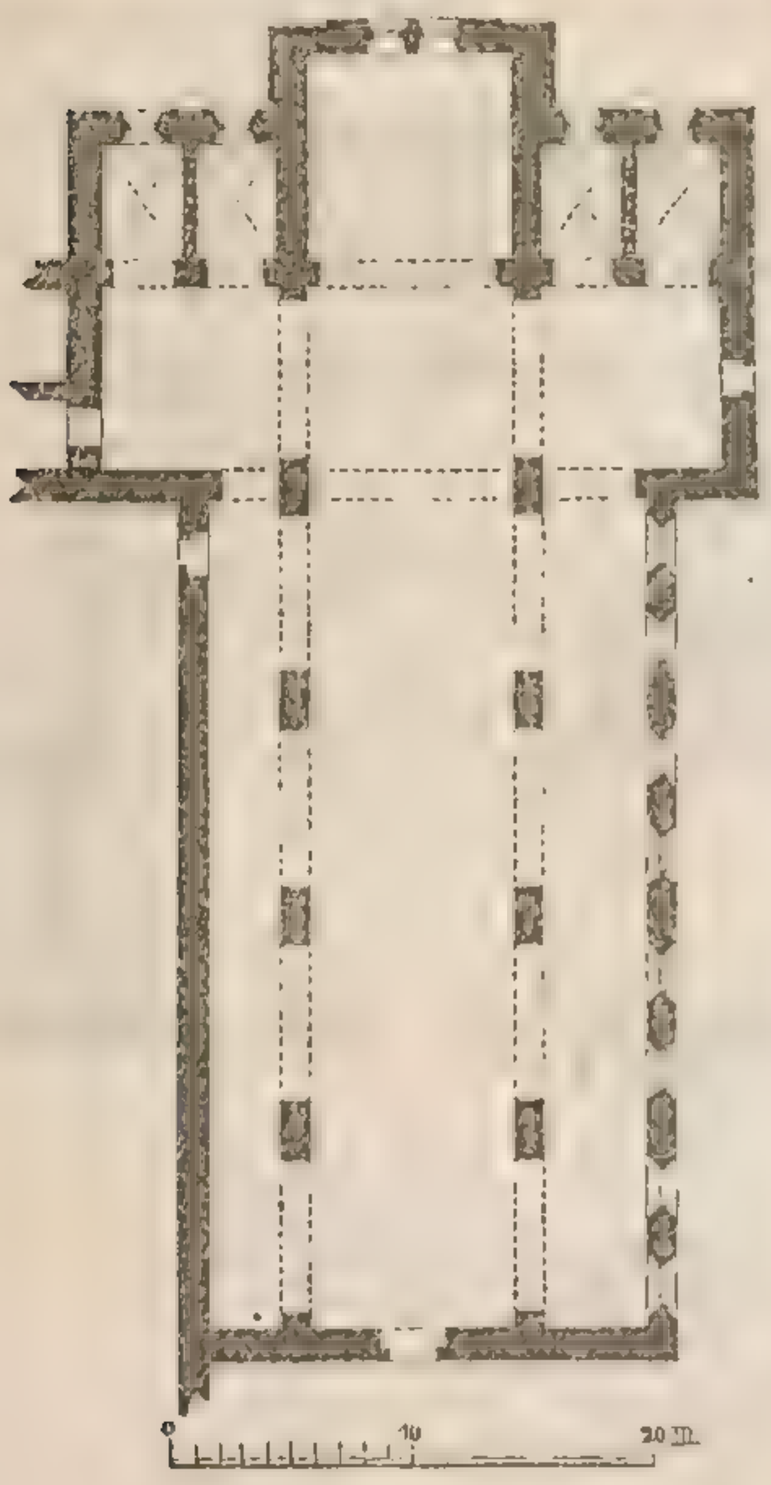

Fig. 1. Grundriss der romanischen Kirche zu Porta.

lier-Perspective bei Viollet-le-duc schliessen kann. Wir haben in diesen Beispielen eine Entwickelung des rechtwinkligen Chorschlusses von der einfachsten zur reichsten und durchdachtesten Form in seltener Vollständigkeit. Jeden Schritt können wir genau verfolgen. Von Porta, Kappel, Loccum u. a. an bildet sich der Plan weiter in Hude, weiter in Marienfeld; an den so gewonnenen Umgang legen sich

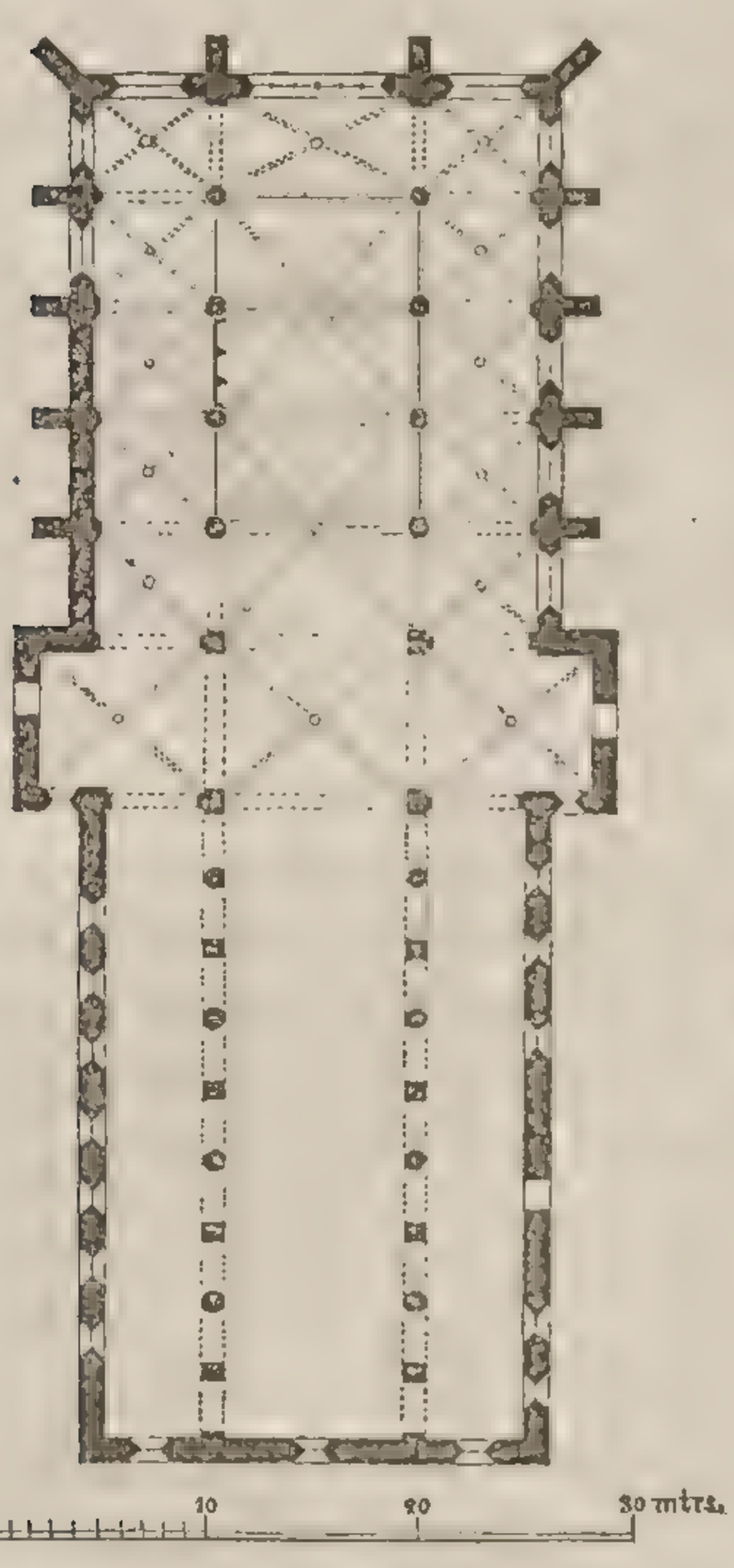

Fig. 2. Grundriss von Amelunxborn.

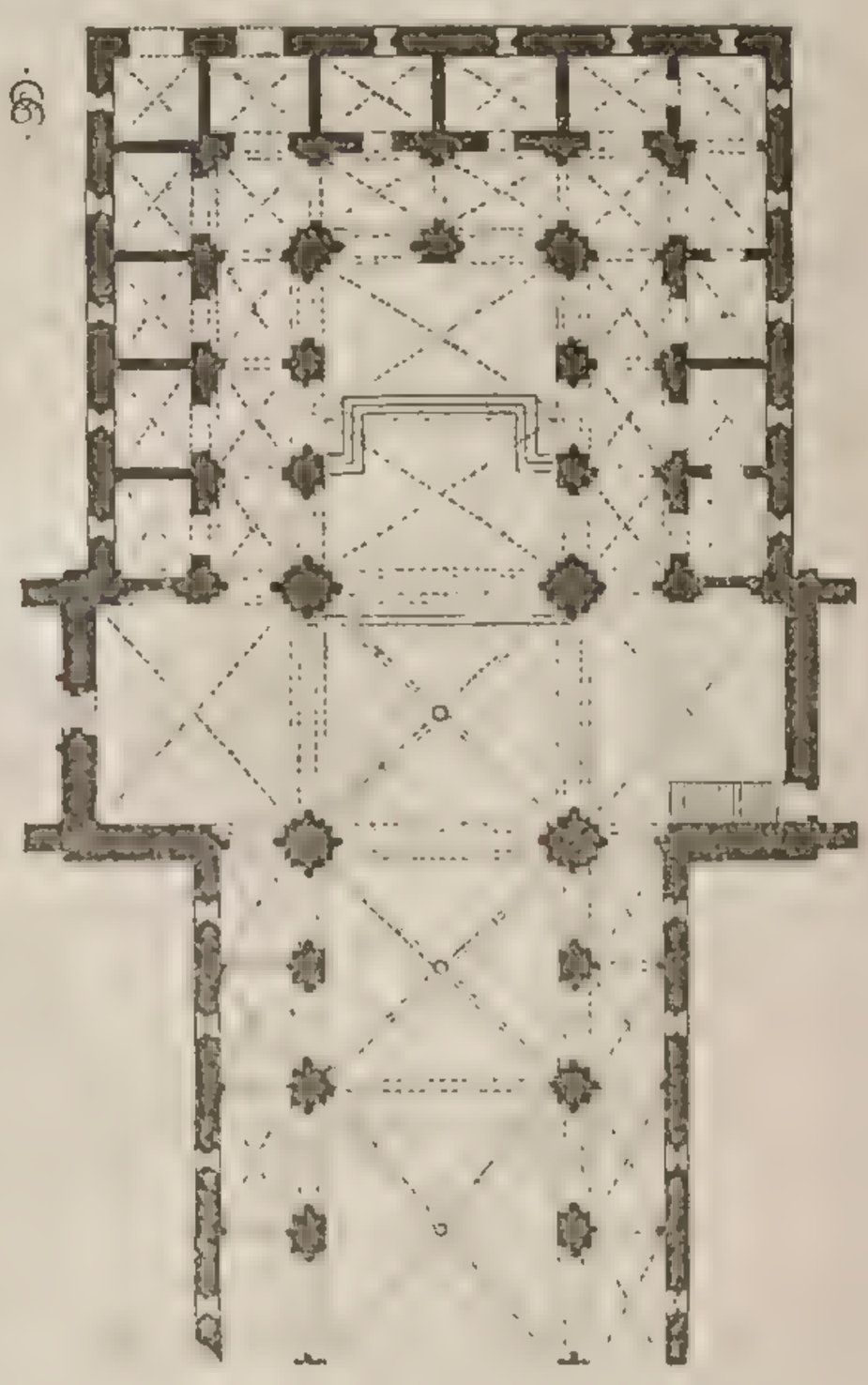

Fig. 3. Grundriss von Riddagshausen. (Nach Ahlburg.)

die Capellen zuerst ängstlich und mit ihm noch theilweis in eins verschmolz in Arnsburg, freier entfalten sie sich in Riddagshausen (siehe Fig. 3), und die Höhe ist endlich durch die gleichzeitige Ausbildung des Querschiffes in Ebrach (siehe Fig. 4) erreicht. Dass die Bauzeit der hier angeführten Beispiele nicht immer dieselbe Reihenfolge wie die innere Entwickelung befolgt, darf uns nicht wundern. Einerseits ist unsre Kenntniss der Denkmale nur eine lückenhafte, und es müssen uns so spätere Analogieen für das verlorene Original

gelten, andererseits kann es sehr leicht geschehen, dass Talent und genügend vorhandene Geldmittel einem Meister gestatteten, die ursprüngliche Idee gleichsam im Sprunge zu bereichern und auszubilden, während später kommende, denen eins oder das andere nicht in gleicher Weise zu Gebote stand, sich darauf beschränkten, die Intervalle auszufüllen.

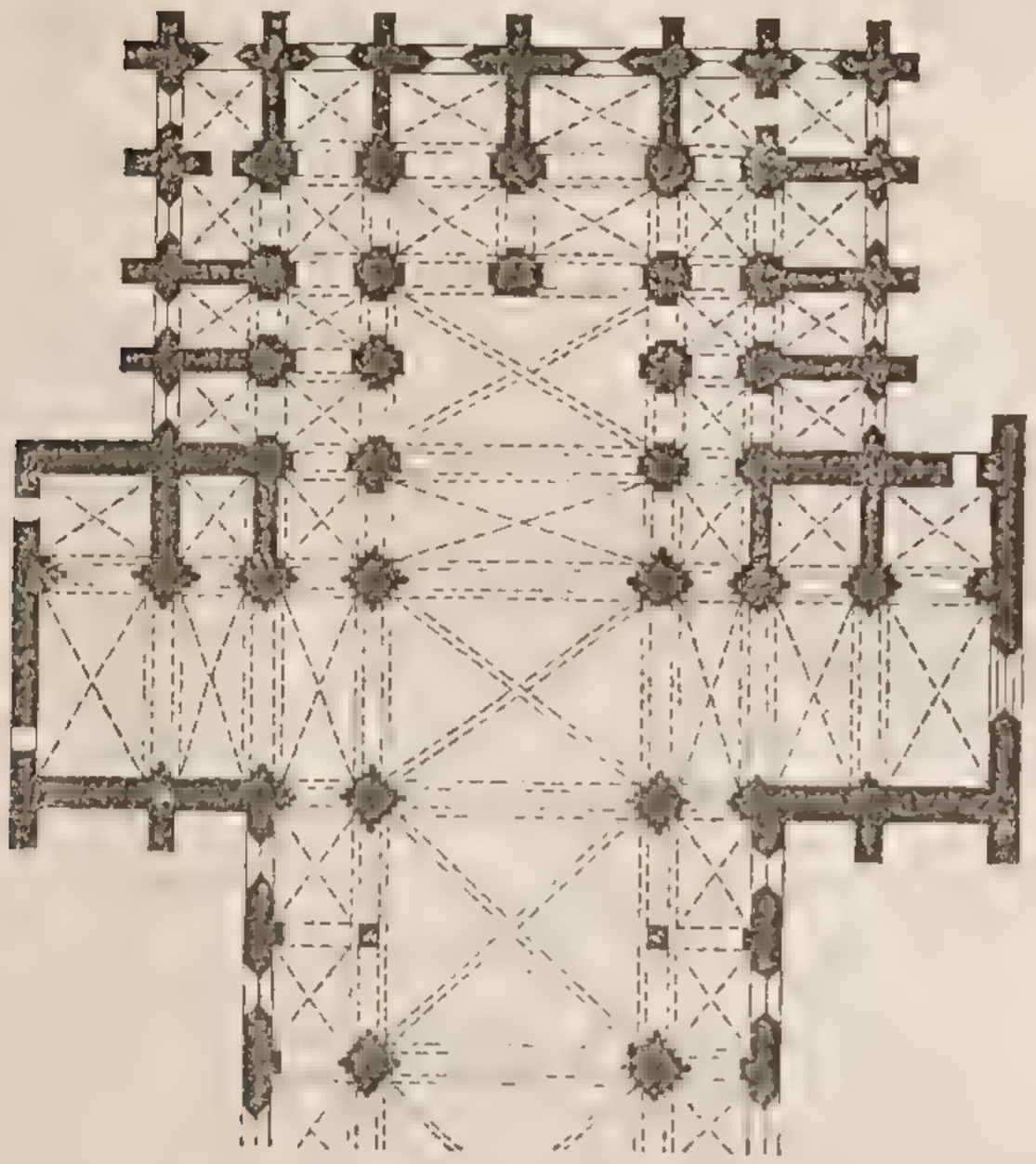

Fig. 4. Grundriss von Ebrach.
(Nach v. Quast.)

Es tritt hier die Frage an uns heran, wie rechtfertigt sich die Vorliebe des Ordens für diese besonderen Anlagen; denn wenn auch der rechtwinklige Schluss in seiner einfachsten Gestalt bisweilen an andern Kirchen und besonders später bei Franziskaner-Bauten auftritt, so empfing er doch nur bei den Cisterciensern eine weitere Ausbildung und gelangte nur bei ihnen zur Herrschaft. Die Antwort finden wir wieder in dem praktisch nüchternen Sinn der Mönche und in ihrem Streben nach Einfachheit. Bei diesem Grundriss hatte man nur gerade oder rechtwinklig gebrochene Wände zu mauern, und vermied jeden aussergewöhnlich schwierigen Steinschnitt, denn die Construction der Decken blieb bei aller Ausbildung der Capellen stets die einfache des vierseitigen ziemlich quadratischen Kreuzgewölbes. Und endlich die einzelnen Chorpfeiler behielten naturgemäss in allen Stellungen ihre rechteckige Form mit abgetreppten Verstärkungsvorlagen nach den Quergurten zu. Ihre Zeichnung und Masse konnten auch nicht die kleinste Schwierigkeit hervorrufen — vorausgesetzt natürlich, dass man die Tragfähigkeit des Materials nur einigermassen kannte. Es konnte hier kaum gefehlt werden, während

gerade die richtige Stärkenbestimmung und Durchbildung dieser Pfeiler bei polygonem Umgang und Capellenkranz eine der Hauptschwierigkeiten in der ganzen Anlage, ein gefährlicher Gradmesser für das feinere Verständniss des Meisters war, wenn er sie nicht unnütz schwerfällig bilden wollte. Man erinnere sich hierbei nur an die mit vorzüglicher Kenntniss aller concurrirenden Bedingungen gezeichneten Chorpfeiler im Dom zu Cöln. Derartigen Schwierigkeiten gingen die Cistercienser im Allgemeinen gern aus dem Wege, ohne dass sie deshalb bei ihrer praktischen Richtung ins Nüchterne verfielen. — Wie der Aufbau im Allgemeinen beim rechtwinkligen Schluss, so war auch die Herstellung der gleichmässig durchgehenden Pultdächer über den Nebenräumen eine höchst einfache und in Bezug auf Ableitung des Regenwassers vortheilhafte, im Gegensatz zu den vielen und winkligen Dachflächen des polygonen Kapellenkranzes.

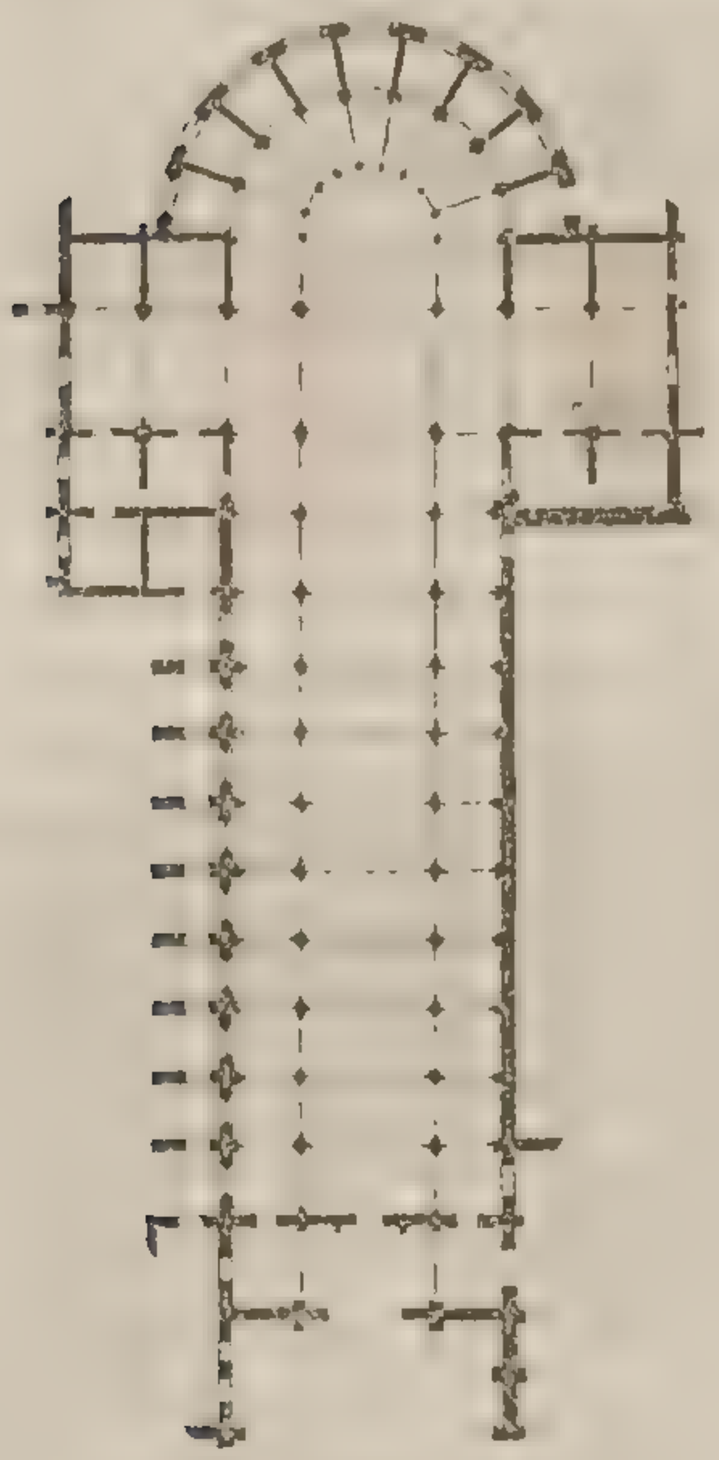

Fig. 5. Grundriss von Clairvaux.
(Nach Viollet-le-duc.)

Die zweite, weit weniger zahreiche Klasse von Kirchen folgt, wie erwähnt, französischen Kathedralgrundrissen in der Weise, wie Clairvaux (siehe Fig. 5) und Pontigny dieselben vereinfachen. Die Capellen treten hier nicht einzeln heraus, sind vielmehr von einer gemeinsamen äusseren Mauer, entweder im Halbkreis oder im Polygon umschlossen und im Innern durch radial gestellte Scheidewände von einander getrennt. Die Absicht, aus der diese Modification vorgenommen, und die Vortheile, die sie bietet, sind leicht erkennbar. Die Anlage wurde dadurch einheitlicher, man gewann eine grössere Zahl von Capellen und mehr Schutz gegen die Einwirkungen der Witterung, als bei den vielen Ecken und Winkeln des freien Capellenkranzes möglich war. Vernichtet dagegen wurde die äussere Wirkung, die gerade sonst bei diesen Bauten so malerisch ist. Die Kirche zu

Heisterbach ist die erste auf deutschem Boden, die einen solchen Plan befolgt, sie blieb während der romanischen Zeit das einzige Beispiel. Als aber mit dem Vordringen der Gothik die Lust an reichen Grundrissbildungen reger wurde, entstanden zwei Chorumbauten zu Zwetl und Kaisheim, denen dasselbe System zu Grunde liegt. Zugleich aber fehlt es in dieser Zeit nicht an einzelnen Klöstern, die von der Ordenssitte abtrünnig wurden und sich ganz lokalen Einflüssen hingaben. Sie zeigen den Umgang mit einzelnen hervortretenden Capellen: es sind dies Altenberg und die Mecklenburgischen Abteien Dargun und Doberan.

Auffallend erscheint an den Kirchen der früheren Zeit häufig die ausserordentliche Länge der Schiffe, die statt der gewöhnlichen drei Gewölbejoche des gebundenen Systems im Mittelraum deren häufig vier, ja fünf und bisweilen noch mehr aufweisen. Es ist dies auf den ersten Blick befremdend bei Kirchen, die doch nur in beschränkter Weise dem Volke offen standen, erklärt sich aber aus den Ordensgebräuchen. Das Mittelschiff war in seiner ganzen Ausdehnung in drei Theile getheilt, von denen der östliche das Altarhaus und meist noch die Vierung umfasste und den hohen Chor bildete, in dem die eigentlichen Mönche ihre Sitze hatten. Für die celebrirenden Geistlichen finden wir häufig bei einschiffigen Chören in der Tiefe der Mauer drei Sitzplätze mit mehr oder weniger reicher Ausstattung in unmittelbarer Nähe des Altars angebracht. Wo dies „Presbyterium“ in der Wand selbst fehlte, oder bei vorhandenen Umgange nicht angebracht werden konnte, war es unzweifelhaft, aus Holz gefertigt, frei aufgestellt; der Messpriester und seine beiden Adjunkten zogen sich, während des Chorgesanges, dorthin zurück. Es folgte nach Westen zu nicht selten bis tief in das Schiff hinein der Unterchor mit den Plätzen für die Novizen und Laienbrüder. Dieser ganze, von den Ordensleuten in Anspruch genommene Raum, war durch rings herum laufende Schranken von den Nebenschiffen und dem Rest des Hauptschiffes abgegrenzt. Die frei bleibenden Theile erst nahmen die Laien — aber nur Männer — auf. Die Schranken selbst waren meist leichterer Natur, bisweilen jedoch auch von Stein, wie einige noch erhaltene Beispiele bezeugen. Die einzelnen Abtheilungen der Kirche waren nicht selten durch mehrere Stufen von einander geschieden.

Das Chorgestühl, auf dem jeder Klosterbruder seinen bestimmten Sitz fand, war längs der Stützenstellung des Mittelschiffes in einer oder mehreren Reihen aufgestellt. Diese sich bei allen Orden wiederfindende Sitte hat bei den Cisterciensern eine neue Eigenthümlichkeit in ihren Bauten wenigstens mit bedingt; es ist dies die oft besprochene Erscheinung, dass die Gewölbeträger — die rechteckigen Pfeiler-Vorlagen der romanischen, wie die runden Dienste der gothischen Kunst — nicht unmittelbar von der Erde aufsteigen, sondern erst in einer gewissen Höhe auf Consolen hervortreten. Dass der Uebergangsstyl eine solche Anordnung im Allgemeinen liebte, erklärt das Vorkommen derselben bei den Ordensbauten aus allen Perioden nicht genügend. Auch auf die Sparsamkeit allein lässt sich diese Sitte nicht zurückführen, denn einmal ist es von zu geringem Belang, ob man eine einfache rechtwinklige Pfeilervorlage von höchstens ein zu zwei Fuss Ausdehnung wirklich noch etwas weiter führt oder nicht, und andererseits finden sich häufig im Altarraume und an den Ostpfeilern der Vierung die Vorlagen in der That bis zur Erde genommen, während sie im Schiff verkröpft sind. Hätte man nur sparen wollen, so wäre es das Einfachste gewesen, die Rippen und Gurte selbst direct auf Consolen zu setzen, oder doch die Träger nur wenige Fuss lang zu machen. Erwägt man hierzu noch, dass zwar die Höhen in welchen die Vorkragungen beginnen, selbst in einer und derselben Kirche höchst wechselnde sind, nie aber weniger als neun bis zehn Fuss vom Erdboden betragen, so wird es sehr wahrscheinlich, dass die Aufstellung des Chorgestühls diese Anordnung verursachte. Dasselbe konnte bei Wegfall der Vorlage näher an den Pfeilerkörper selbst gerückt werden, wodurch wenigstens einige Fuss für den, besonders wenn vier Reihen Stühle standen, sehr beengten freien Mittelraum gewonnen wurden. Es lässt sich nicht leugnen, dass gerade diese Vorkragung für die ästhetische Wirkung eine der schwächsten Seiten der Ordensbauten ist. Statt mit dem Kern des Pfeilers eng verschmolzen, gleich von der Erde straff und fest bis zu der Höhe der Gewölbe aufgewachsen, wie es ihre tektonische Bedeutung als Träger der Gewölbemasse verlangt, (dies Tragen ist ja in der That ein ziemlich imaginaires, aber dennoch ist die decorative Anwendung aus diesem constructiven Gedanken entstan-

den) finden wir die Vorlagen in willkürlicher und die ursprüngliche Idee vernichtender Weise erst in beliebiger Höhe auf Kragsteinen aufsetzend. Wo diese Verkröpfungen durchgehend in gleicher Ebene auftreten wie die Porta, sind sie noch nicht geradezu hässlich; verletzend und aller Zusammenwirkung Hohn sprechend aber wird es, wenn die Kragsteine verschieden hoch liegen. Es ist dies ein Mangel an künstlerischem Gefühl, der nicht immer späteren Verunstaltungen zuzuschreiben ist, sondern häufig schon beim Neubau begangen wurde, zumal wenn im Laufe der Jahre mit einem jüngeren Meister auch eine weitere Entwickelung des Styles eintritt. Hierfür giebt die sonst so gut proportionirte Kirche zu Arnsburg ein beredtes Beispiel. In späterer Zeit überhaupt und besonders bei den Hallenkirchen Deutsch-Oesterreichs fällt die Verkröpfung der Gewölbeträger so wie die ungewöhnliche Länge der Schiffe meist fort.

Als Stütze des Mittelschiffes wählte man allgemein den Pfeiler. Ausnahmen sind in romanischer Zeit nur die Säulen-Basiliken zu Heilsbronn, welches auch im Grundriss seinen eignen Weg geht, und zu Hardehausen in Westphalen, so wie die Pfeilersäulen-Basiliken von Amelunxborn und Marienfeld. Auch beim Eintreten der Gothik wies man die in Frankreich so beliebten Rundsäulen zurück, sie finden sich nur in den Kirchen zu Marienstadt und Altenberg.

Wir kommen nunmehr zu einigen Punkten, deren Fehlen die Ordenskirchen von andern gleichzeitigen Bauten unterscheidet; und zwar sind hier zunächst die im XIII. Jahrhundert durchaus nicht seltenen Emporen zu erwähnen. Wo diese in Mönchskirchen auftraten, waren sie für das weibliche Geschlecht bestimmt,*) wurden daher überflüssig, sobald die Frauen überhaupt keinen Zutritt hatten. Ferner verwarfen die Cistercienser die Triforien, jene Erfindung ihrer eigenen Heimath Burgund. Sie erschienen ihnen eben als ein entbehrlicher Schmuck.

Wichtiger als dieses ist das Fehlen der Krypta. Der Orden scheint sich zuerst durchgehend ablehnend gegen diese bis tief in das XII. Jahrhundert hinein so beliebte Anlage verhalten zu haben. Doch wurde sie durch kein directes Gesetz verboten, sondern

*) Otte a. a. O. pag. 73.

die rituellen Gebräuche müssen sie als überflüssig und folglich verwerflich haben erscheinen lassen. Vergeblich sucht man nach irgend einer Erwähnung derselben in den Urkunden und sonstigen Ordensschriften, um daraus vielleicht einige Anhaltspunkte zu gewinnen, nirgends wird ihrer gedacht. Vermuthlich entstanden die Krypten in Folge des Kultus an den Gräbern der Heiligen. Solche aber besass die neu entstehende Genossenschaft nicht sogleich, und Benedictiner- und Pfarrkirchen hatten sich der vorhandenen Ueberreste schon lange bemächtigt. Es fehlte also die Ursache zur Anlage einer Gruftkirche, und sie ohne Grund aus übernommener Tradition beizubehalten, wäre ganz gegen die Prinzipien des Ordens gewesen. Dies mag mit ein Grund für den Wegfall derselben gewesen sein, wenn auch noch andere zur Zeit nicht aufgeklärte vorhanden waren. Dass die Cistercienser ihr Theil zu der allmäligen Beseitigung derselben beigetragen, ist bei ihrer weiten Verbreitung und dem Beispiel, was sie in baulicher Hinsicht so oft gegeben, unzweifelhaft; um so mehr da dieselben allgemein erst seit dem XIII. Jahrhundert verschwinden, der Orden sie also schon volle hundert Jahre früher aufgegeben hatte.

Das Detail war, wie nicht anders zu erwarten, bescheiden. Entweder bestehen die Kunstformen ausschliesslich aus profilirten Gliedern, oder es tritt mehr oder weniger zurückhaltend ein gut stylisirtes Blattornament auf. In beiden Fällen aber ist bei der meist trefflichen Zeichnung die Wirkung eine gute; Keuschheit und hoher Ernst sprechen daraus unwiderleglich. Nur selten finden sich Thier- oder Menschengestalten an den Consolen, nie aber die so wenig entsprechenden phantastischen Figurenmischungen, in denen eine irrgehende Zeit die schöne Form einer oft schwer verständlichen Symbolik zum Opfer brachte. In der Zeit der entwickelten Gothik traten jedoch auch hierin laxere Grundsätze ein. Derselbe Geist, der aus dem Detail zu uns spricht, findet sich auch in den Verhältnissen des Ganzen wieder. Sie neigen weit eher zur Schwere und zu einiger Plumpheit, als zur Anmuth, sind aber in den besten Beispielen wie zu Zwetl, Porta u. A. höchst edel und imponirend. Aus ihnen gerade leuchtet die künstlerische Befähigung des Ordens hervor, dem seine strenge Observanz auch in Sachen der Schönheit ein heilig-

keusches Gefühl bewahrte, dass lieber mit dem zu wenig sich begnügte, als durch ein zu viel die Grenze des Massvollen zu überschreiten. Wollen wir ein geläufiges Beispiel aus der griechischen Kunst anführen, so können wir sagen, diese Bauten haben meist den dorischen, mitunter den attischen Charakter, sehr selten den ionischen, nie aber den korinthischen.

Das Aeussere der Kirchen war dem Inneren entsprechend einfach. Unter dem Dach zog sich in älterer Zeit um den ganzen Bau gewöhnlich ein Rundbogenfries hin. Lisenen gliederten die Wände, doch fehlen auch sie nicht selten an den Langseiten. Die Fensterwandungen sind ohne jede Kunstform innen und aussen einfach abgeschrägt. Indem man für die Façade das so vortheilhafte Motiv der Thürme verwarf, verlor sie natürlich ihrem imposanten Eindruck, und der Dachreiter auf der Vierung war keineswegs im Stande diesem Mangel an Wirkung des Ganzen zu ersetzen. So wird das Aeussere der Kirchen ziemlich unscheinbar und einförmig und kennzeichnet den strengen Cistercienserbau schon von weitem. Bei der Ausbildung der Westfront kam man naturgemäss auf die Gestalt derselben bei der altchristlichen Basilika zurück; nur wusste man jetzt bei aller Einfachheit die Mauerfläche mehr zu beleben. Ein grosses Masswerkfenster in gothischer Zeit, in früheren Perioden eine Rose oder drei gekuppelte Fenster, von denen das Mittlere das grösste ist, gliedern häufig an den werthvolleren Bauten den oberen Theil des Mittelraumes. Der aufsteigende Rundbogenfries mit seinen Lisenen thut dann das Seinige zur Abhebung der drei Haupttheile von einander. Da der Convent von den Klostergebäuden aus in die Kirche gelangte, und das Volk erst in zweiter Linie in Betracht kam, so brauchte man keine grossen einladenden Portale. Daher finden wir denn nicht selten, dass man sich im Westen mit einem bescheidenen Pförtchen, welches in eins der Nebenschiffe führte, begnügte. Beispiele hierfür bieten die Kirchen zu Marienfeld, Arnsburg, Loccum, Chorin und Zinna. Häufiger freilich folgt man der gewöhnlichen Regel, indem man ein mehr oder minder reiches Portal in der Mitte anbrachte. Ja es finden sich Kirchen mit Eingängen zu allen drei Schiffen, so Brombach, Maulbronn, Doberan u. s. w. Vor diese Portale legte sich besonders im südwestlichen Deutschland häufig eine mit einem

Pultdach abgedeckte Vorhalle, das „Paradies“. Wenn jedoch Violletlé-duc *) in diesen Vorräumen ein Characteristicon für Cisterciensserkirchen sehen will, so lässt sich seine Behauptung wenigstens auf Deutschland nicht ausdehnen. An der Mehrzahl der Ordenskirchen fehlen sie hier vielmehr, während sie in Schwaben und am Ober-Rhein auch anderweitig beliebt waren. (Ueber Bedeutung und Zweck dieser Vorhallen siehe Otte a. a. O. pag. 63 ff.)

Es ist mehrfach darauf hingewiesen, dass den Frauen der Eintritt in die Kirchen nicht gestattet war; nur für die nächsten neun Tage nach der Weihe eines Baues fand hierin eine Ausnahme statt (1157, Art. X). Es handelte sich daher darum, für ihre religiösen Bedürfnisse in irgend welcher Weise zu sorgen, da es durchaus nicht im Sinne des Ordens liegen konnte, sie vom Besuch des Gottesdienstes zurückzuhalten, sobald keine Gefahr für die Sittenstrenge des Conventes dabei zu befürchten war. Für sie wurde deshalb dicht an der Klostermauer eine besondere Capelle erbaut, wie ausserdem deren in jeder Abtei unabhängig von der Kirche vorhanden waren. Von diesen Frauen-Capellen, die ursprünglich nirgends gefehlt haben, besitzen wir an einzelnen Orten noch jetzt erhaltene Beispiele, so zu Loccum (die S. Georgs Capelle), Walkenried, (S. Nicolaus Capelle) Riddagshausen u. s. w.

Es bleibt uns nunmehr nur noch übrig, einen allgemeinen Blick auf die Zahl und den heutigen Zustand der deutschen Kirchen zu werfen, ehe wir auf die Baugeschichte und Beschreibung derselben im Einzelnen übergehen. Dabei verweisen wir auf die beigefügten Filiationstabellen. Nach Deutschland gelangten die Cistercienser zuerst im Jahre 1122 von Morimond aus. Dies Kloster war schon durch seine Lage auf die Verbreitung über die östliche Grenze Burgunds hin angewiesen und wurde die Stammmutter der meisten deutschen Stiftungen, daneben sind nur noch von der Linie Clairvaux siebzehn Töchter bekannt. Die Gesammtzahl aller deutschen Abteien des Ordens lässt sich nicht mehr mit Genauigkeit ausmitteln, denn schon zu Jongelinus Zeit, der 1640 den ersten ziemlich vollständigen Catalog zusammengestellt, waren durch Unruhen und Krieg manche

*) Viollet-le-duc a. a. O. pag. 275.

Klöster bereits völlig zerstört, von denen er keine Kunde mehr erhalten konnte. So weit die mir bekannten Nachrichten so wie die Denkmale reichen, entstanden bis zum Jahre 1400 deren 114. Dass auch von den noch nachweisbaren Niederlassungen nur ein Theil der Kirchen auf uns gekommen, ist natürlich, viele liegen mehr oder weniger in Trümmern, andere sind nur noch dem Namen nach bekannt. Immerhin ist aber die Zahl der intact gebliebenen und der für die Geschichte der Kunst noch bedeutenden Ruinen eine ziemlich grosse, und nur sie interessirt uns hier. Es sind dies die Kirchen von Altenberg, Amelunxborn, Arnsburg, Bebenhausen, Brombach, Chorin, Colbatz, Dargun, das Kloster zur h. Dreifaltigkeit in Wiener Neustadt, Dissibodenberg, Doberan, Dobrilugk, Eberbach, Ebrach, Eldena, Eusserthal, Goldencron, Haina, Heiligenkreuz, Heilsbronn, Heisterbach, Herrenalb, Himmelpfort, Hohenfurt, Hradist, Hude, Kaisheim, Kappel, Königsaal, Lehnin, Leubus, Lilienfeld, Loccum, Marienfeld, Marienstadt, Marienstern, Marienthal, Marienwalde, Maulbronn, Meerstern, Neuberg, Oliva, Otterberg, Pelplin, Porta, Riddagshausen, Salmansweiler, Thennenbach, Victring, Volkenrode, Walkenried, Wörschweiler (?), Zinna und Zwetl. Eine beträchtliche Anzahl von Klöstern endlich sind besonders in katholischen Ländern in der Barock- und Roccocozeit umgebaut, an denen sich bei genauerer Untersuchung wohl noch häufig alte Reste zeigen würden, wie dies z. B. bei Neuzelle der Fall ist.

II.

Baugeschichte.

I. Romanischer Styl.

Man hat es versucht die architektonische Verwandtschaft der Ordenskirchen auf die Verwandtschaft durch Filiation zurückzuführen, so dass sämmtliche oder doch die meisten Tochterabteien dem Vorbilde ihrer Stammmutter Clairvaux oder Morimond folgen sollten. Dem ist nicht so. Clairvaux war halbrund geschlossen mit Umgang und Capellenkranz; seinem Beispiele folgen innerhalb der Filiation allein Heisterbach und Marienstadt. Zu Morimond begnügte man sich bis zum Jahre 1230 mit dem ursprünglichen Bedürfnissbau, und erst 1251 wurde die neue Kirche geweiht. Es ist daher durchaus nicht wahrscheinlich, dass das bis dahin vorhandene kleine Oratorium, über dessen Gestalt wir freilich nichts wissen, den deutschen Klöstern zum Vorbild diente. Der Umbau verlieh der Kirche übrigens den polygonen Schluss mit Capellenkranz, wie er in Frankreich gebräuchlich.*) Das rechtwinklige Altarhaus würde sich also erst durch ein Zurückgehen auf die gemeinsame Mutter Citeaux erklären. Man erkennt leicht, dass diese Annahme eine willkürliche, durch die Thatsachen nicht bestätigte ist. Die Vorbilder werden vielmehr nach freier Wahl aus der Gesammtzahl aller Ordenskirchen genommen, die Filiation spielt dabei keine Rolle. Sehen wir uns daher nach einer andern Eintheilung für die Reihenfolge unsrer Betrachtung um, so liegt die nach Provinzen am nächsten. Wie wichtig sie aber auch

*) Dubois a. a. O. pag. 169.

für die Kunstgeschichte im Allgemeinen ist, wir können sie hier im Grossen und Ganzen nicht annehmen, denn lässt sich auch der lokale Einfluss auf die Architektur der Kirchen nicht wegleugnen, so ist er doch immer nur ein secundärer. Schon im Eingange wurde darauf hingewiesen, dass die Ordensbauten vielmehr unabhängig von den Provinzialismen eine grosse Schule bilden. Von der Einheit der Schule haben wir daher auszugehen, ihre Entwickelung durch die verschiedenen Style zu verfolgen, in ihr die Gruppen, wie sie die einzelnen Constructions- und Grundrissweisen bilden, zusammenzustellen und chronologisch zu betrachten, so wie auf die vorkommenden Ausnahmen hinzuweisen. Denn in dieser Einheit des Ganzen liegt die charakteristische Eigenthümlichkeit des Ordens, sie übertönt alle Unterschiede.

I. Säulen-Basiliken.

Von den Säulenbasiliken hat sich innerhalb des Ordens nur ein Beispiel in der Kirche zu Heilsbronn*) bei Nürnberg erhalten. Das Kloster wurde durch Bischof Otto von Bamberg dem Apostel der Pommern, gegründet, und die provisorisch hergestellten Gebäude im Jahre 1132 den Cisterciensern übergeben. 1150 fand dann die Weihe der neuen Kirche statt, die 1263 bis 1280 einen Umbau des Chores erfuhr, den man in spätgothischer Zeit noch einmal erweiterte. Andere Veränderungen wurden in den Jahren 1379, 1423 und 1516

*) Stillfried: Alterthümer und Kunstdenkmale des Erl. Hauses Hohenzollern, Berlin 1838 und neue Folge 1859 Band I.; Schnaase a. a. O. Band IV. 2. pag. 145 ff.; Sighart: Bayrische Kunstgeschichte, pag. 81; Mittheil. des hist. Vereins für Mittelfranken, Band XXV, 1857 pag. 12 ff. Für Details einzelner Kapellen-Anbauten, Grueber: Vergl. Sammlung für christl. Baukunst 1839 bis 1847, 2 Theile. Band I. Tafel X u. XI. Ausserdem für diese und die folgenden Kirchen: Jongelinus a. a. O.; Lotz: Statistik der deutschen Kunst, Cassel 1863 2 Bände, so wie in den meisten Fällen Otte: Archäologie, Abth. Geschichte der Kunst unter den jedesmaligen Ortsnamen. Es kann hier natürlich nicht die Absicht sein, eine erschöpfende Literatur-Angabe über jedes Kloster zusammenzustellen, vielmehr sollen nur die Quellen nachgewiesen werden, aus denen die jedesmalige Darstellung, so weit nicht eigene Anschauung reichte, geschöpft ist.

vorgenommen. Die Abtei hatte im Laufe der Jahrhunderte mannigfache Schicksale durchzumachen. Sie wechselte vielfach ihre Bestimmung, und zahlreiche Um- und Einbauten entstellten im Laufe der Zeit die Conventgebäude und die Kirche. Letztere wurde bei einer umfassenden Restauration in den Jahren 1856 bis 1860 unter Schonung der Denkmale von allen späteren Zuthaten möglichst befreit. — Der ursprüngliche Bau war einer der letzten und bedeutendsten Schöpfungen des Bischofs Otto; und da dieser, wie wir wissen, viele Kirchen durch seinen Architekten Babo ausführen liess, so liegt bei der von den Ordenssitten abweichenden Form des Grundrisses die Vermuthung nahe, auch dieser Bau rühre von jenem Meister her. Es ist eine dreischiffige, kreuzförmige Säulenbasilika mit Vorhalle. In den beiden Armen des Querschiffes befindet sich eine von zwei Säulen getragene Empore, der sogenannte Nachtchor der Mönche, eine Anordnung, die sich zwar bisweilen bei anderen Mönchskirchen, nie aber bei Cistercienserbauten wiederfindet. Der Chor bildete in der ursprünglichen jetzt verschwundenen Form eine einfache Fortsetzung der drei Schiffe, deren jedes mit einer halbrunden Absis geschlossen war. Es ist dies eine Weise, die in Franken, Schwaben und Sachsen häufig vorkommt. Der Charakter dieser ältesten Theile ist durchaus schwer und derb: die plumpen Würfel-Kapitäle auf den verjüngten Säulenschäften ermangeln jeder feineren Ausbildung, auch die mit Eckblättern verzierten attischen Basen haben wenig Ansprechendes. Alle Säulen stehen auf ziemlich hohen viereckigen Sockeln, aber diesen sowohl wie den Laibungen der Arkaden und den Wandflächen über diesen fehlt jede Gliederung. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, dass die jetzige gothische Vorhalle, die sogenannte Ritterkapelle, aus der Zeit gleich nach 1430 auf älteren Fundamenten steht, eine solche daher wohl schon in romanischer Zeit vorhanden war. Die Seitenschiffe waren ursprünglich mit Kreuzgewölben überdeckt; das südliche derselben wurde im XV. Jahrhundert um das Doppelte verbreitert und erhielt in der Mitte eine Stützenstellung von vier Pfeilern, an welchen die Rippen der spätgothischen Gewölbe ohne Vermittelung durch ein Kapitell beginnen. Das nördliche ist flach gedeckt. — Der 1280 vollendete Chor zeigt die Form des Uebergangsstyls. Er war dreischiffig und in den Seitenräumen

gerade geschlossen, während das Altarhaus später einen Schluss aus fünf Seiten des Achtecks erhielt. Das quadratische Pfeilerpaar in demselben zeigt nach drei Seiten rechtwinklige Vorlagen, an der vierten östlichen Halbsäule. Die theilweise mit Laubwerk geschmückten Kapitelle und Kragsteine lassen noch Spuren von Bemalung und Vergoldung sehen. Der sechseckige Dachreiter aus Sandstein, der hier ausnahmsweise nicht über der Vierung sondern auf dem Dache des Chores seinen Platz hat, wurde durch Abt Peter Wegelein (regierte 1463 — 1479) erbaut. Er zeigt in seinen Masswerk-Fenstern, Fialen und dem durchbrochenen Steinhelm die reichen Formen der späten Gothik. Da man bei seiner Erbauung fürchtete, dass der alte Bau kein hinreichendes Widerlager für die neue Belastung geben würde, so schob man in naiver Weise unmittelbar vor der alten romanischen Absis zwei Mauerpfeiler ein, die mit einem wuchtigen Spitzbogen überdeckt wurden und so völlig geeignet waren, den Thurm zu tragen. — Hier in Heilsbronn hat sich die ursprüngliche Eintheilung der Kirche noch erhalten, hinter der sechsten Arkade von Westen aus schliesst eine steinerne Schranke den Chor der Mönche von der Laienkirche ab. Unter- und Hoher-Chor waren vermuthlich auf eine weniger scharfe Weise geschieden.

Das zweite Beispiel einer Säulen-Basilika würden wir in der untergegangenen Kirche von Hardehausen*) in Westphalen zu suchen haben. Doch sind ein Säulenkopf und Basis so wie ein romanischer Bogen die einzigen erhaltenen Reste. Das Kapitell ist trichterförmig gebildet und zeigt verhältnissmässig reiche Sculpturen bei tüchtiger sauberer Arbeit. Urkundlich lässt sich über die Erbauungszeit der Kirche nichts feststellen. Das Kloster war im Jahre 1140 gestiftet, doch weisen die erhaltenen Kunstformen auf eine etwas spätere Periode, so dass man die Bauzeit etwa in das dritte Viertel des XII. Jahrhunderts setzen muss.

Von dem Niedersächsischen Provinzialismus der Pfeiler-Säulen-Basilika findet sich gleichfalls in romanischer Zeit ein Beispiel innerhalb des Ordens und zwar in der Kirche des um 1125 gegründeten

---

*) Lübke: Die mittelalterliche Kunst in Westphalen, Leipzig 1853, pag. 84 und Tafel 15.

Klosters Amelunxborn*) bei Holzminden, von der das Langhaus und die Untermauern des Querschiffs der romanischen Zeit, das Uebrige einem gothischen Umbau angehört. Die Bauzeit der alten Theile lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, gehört aber noch den letzten Jahrzehnten des XII. Jahrhunderts an. In den Schiffen (Fig. 2, S. 40) wechseln, abgesehen von der Kreuzung, vier quadrate Pfeiler mit eben so vielen Säulen. Diese haben hohe attische Basen und weitausladende Würfelkapitelle. Jedes vegetabile Ornament fehlt. Die Bogenlaibungen sind glatt; über den Arkaden zieht sich ein einfacher Sims, nur aus Platte und Abschrägung bestehend, hin. Die Kirche war ursprünglich flach gedeckt, während man im Mittelschiff jetzt ein hölzernes Tonnengewölbe eingezogen hat. Das Aeussere ist völlig schmucklos, nur die kleinen Fenster unterbrechen die Mauermasse; selbst das Hauptgesims fehlt hier. Der Eingang zu den Schiffen findet von der Nordseite her statt; die Façade entbehrt ganz der Portale. — Man sieht, man hat es hier mit einem der allerstrengsten Ordensbauten zu thun; doch sind die Verhältnisse des Ganzen gut, die wenigen Details streng aber von gediegener Zeichnung und Ausführung. Das Mauerwerk zeigt die Verarbeitung des rothen festen Sandsteins zu regelmässigen Quadern.

2. Pfeiler-Basiliken.

Das älteste Beispiel einer Pfeilerbasilika innerhalb des Ordens die zugleich dem einfachen Grundrisse von Fontenay folgt, bietet die Kirche von Marienthal**) bei Helmstädt im Magdeburgischen, deren Gründung wahrscheinlich in das Jahr 1138 fällt, während die Bauzeit bis 1146 dauert. Wenn schon die gleichzeitigen Werke jener Gegend im Allgemeinen ziemlich schmucklos sind, so ist dies hier in verstärktem Masse der Fall. Kahl, öde, einförmig erscheint die

*) Leukfeld: Antiquitates Amelunxbornenses 1710. Lisch: Jahrb. d. Vereins für Mecklenb. Gesch. und Alterthumskunde, Band XXII pag. 13 ff.

**) Lübke: Fünf Cistercienser-Abteien, im Organ für christliche Kunst 1853. Derselbe: Studien zur Gesch. der mittelalterl. Kunst in Niedersachsen, im deutschen Kunstblatt 1851, pag. 51, 61, 74, 83 ff. Merian: Topographia der Herzogth. Braunschweig und Lüneburg.

flach gedeckte Basilika, ein Beispiel der Gesetzesstrenge alter Zeit. Nur der quadrate Altarraum ist durch ein rundbogiges Kreuzgewölbe gedeckt, dessen schwerfällige fussbreite Gurte im Osten auf den Capitellen zweier Wandsäulen, nach dem Schiffe zu auf zwei consolartigen Kämpfergesimsen ruhen. Die Ostcapellen sind jetzt abgebrochen, waren jedoch, wie Spuren im Mauerwerk und alte Abbildungen zeigen, einst vorhanden. Die acht Paare viereckiger Pfeiler im Schiff sind, wenn auch nicht gerade schwerfällig, doch durch keine feinere Gliederung ausgezeichnet. Ueber die Proportionen der einzelnen Arkadenöffnungen, lässt sich nicht urtheilen, da die Basen und unteren Theile der Pfeiler durch spätere Erhöhungen des Fussbodens in der Erde stecken. Ueber diese Bögen hin zieht sich ein schmuckloser Horizontalsims. Die einzigen ornamentirten Stellen in der ganzen Kirche sind die beiden Kapitelle der Halbsäulen im Altarhause. Dem Innern entspricht das Aeussere; selbst der so allgemein verbreitete Rundbogenfries fehlt. Der Dachreiter über der Vierung ist modern. Verhältnissmässig reich und zierlich ist das Portal der Westseite. Drei Säulen mit cubischen Kapitälen fassen es zu jeder Seite ein und sind mit profilirten Rundbögen überdeckt während in einigem Abstande darüber ein Rundbogenfries hinläuft, von dem an den Ecken Lisenen niedergehen. Wie bei fast allen Ordensbauten ist die Technik eine höchst sorgfältige, die grossen Sandsteinquadern sind regelmässig behauen und aneinandergefugt.— Die grösste lichte Länge der Kirche beträgt 175 Fuss, die Breite 72 Fuss.

Eng verwandt hiermit und auch in der Bauzeit nicht viel unterschieden sind die Reste der romanischen Kirche zu Porta*), die in dem jetzigen gothischen Bau erhalten sind. Das Kloster wurde im Jahre 1132 gegründet und 1137 an die heutige Stelle verlegt; drei Jahre später (1140) war die Kirche vollendet. Chor und Ostkapellen, die hier im nördlichen Kreuzarm noch mit ihren Tonnengewölben

---

*) Leukfeld: Antiquitates Walkenredenses etc., Leipzig 1706, pag. 47 ff. Duval: die Klöster und Klosterruinen Deutschlands, 2 Bände, Band I, pag. 233 ff. Puttrich: Denkmale der Baukunst in Sachsen Band I, Abth. II. W. Corssen: Alterthümer und Kunstdenkmale des Cistercienser Stiftes S. Marien zur Pforte, Halle 1868.

erhalten sind, so wie die einfachen Pfeiler gleichen denen von Marienthal. (Siehe Fig. 1.) Dass der platte Chorschluss sonst in der Gegend nicht auftritt, ist durchaus kein Grund gegen sein Vorkommen an Ordenskirchen, wo er in jener Zeit Regel war und auch an andern Orten gegen alle Lokaltradition erscheint. Das Mittelschiff zeigte bei 102 Fuss Länge vier Quadrate im Grundriss; die einzelnen Bogenstellungen haben bei $20^1/_2$ Fuss lichter Weite gedrückte Verhältnisse. Ueber jeder derselben befinden sich im Obergaden zwei schlanke Rundbogenfenster mit schrägen Gewandungen. Auch diese Kirche war noch flach gedeckt und theilte mit der vorigen, soweit die Reste urtheilen lassen, die völlige Schmucklosigkeit.

Der Mitte des folgenden Jahrhunderts schon gehört die Kirche zu Wettingen (Meerstern)*) in der Schweiz an, wenngleich ihre Bauformen noch von so auffallender Strenge und Einfachheit zeugen, dass sie dieser Zeit nicht mehr allein aus den Ordenssitten zu erklären sind. Vielmehr war der Oberrhein überhaupt bis tief ins XIII. Jahrhundert in der Baukunst weit hinter andern deutschen Provinzen zurück, wie dies u. A. die alterthümliche Säulenbasilika zu Schwarzach vom Jahre 1224 beweist. Das 1227 gegründete Kloster erblühte schnell durch die Unterstützung der Grafenhäuser von Kyburg und Habsburg, und sehr bald nach der Stiftung scheint man an den Monumentalbau der Kirche gegangen zu sein, von dem eine erste Weihe aus dem Jahre 1256 bekannt ist. Eine zweite folgte 1294 vermuthlich nach Vollendung der ganzen Klosteranlage, indem zugleich die Frauenkirche und mehrere andere Kapellen eingesegnet wurden. Es ist ein besonderer Zufall, dass, obgleich das Kloster erst in neuester Zeit (1841) aufgehoben wurde, der alte romanische Bau sich dennoch durch sechs Jahrhunderte erhalten hat. Ein Brand 1507, der als sehr verheerend geschildert wird, hatte doch mit Ausnahme der Holzdecken nichts Wesentliches zerstört. Grössere Gefahr drohte der Kirche im vorigen Jahrhundert, wo sie einem Neubau nur durch den entschiedenen Widerstand der Mönche gegen die Projekte ihres Abtes entging. — An das dreischiffige Langhaus nach Art der flach

---

*) Lübke: die Glasgemälde im Kreuzgang zu Kloster Wettingen in den Mittheilung. der Antiq. Ges. zu Zürich 1862, Band XIV., Heft V.

gedeckten Basiliken romanischer Zeit, legte sich das Querschiff mit seinen vier Ostkapellen und das quadrate Altarhaus. Ursprünglich hatten nur die Kapellen massive Decken und zwar spitzbogige Tonnen, das übrige war flach gedeckt, in späterer Zeit erhielten Chor und Querschiff Kreuzgewölbe. Die einfachen viereckigen Pfeiler des Langhauses — je sieben auf jeder Seite — tragen spitzbogige Arkaden. Dieser Umstand allein erinnert an den Uebergangsstyl, sonst verharrt noch alles bei den ersten Elementen der romanischen Kunst. Wie die Construction so sind auch alle Detailformen höchst primitiv, ja zum Theil ziemlich roh. Im Langhaus zeigen die Pfeilergesimse gar kein bestimmt ausgesprochenes Profil, etwas besser sind nur die östlichen Theile. Hier bilden sich die Kapitelle aus Platte, Wulst und Hohlkehle, auch die Basen haben eine ähnliche Gliederung. In späterer Zeit, wir wissen nicht wann, erweiterte man den Chor um etwas, indem man die beiden zunächst dem Altarhause gelegenen Kapellen ostwärts über dasselbe hinaus verlängerte, mit Absiden schloss und hinter dem Chor durch einen niedrigen Umgang verband. — Das Aeussere ist wo möglich noch einfacher als das Innere und bietet mit seinem herkömmlichen Dachreiter jetzt durchaus nichts Bemerkenswerthes.

Halb der romanischen, halb der Uebergangszeit gehört die Kirche von Bebenhausen*) an, die wir, da die grössere künstlerische Bedeutung in den älteren Theilen liegt, gleich hier anreihen. Das Kloster wurde um das Jahr 1188 von den Pfalzgrafen von Tübingen gestiftet, allein aus unbekannten Gründen (certa de caussa, sagt die Urkunde) zogen die ersten Bewohner, Prämonstratenser, bald wieder ab, und es traten seit 1191 Cistercienser vom Kloster Schönau in der Pfalz aus der Linie Clairvaux an ihre Stelle. Die Abtei gelangte allmälig zu grossem Ansehen, wurde jedoch 1535 in Folge der Reformation aufgehoben. Die Folgen des Schmalkaldischen Krieges brachten dann seit 1548 die Mönche zurück, doch mussten

*) Leibnitz: die Cistercienser-Abtei Bebenhausen bei Heideloff: die Kunst des Mittelalters in Schwaben. (Roth v.) S. (Schreckenstein): das ehemalige Cistercienserkloster: Bebenhausen bei Baudri: Organ für christl. Kunst 1854. S. 116. ff. Schönhuth: die Burgen, Klöster etc. Würtembergs. Stuttgart. 1861. S. 64 ff.

sie schon zwölf Jahre später von Neuem weichen. In den leer stehenden Räumen errichtete Herzog Christoph von Würtemberg eine evangelische Klosterschule. Die Wechselfälle des dreissigjährigen Krieges führten 1630 bis 1632 und 1634 bis 1636 den Convent vorübergehend wieder zurück, bis in dem letzteren Jahre ein evangelisches Seminar definitiv an seine Stelle trat, welches erst 1807 mit dem gleichen Institute zu Maulbronn vereinigt wurde. Jetzt bilden die erhaltenen Theile die evangelische Kirche des Ortes. — Die Erbauung der Kirche muss spätestens mit dem letzten Jahrzehnt des XII. Jahrhunderts begonnen haben, da bereits 1192 und 1193 zwei Altäre geweiht werden konnten. Die nächste Altarweihe geschah dann erst 1214, vollendet war das Ganze 1227. Der Bau war ursprünglich, wie es scheint, in allen Theilen flach gedeckt. Die Anlage entspricht genau den oben genannten Kirchen. Die 14 Fuss hohen mit Tonnengewölben überdeckten Kapellen haben sich heut nur noch im Nordflügel erhalten. Deutlich lassen sich zwei Hauptbauperioden unterscheiden, die zwar der Zeit nach nur wenig auseinander liegen mögen, aber sicher auf die Thätigkeit zweier verschiedener Meister weisen. Der ältere führte zunächst nur Chor und Querschiff auf, erst nach deren Vollendung sollte das Langhaus folgen. Sein Werk, die Osttheile, sind durchaus romanisch und von edlem Styl, ausschliesslich herrscht bei ihm der Rundbogen. Diesen finden wir noch an den beiden Arkaden, die sich vom Querhause gegen die Seitenschiffe öffnen, dagegen tritt an den vier Gurtbögen der Vierung plötzlich der Spitzbogen auf, den wir im ganzen Langhause finden. Man sieht, der alte Meister hatte die erste Hälfte des Baues noch nicht zum Abschluss gebracht, noch fehlten die oberen Theile, als die jüngere Kraft einsetzte. Trat mit dieser auch eine Entwicklung im Styl ein, so fehlt doch das feine künstlerische Gefühl, welches die alten Theile durchweht: „Trotz grosser Einfachheit in der Anordnung und Form des Ganzen erkennt man in den Osttheilen sogleich die sichere Handhabung des Styls und der ihm eigenthümlichen Proportionen. Die Schnitte der Archivolten und Platten sind sämmtlich scharfkantig und winkelrecht, die Sockel- und Kämpfergesimse nur schlichte Abschrägungen, bei letzteren belebt durch das zierliche Schachbrett-Ornament; die stattliche Halbsäule

mit attischem Fuss steht auf hohem Stylobat und wird von einem Kapitell gekrönt, dessen straffe Ausladungen durch zierlichen Palmettenschmuck wieder belebt werden. Dies alles zusammen bildet ein Ganzes, das weder der Anmuth noch der Würde entbehrt und zugleich den Geist strenger Umkehr athmet.“ Ganz anders erscheinen die Schiffe: „Was in den Osttheilen den Eindruck edler Einfachheit machte, das sinkt hier in den kurzen ungegliederten Pfeilern, plumpen Spitzbogen-Laibungen und hohen gänzlich kahlen Wänden zu einer Nüchternheit herab, die wohl dem Buchstaben der strengen Ordensregel, nicht aber höheren künstlerischen Anforderungen genügt.“ Statt der Einfachheit finden wir hier Kahlheit und Trockenheit. Die Kapitelle der Pfeiler bestehen aus einer vorgekragten Hohlkehle mit Platte darüber. Die Basen, das verhältnissmässig Beste an diesem Theile, sind entweder attisch oder nur aus Platte und Hohlkehle gebildet. Die heutigen Decken aller drei Schiffe sind sehr solid aber plump aus fest gebrannten Backsteinen hergestellt. Es sind rundbogige Kreuzgewölbe ohne alle Gurtungen, verrathen daher einige Verwandtschaft mit den später zu besprechenden von Brombach. Die Stichkappen an den Wänden des Obergadens sind spitzbogig. Diese Gewölbe stehen in gar keinem Zusammenhang mit dem übrigen Bau, von dem sie schon das Material unterscheidet. Ohne Gewölbeträger oder Console wachsen sie aus den Wänden auf. Für ihre spätere Anlage zeugt, abgesehen hiervon, das Vernichten der ursprünglichen Befensterung des Obergadens, der jetzt kleine Rundfenster zeigt, sowie die veränderte Bildung des Hauptgesimses am Langhause, welches früher, wie Spuren beweisen, dem an den östlichen Theilen bestehenden Rundbogenfries mit deutschem Bande und Hohlkehle darüber gleich war. Die reichen Netzgewölbe der Chorparthie lassen auf noch späteren Ursprung schliessen. — Dem Innern entsprechend, ist das Aeussere ohne grösseren Schmuck. Das reiche Gesims, dem wir hier zum ersten Male begegnen, beruht auf einem süddeutschen Provinzialismus; wir werden es noch häufig an dortigen Bauten finden. Die Westfaçade, sowie ein grosser Theil des Schiffes, ist jetzt zerstört, dagegen hat sich an der Südseite ein Portal erhalten, welches durch sein spärliches Blattornament am Giebelfeld interessant wird, da solches sonst am ganzen Bau nicht wiederkehrt. Der

jetzige reich durchbrochene spätgothische Vierungsthurm, ein Werk des Laienbruders Georg von Salmansweiler aus den Jahren 1407 bis 1409, zeigt in seiner technischen Ausführung eben so viel Sorgfalt als Gewandtheit. Von der Grundform des Achtecks ausgehend baut er sich mit seinen Fialen, durchbrochenem Fensterwerk und Helm, mit den vielen Wasserspeiern, Krabben- und Kreuzblumen zu einem reichen Ganzen auf, das aber bei vielem Schönem besonders in der Profilirung doch lange nicht mehr jene frische Lebenskraft der besten Zeit verräth. Interessante Constructionen (Leibnitz S. 75 ff.) ermöglichen seinen Aufbau über den alten Mauern; die Höhe vom Erdboden bis zur Kreuzblume beträgt 110 Fuss. Die Gesammtlänge der Kirche erreicht 191 Fuss, die Breite der drei Schiffe 60 Fuss. Der Mittelraum ist 25 Fuss, jede Abseite 14 Fuss breit. Das Material ist wie bei den süddeutschen Bauten überhaupt Sandstein.

Eine unwesentliche Erweiterung der bisherigen Plandisposition finden wir zunächst immer noch ursprünglich mit flachen Decken zu Maulbronn*), obgleich freilich die Ausbildung der Osttheile hier nicht ganz harmonisch ist. Vielfache Um- und Einbauten machen die sichere Datirung der einzelnen Theile schwierig. — Das Kloster, welches an vorzüglicher Erhaltung sämmtlicher Abteigebäude einzig in Deutschland dasteht und das beste Bild einer solchen Anlage noch jetzt bietet, wurde im Jahre 1138 von einem schwäbischen Ritter gegründet. Als man bald darauf den Platz der ersten Niederlassung nicht geeignet fand, vertauschte man ihn zwischen 1146 und 1147 mit dem heutigen, wo ein quellenreiches Wiesenthal inmitten waldiger Höhen ganz den Anschauungen des Ordens entsprach. Der älteste erhaltene Kirchenbau wurde 1178 geweiht, erfuhr aber später zahlreiche Veränderungen. So die Ueberwölbung des Altarraumes und der Vierung in der Zeit des Uebergangsstyles; diesem gehört gleichfalls das Paradies vor der Kirche an, welches aus der ersten Hälfte

---

*) Eisenlohr: Mittelalt. Bauw. Deutschl. etc. 5 Hefte. 1. das Cisterciens. Kloster Maulbronn mit 30 T. u. artist. Beschr. von Klunzinger, 1853. Otte: Gesch. der deutsch. Bauk. Leipzig 1863 S. 421. ff. Förster: Denkm. der deutsch. Bauk. Bd. VII, S. 23 ff. u. 4 Taf. Klunziger: Urk. Gesch. der vormal. C. Abtei Maulbronn, Stuttgart 1754. Schönhuth a. a. O. Bd. V. S. 143 ff).

des XIII. Jahrhunderts stammt und 1288 urkundlich erwähnt wird. Im XV. Jahrhundert erst (1424) überwölbte der Laienbruder Berchtold das Hauptschiff mit einem reichen Netze, die Abseiten mit einfachen Kreuzgewölben auf Rippen und brach in der südlichen Wand zehn Capellen, entsprechend den Nebenschiffs-Traveen, aus. Zu gleicher Zeit wurden am Aeusseren die Strebebogen und Pfeiler mit ihren Fialen dem Hauptschiff hinzugefügt. Endlich ist noch die Einziehung der grossen spätgothischen Fenster im Chore zu erwähnen. Hierzu kommen zahlreiche Bauten an den Abteigebäuden, worüber uns Nachrichten mit Angabe der Meister erhalten sind, woraus die Existenz einer besondern Bauhütte zu Maulbronn während des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts erhellt. Ausser dem erwähnten Laienbruder Berchtold wird uns unter dem kunstliebenden Abt Albrecht IV. von dem Laienbruder Ulrich als Maler berichtet. 1493 war der Laienbruder Conrad von Schmie Baumeister; 1506 erscheint Conrad von Maulbronn, vielleicht derselbe, als Steinmetz in der Bauhütte zu Constanz, wo er noch 1513 als Versetzer arbeitete. In demselben Jahre finden wir Peter und Hans, beide ebenfalls Steinmetzen von Maulbronn, bei derselben Arbeit beschäftigt. 1517 tritt der Bruder Augustin als Baumeister im Kloster auf. Des Letzten in dieser Reihe geschieht 1550 Erwähnung, es war Hans Romer von Schmie. Auch kommen hier bereits Steinmetzzeichen zu Anfang des XIII. Jahrhunderts vor, also in einer Periode, wo sie sich sonst nur selten finden.

So wahrscheinlich es ist, dass das ganze Langhaus mit Ausnahme der Gewölbe von dem ältesten Bau herstammt, so schwierig wird die sichere Feststellung der Bauzeit für die übrigen Theile. — Die nicht wiederkehrende Weise, die Ostkapellen auf Kosten der Querschiffsbreite anzulegen (siehe Fig. 6), so dass sie aussen gar nicht sichtbar, die eigenthümliche Gestalt des Kreuzarmes im Innern, welcher, nur so hoch wie die Nebenschiffe, über sich im Norden und Süden einen geräumigen Saal enthält, der Umstand, dass die Sargwände des Schiffes sich auch durch die Vierung fortsetzen, und die Verbindung mit den Kreuzarmen nur durch eine niedrige Bogenöffnung stattfindet, so wie endlich die Beobachtung, dass der den östlichen Abschluss des Mittelschiffes gegen die Vierung zu bildende

Scheidebogen auf vorgekragten Pfeilern ruht, haben die Vermuthung entstehen lassen, dass die Kirche ursprünglich kein Kreuzschiff besessen, dieses vielmehr erst spätere Zuthat sei. Allein in diesem Falle spricht die Ordenssitte entscheidend, die das Querhaus so sehr für wesentlich hielt, dass sie es trotz der grossen Einfachheit in den ersten Jahrhunderten gerade damals nie unterdrückte, wie es denn

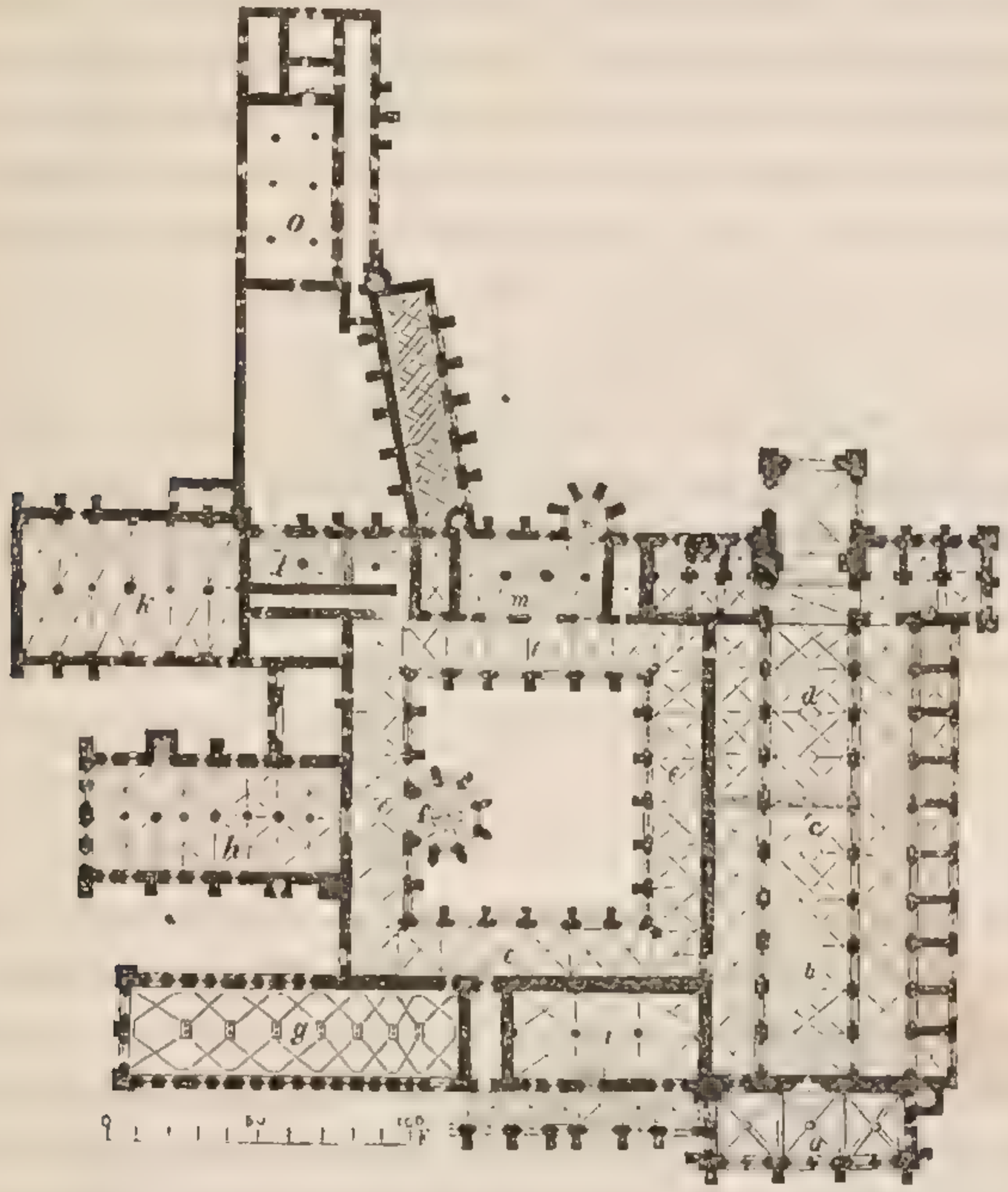

Fig. 6. Grundriss des Klosters Maulbronn. (Nach Lübke).

überhaupt unter allen deutschen Klöstern nur bei einer kleinen Zahl österreichischer Kirchen aus später Zeit fehlt*). Dann aber sind auch die für diese Annahme beigebrachten Gründe nicht zwingend: die Vorkragung der Kämpfer des Triumpfbogens ist, wie oben gezeigt, eine allgemein verbreitete Sitte. Die gänzliche Trennung der Vierung von den Kreuzarmen ist zwar selten, steht aber doch nicht ohne alle Analogie selbst innerhalb des Ordens da (siehe Doberan) und

*) Auch die mir bekannt gewordenen ausserdeutschen Cistercienserkirchen haben sämmtlich die Kreuzgestalt

ist nur ein weiterer Schritt von der so oft vorkommenden Scheidung dieser Theile durch hohe Schranken. Was endlich die geringe Breite des Querschiffes betrifft, so dürfte dies eher ein Beweis für dessen Ursprünglichkeit als dagegen sein; denn hätte sich erst im Laufe der Zeit das Bedürfniss nach einem solchen geltend gemacht, so würde man es so freiräumig als möglich hergestellt haben, die Kapellen daher nicht in dasselbe hinein statt an dasselbe herangebaut haben. Eine Untersuchung des Mauerwerks, die, wie es scheint, noch nicht vorgenommen, würde die Frage unzweifelhaft entscheiden. War die heutige Grundrissbildung des Kreuzarmes in der That, woran ich nicht zweifle, in der ursprünglichen Anlage vorhanden, so folgen die andern Unregelmässigkeiten von selbst aus dieser ersten. Wenn man dem nicht 12 Fuss breiten Querschiff die Höhe des Mittelraumes gegeben, so hätte dies einen schornsteinartigen Eindruck erzeugen müssen; man zog es daher vor, sie gleich der der Nebenschiffe zu machen. Dadurch entstand aber, wenn man nicht auf die gewöhnliche äussere Gestalt der Querräume verzichten wollte, über den eigentlichen Kreuzflügeln des Inneren ein für direct kirchliche Zwecke unnutzbarer Raum, da man keine Emporen gebrauchte; man trennte ihn daher durch eine Wand vom Gotteshausse und erhielt nun als Bibliothek, Archiv, Schatzkammer u. s. w. höchst vortheilhaft zu verwendende Säle.

Zum ersten Mal begegnen wir in dem Aufbau der Kirche hier etwas reicheren Formen, indem dem quadraten Körper der zehn Pfeilerpaare des Langhauses jedesmal in der Richtung der Arkaden Halbsäulen vorgelegt sind. Diesen entsprechend sind die Laibungen der Bögen selbst abgestuft. Ueber ihnen läuft ein Sims hin, der Streifen mit gleichem Profil auf die Pfeilermitten hinabsendet, wodurch jene rechtwinkligen Umrahmungen der einzelnen Arkadenbögen entstehen, wie sie zuerst zu Paulinzelle in Thüringen auftreten; eine Anordnung, die in Süddeutschland im Allgemeinen wenig verbreitet war. Die an der Rückseite der Pfeiler befindlichen Vorlagen im halben Achteck sind erst bei der Ueberwölbung der Nebenschiffe hinzugefügt worden. Bei der sechsten Stütze von Westen aus zieht sich jetzt eine niedrige Querwand mit rundbogigen Thüren durch das Mittel- und nördliche Seitenschiff; aus dem südlichen wurde sie entfernt, als dasselbe im XV. Jahrhundert durch die zehn niedrigen

Kapellen erweitert wurde. Es ist dies wieder die bekannte Trennung der Mönchs- und Laienkirche. — Ihr Licht empfängt die Kirche hauptsächlich durch die den einzelnen Arkaden entsprechenden Fenster des Obergadens. Im nördlichen Seitenschiff verhinderte der Kreuzgang die Anbringung solcher überhaupt, im südlichen erschweren die Kapellen eine stärkere Lichtwirkung. Nur die Würfelkapitelle der Halbsäulen zeigen einiges bescheidene Blattwerk; die Pilastergesimse bestehen in ihren Haupttheilen aus Platte, steilem Karnies und Wulst, die untereinander durch feinere Glieder vermittelt sind. Die Basen sind attisch mit Eckblättern. — Gerade hier zu Maulbronn zeigt sich recht deutlich, wie das Mangelhafte der Construction, die Raumüberdeckung durch Holz, die ästhetische Wirkung beeinträchtigt. Da man nicht die grössere Betonung einzelner Pfeiler als Gewölbeträger brauchte, so fehlte auch die Belebung der oberen Wand und der organische Zusammenhang zwischen dieser und der unteren reicher gegliederten Hälfte des Hauptraumes. Auch in ihren Verhältnissen stimmen beide Theile nicht recht zu einander. Am Aeusseren finden wir verhältnissmässig den grössten decorativen Aufwand. Das Hauptgesims ist dem zu Bebenhausen völlig entsprechend. An den Giebelfronten kommen kleine Rundfenster zum Theil mit gegliederter Wandung vor. An den Ecken steigen Lisenen nieder, die an den Ostseiten des Altarhauses und dem südlichen Kreuzarme — der nördliche ist verbaut — nach unten zu in abgeböschte Wandpfeiler verwandelt werden. Die beiden Eckpfeiler des Altarraumes waren ehemals Träger eines Rundbogens, der durch das grosse gothische Fenster jetzt theilweis beseitigt ist und vermuthlich ein blosser Blendbogen war, nicht aber, wie vermuthet worden, der Oeffnungsbogen für „eine auffallend niedrige Absis“. Bemerkenswerth ist ferner die Anbringung von drei den Schiffen entsprechenden Portalen in der Westfront. Die Länge der ganzen Kirche beträgt im Lichten 225 Fuss bei einer Breite von 74 Fuss, wovon 30 Fuss auf das Mittelschiff und 17 Fuss auf jede Abseite kommen. Das Material ist gelblicher Sandstein, der vermuthlich ganz in der Nähe gebrochen wurde. Die Vorhalle, welche sich im Westen in einer Ausdehnung von 25 zu 68 Fuss c. an die Kirche legt, zeigt, wenn auch bei geringer Anwendung des Spitzbo-

gens, die vollendeten Formen des Uebergangstyls. Dies kleine Bauwerk, welches durch drei rundbogige Kreuzgewölbe überdeckt ist, weist in der Anordnung der Quer- und Diagonalgurte, deren Kämpfer in verschiedenen Höhen liegen, auf einen fein überlegenden, sich der Wirkung wohl bewussten Meister. Es ist ihm durch diese im Princip ja ungeschickte und verwerfliche Anordnung, bei der er es verstanden, die kurzen unschönen Ecksäulen für die Diagonalrippen unter einer Fülle zierlicher Wandsäulen zu verstecken, gelungen, die nur etwa 23 Fuss hohe Halle viel freier und höher, als sie wirklich ist, erscheinen zu lassen. Die Beschreibung dieses Paradieses siehe bei Otte a. a. O.

Gleichfalls sechs Kapellen an der Ostseite des Querschiffs zeigt die Kirche des Klosters Eberbach*). Erzbischof Adalbert von Mainz übergab im Jahre 1135 zwölf Cistercienermönchen aus Clairvaux unter Führung ihres Abtes Ruthard, eines Schülers des h. Bernhard, das Kloster, nachdem vor ihnen seit 1116 regulirte Augustiner Chorherrn, dann Benedictiner die Abtei inne gehabt, so dass sie bereits alle erforderlichen Gebäude bei ihrer Ankunft vorfanden. Doch verliess man diesselben bald wieder (siehe oben S. 22 f.) und begann auf der anderen Seite des das Thal durchströmenden Baches einen Neubau, zu dem Abt Ruthard (gestorben 1157 oder 1158) kurz vor seinem Tode den Grundstein legte. Zwanzig Jahre später (1178) waren Chor und Kreuzarme vollendet, so dass zwei Altäre daselbst geweiht werden konnten. Rascher folgte dann das Langhaus, so dass 1186 die ganze Kirche fertig wurde. Der Grundriss ist dem von Maulbronn ähnlich, nur dass wir statt der fünf Gewölbequadrate des Mittelschiffes dort, hier nur vier und ein halbes haben, und dass die Vorhalle fortfällt, so wie dass die Kapellen des Querschiffes diesem wie gewöhnlich angebaut sind. In allen Theilen sehen wir hier die rippenlosen Kreuzgewölbe auftreten. Die Quergurte, die die einzelnen Joche derselben trennen, sind ein-

---

*) Geier u. Goerz: Denkm. der Rom. Bauk. am Rhein. 1846. 1. Lief. Baer: Diplom. Gesch. der Abt. Eberbach, herausgegeben von Habel. Wiesbaden 1851. 1. Bd. Herausg. von Rossel, Wiesb. 1855. 2 Bde. Die von Kugler: Bauk. II. S. 258 aufgestellte Vermuthung, die Absicht, die Kirche zu überwölben, sei erst im Verlaufe des Baues hervorgetreten, da die Gewölbevorlagen erst in einiger Höhe über dem Fussboden beginnen, widerlegt sich aus dem im ersten Theile Entwickelten von selbst.

fach rechtwinklig. Indem man aber für die Länge des Schiffes $4^1/_2$ Travee wählte, kam man nothgedrungen zu einer Härte in der Construction, die wir noch öfter an Cisterciensenkirchen finden werden. Man musste nämlich das westliche Gewölbefeld in der Mitte abbrechen, so dass es mit seinem Scheitel gegen die Wand stösst, was natürlich etwas rein Willkürliches ist und einen unbefriedigenden Abschluss gewährt. Die rechteckigen Pfeiler sind am Fussboden alle gleich, mit Pilastern nach dem Nebenschiffe zu, denen eben solche an der gegenüberliegenden Wand entsprechen. Aehnliche Vorlagen, durch reich gegliederte Console dicht über den Pfeilergesimsen verkröpft, bilden die Unterstützung für die Quergurte des Mittelgewölbes. Auch die westlichen Vierungspfeiler haben bei grösseren Dimensionen gleiche Form mit den Stützen des Langhauses. An den östlichen treten engagirte Ecksäulen auf. Die Beleuchtung geschieht in den Seitenschiffen durch ein kleines Fenster für jede Travee, während im Obergaden zwei gepaart dicht unter den einzelnen Stirnbögen angebracht sind. Sie haben sämmtlich innen und aussen einfach abgeschrägte Wandungen. Die Kirche zeigt durchweg das reinste Romanisch; Einfachheit und Zurückhaltung spricht sich dabei in allen Theilen aus, ohne deshalb einen Mangel an Kunstsinn zu verrathen. Nirgends findet sich vegetabiles Ornament: die Dreiviertelsäulen haben Würfelkapitelle und Eckblattbasen. Die Pfeilergesimse bestehen aus zwei Wulsten, einer Einziehung dazwischen und der krönenden Platte. Die Verhältnisse der Arkaden sind streng, aber gut. Weniger günstig dagegen gestalten sich die Ostwände des Querschiffs. Hier wirken die Gegensätze zwischen den niedrigen Bogenöffnungen der Kapellen mit ihren schwerfälligen Pfeilern zu der hohen darüber aufwachsenden Wand unschön, indem die tragenden und getragenen Theile nicht in Harmonie zu einander stehen. Dieser Fehler wiederholt sich bei allen derartigen Anlagen. An dem ganz schmucklosen Aeusseren befrémdet das Fehlen eines westlichen Eingangs, wodurch natürlich die Façade in ihrem unteren Theile ziemlich todt erscheint, während sie oben durch zwei grössere gepaarte Fenster mit einem dritten kreisrunden darüber belebt ist. Thüren in den beiden Kreuzarmen und in dem südlichen Nebenschiff vermitteln den Zugang znm Innern. Die Kirche von Eberbach theilt mit der von Maulbronn auch insofern ein

gleiches Geschick, als in spätgothischer Zeit hier ebenfalls eine Reihe von Kapellen in das südliche Nebenschiff eingebrochen wurde. — Die Ausführung ist für die meisten Theile in Bruchsteinmauerwerk, alle Pfeiler, Sockel, Lisenen, Gurtungen, Scheidebögen, Einfassungen, sowie der untere Theil der Aussenmauern bestehen jedoch aus sorgfältig bearbeiteten und gut gefugten 12 bis 16 Fuss hohen Kalksteinquadern. Die Gewölbe sind wie gewöhnlich am Rhein aus Tuffstein. Doch haben trotz des ziemlich leichten Materials die grossen Quadern (14 — 17 Fuss) einen so starken Druck auf die Mittelschiffsmauern geübt, dass diesselben aus dem Lothe gewichen sind.

Wir kommen nunmehr zu den beiden Bauten, an denen sich unmittelbare Einflüsse der französisch-romanischen Kunst nachweisen lassen; Einflüsse, deren Geschichte wir allerdings nicht mehr feststellen können, die aber da sind, trotzdem die Klöster erst in dritter und vierter Linie aus Frankreich stammen. Es ist dabei interessant zu sehen, wie die deutsche Kunst unbekümmert um diese fremden Systeme ihren eigenen Weg ging und sich nirgends auf eine weitere Ausbildung derselben einliess. Das älteste dieser Beispiele scheint die Kirche zu Brombach*) bei Wertheim zu sein. Das Kloster wurde im Jahre 1151 gegründet und erhielt durch die Gunst des Mainzer Erzbischofs und der Grafen von Wertheim sehr bald bedeutende Schenkungen. Aus den Urkunden wissen wir, dass der Bau der Kirche im Jahre 1157 begonnen wurde; bald nachher brach jedoch innerhalb des Convents Unfriede aus. Der Abt Reginhard hatte in dem Streite zwischen Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. gegen den Willen seiner Mönche für ersteren Partei genommen, trotzdem der Orden als solcher sich für den Papst erklärte. Welche Ausdehnung der Zwist im Kloster genommen, wissen wir nicht genau, doch lässt die Nachricht, dass er erst 1174 durch die Abdankung Reginhards und die Aussendung eines neuen Abtes mit Mönchen von Maulbronn beseitigt wurde, vermuthen, die ersten Bewohner oder wenigstens ein Theil derselben habe das Kloster unter Reginhards Regierung wieder verlassen. Es ist hiernach sehr wahrscheinlich,

---

*) Schnaase a. a. O. V. S. 422 ff.; Kugler: Gesch. der Bauk. Bd. 2. S. 462 ff.; Aschbach: Gesch. der Grafen v. Wertheim. Frankfurt 1843. 2 Bde.

dass der Kirchenbau, so lange der Streit währte, nicht viel gefördert wurde und erst nach wiederhergestelltem Frieden, jedenfalls noch in demselben Jahrhundert zum Abschluss gelangte. Ob dies, wie Schnaase will, gleich nach 1174 geschehen, mag dahin gestellt bleiben; Mertens, der in seinen Tafeln die Bauzeit um 1290 setzt, greift unbedingt zu spät.

Ihrem Grundriss nach gehört die Kirche immer noch dem bisher besprochenen System an; doch zeigen sich hier bereits Abweichungen: das Altarhaus ist halbrund geschlossen und die rechteckigen Ostkapellen — zwei auf jeder Seite — zeigen eine geringere Tiefe als gewöhnlich üblich. In dem Langhaus von vier Gewölbequadraten im Mittelschiff begegnen wir zum ersten Mal der entschiedenen Trennung von Haupt- und Nebenpfeilern. Von diesen letzteren sind die beiden östlichen auf jeder Seite durch Säulen ersetzt. An den rechteckigen Körper der Hauptpfeiler, der ohne Unterbrechung durch ein Kapitell die Blenden für die Stirnbögen des Mittelschiffsgewölbes entsendet, legen sich nach den Abseiten zu ein Pilaster, in der Richtung der Arkaden Dreiviertelsäulen, und auf der Front wieder eine Halbsäule, die erst auf hohem Sockel beginnt. Vom Kapitell dieser Säule steigt durch Vermittelung zweier treppenförmig ausladender Glieder die Wölbung des Mittelraumes empor. Wenige Fuss über den Arkaden läuft, von den Hauptpfeilern unterbrochen, ein horizontaler Sims hin. Das Gewölbe hat die Form einer spitzbogigen Tonne mit eben solchen Seitenstichkappen, die jedoch nicht bis in den Scheitel des Longitudinalgewölbes hineinreichen. In der Stirnmauer jeder dieser Kappen befinden sich zwei rundbogige Fenster. Die Seitenschiffe zeigen der Länge nach halbirte Gewölbe derselben Art; die Kapellen haben einfache Tonnen. Man sieht das ganze System „ist das ältere französische der Bedeckung mit ganzen und halben Tonnen, welches in Deutschland wegen des Bedürfnisses von grösseren Fenstern und Oberlichtern und durch die Einwirkung des hier bekannten Kreuzgewölbes modificirt ist“. Wie es nach Brombach kam, ist nicht nachzuweisen, dass aber mannigfache Gelegenheit dazu vorhanden war, haben wir im ersten Theile gesehen. Bei alledem scheint der Meister selbst ein Deutscher gewesen zu sein, denn deutsch sind alle Details, innen wie aussen: so der noch Spuren von

Bemalung zeigende Blattschmuck der Kapitelle und so besonders die Basen der Säulen, in denen der bereits in Sachsen gemachte Versuch das Eckblatt gewissermassen organisch zu rechtfertigen, in neuer mannigfacher Weise gelöst ist. Man vermisst aber an diesem Bau eine gleichmässig durchgehende Sorgfalt. Neben theilweis feinerer Ausführung findet man an anderen Stellen eine fast bis zur Rohheit gesteigerte Einfachheit. — Die Aussenmauern sind schmucklos, nur an der Chornische findet sich eine Rautenverzierung und ein auf Console gestellter Rundbogenfries, auf der Nordseite des Langhauses schwache Strebepfeiler, während diese an der Façade bereits entschieden zur Geltung kommen und somit auf eine spätere Bauzeit deuten. Drei Portale, zu denen mehrere Stufen hinaufführen, entsprechen den drei Schiffen.

Wir haben diesen Bau, so sehr er auch in den Uebergangstyl hineinreicht, schon hier unter den Werken romanischer Zeit besprochen, da der Gesammteindruck wenigstens seines Innern noch auf diese Periode weist, und die Art der Wölbung auf rein romanischen Vorbildern beruht, während der eigentliche deutsche Uebergangstyl erst aus der Kenntniss der französischen Gothik entsteht, mit der die Osttheile unseres Baues noch durchaus nichts zu thun haben.

Ein Gleiches gilt von der ehemaligen Kirche des 1156 gegründeten Klosters zu Thennenbach (Porta Coeli)*) im Breisgau, in Bezug auf die angewendete Wölbung. Das Bauwerk wurde in den Jahren 1829 bis 1838 abgebrochen und als evangelische Kirche in das nicht weit entfernte Freiburg versetzt, dabei jedoch büsste es neben anderem Characteristischen auch die ehemaligen Gewölbe ein. Ueber die Bauzeit haben wir durchaus keine Nachrichten, die Formen müssen daher reden. Mit Ausnahme der spitzen Arkaden herrscht der Rundbogen, doch finden sich an der Façade bereits sehr gothisirende Formen des Uebergangstyls. Der Grundriss ist wiederum fast derselbe wie zu Brombach; wir finden hier dieselben vier Gewölbequadrate des Mittelschiffs, die drei im Querhaus und die Ost-

---

*) H. Hübsch: Bauwerke. Carlsruhe. 1838. S. 12 ff. u. Tafeln. Der Verfasser und nach ihm Lotz a. a. O. schreiben die Kirche irrthümlich den Benedictinern zu. Schnaase V. S. 457; Otte: Baukunst. S. 437 ff.

kapellen, nur das Altarhaus kehrt mit seinem rechtwinkligen Schluss zur allgemeinen Regel zurück. Die Gewölbe in den Haupträumen haben nichts Aussergewöhnliches, dagegen waren die Seitenschiffe mit quer gestellten Tonnen überdeckt. Sehr niedrige Gurtbögen bildeten in der Längenrichtung dieser Gewölbe ihr Auflager. Es ist dies ein Motiv, das wir in Deutschland nicht wieder, in Burgund dagegen häufig finden und zwar unter andern an der oft genannten Kirche von Fontenay, so dass man in ihr vielleicht das Vorbild für diesen Bau zu suchen hat. Der Grund zu dieser eigenthümlichen Querstellung der Tonnen lag natürlich in der dadurch ermöglichten besseren Beleuchtung der Seitenschiffe. Spitzbogige Kreuzgewölbe sind jetzt an ihre Stelle getreten, wie denn auch die Ostkapellen und die westliche Vorhalle bei der Versetzung entfernt wurden, das Mittelschiff aber eine Verbreiterung von vier Fuss erfuhr, während man seine Länge verkürzte. Die kreuzförmigen Arkadenstützen mit ihren abgestumpften Ecken sind sämmtlich gleich gebildet und auch die westlichen Vierungspfeiler unterscheiden sich nur durch die mehr in den Hauptraum einspringende Vorlage von ihnen. Die Dienste des Hauptschiffs beginnen gleich über den Pfeilerkapitellen. Die strengste Zurückhaltung ist wiederum im Detail beobachtet, welches im Innern ohne jedes Blattornament gebildet ist. Die Kapitelle der Dienste sind einfach würfelförmig. Das grosse gothische Fenster, welches später in die Ostwand des Altarhauses eingezogen wurde, so wie ein ähnliches kleineres in der Westfacade wurden bei dem Umbau durch stylgemässe Restaurationen ersetzt. Am Aeuseren läuft um alle Seiten der Rundbogenfries. Strebepfeilerartige Lisenen mit zweifacher Abtreppung gliedern die unteren Wandflächen. Zwei Portale bildeten ursprünglich den Eingang in das Hauptschiff und südliche Seitenschiff, das erstere ist reich gegliedert. Vier Säulen flankiren es auf jeder Seite, zwischen denen sich in der Abschrägung der Ecken schon fast die Weise der Gothik verräth. Die Ueberdeckung geschah dagegen noch durch Rundbogen, und dem Giebelfeld mangelte ursprünglich jedes Relief. Der spätgothische Vierungsthurm hat jetzt einem grossen romanischen Neubau weichen müssen. Das Material ist wie gewöhnlich am Oberrhein rother Quadersandstein.

Konnte man die bisher besprochene Ausbildung der Chorparthie recht eigentlich als dem Orden eigenthümlich bezeichnen, so fehlen daneben auch Ausnahmen nicht, in denen anderweitige Einflüsse die Plandisposition dictiren, während Mässigung und Sparsamkeit in Aufbau und Detail überall die gemeinsame Schule zeigen. Hierher gehört zunächst die Kirche des Klosters Heiligenkreuz.*) Dasselbe wurde 1134 von Morimond aus gegründet, und zwei Jahre später mit dem Bau des Gotteshauses begonnen. Nach dem Tode des freigebigen Stifters Leopold III. von Oesterreich (1136) nahm sein Nachfolger Heinrich Jasomirgott lebhaften Antheil an dem Gedeihen der jungen Abtei. Der Bau wurde jedoch auch erst nach seinem Tode im Jahre 1187 geweiht.

Wir haben hier das erste Beispiel der Anwendung des gebundenen romanischen Systems innerhalb des Ordens vor uns. Grundriss und Aufbau zeigen bis auf die Façade in allen Theilen die gleichmässigste Durchbildung.

Das System stand völlig fest, als man den Bau begann, und wurde ohne Aenderung bis zuletzt beibehalten. An das Langhaus von fünf Mittelschiffstraveen legen sich die Kreuzarme und an diese jetzt der gothische Umbau des Chores. Die ursprüngliche Gestalt desselben lässt sich zwar nicht absolut sicher bestimmen, immerhin aber mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen. Ein altes Glasgemälde im Kreuzgang nämlich, welches die Ostansicht der Kirche giebt, zeigt eine halbrunde Absis an dem Altarraum und eine gleiche an jedem Querflügel. So wenig man sich auch im Einzelnen auf derartige Abbildungen verlassen kann, die Form im Grossen und Ganzen wird doch die richtige sein, so dass wir demnach eine Anordnung vor uns haben, wie sie bis ins XIII. Jahrhundert hinein durch ganz Deutschland ziemlich beliebt war, die aber ursprünglich aus dem Orient und der Byzantinischen Kunst stammt, welche in ihren Centralanlagen die beiden Seitenabsiden als Diaconicon und Prothesis kennt. Die noch erhaltenen Theile machen durchweg den Eindruck von Ernst und Würde. Die Hauptpfeiler des Langschiffes unter-

*) Heider: das Cisterc. Stift Heiligenkreuz in den Mittelalt. Kunstd. des Oester. Kais. St. v. demselben. Bd. I.; Primisser und Hormayr: Kunst u. Alterth. in Oesterr. in Hormayr's Taschenbuch 1848 S. 280 ff.

scheiden sich nur durch etwas grössere Masse von den Nebenpfeilern. Beide sind einfach rechtwinklig mit Pilastern nach den Ostseiten zu, denen an der gegenüberliegenden Wand eben solche entsprechen, hier jedoch bald durch Console verkröpft werden. Ebenso setzen die Gewölbeträger des Mittelraumes erst in beträchtlicher Höhe über den Hauptpfeilern an. Sie bestehen aus dem Pilaster, an den sich auf jeder Seite je ein Ecksäulchen legt. Letztere setzen entweder auf den consolartigen Trägern des Halbpfeilers auf, oder laufen rechtwinklig gebrochen an seiner untern Seite fort und vereinigen sich hier. Die Kapitelle dieser Gewölbeträger sind mit streng stylisirtem Blattwerk oder aus dem Rundbogen gebildeten Ornamenten dekorirt. Blendbogen verbinden in allen drei Schiffen die einzelnen Gurtträger, in ihrer Mitte sitzt im Obergaden jedesmal ein Fenster. Die Quergurte selbst sind circa 2 Fuss breite rechtwinklige Vorlagen, ebenso, nur schmaler sind die Diagonalgurte (Rippen wäre hier wohl nicht der rechte Ausdruck) gebildet. Dass den Kreuzgewölben des Mittelschiffes eben solche in den Seitenschiffen entsprachen, ist sehr wahrscheinlich, da auch hier zu beiden Seiten der Gewölbeträger in der Höhe kleine Säulchen, wohl als Stützen diagonaler Gurtungen, vorkommen; jetzt ist nur das östlichste Joch auf jeder Seite mit solchen Gewölben bedeckt, die übrigen zeigen Flachkuppeln. Das Querschiff hat die normale Gestalt von drei Gewölbequadraten. Im Gegensatz zu dem Innern, welches durch die schmucklosen Oberwände, die ernsten ungegliederten Pfeiler und Arkaden, die schweren Gurte der Gewölbe und die einfachen Schrägen der Fenster bei guten Verhältnissen die ruhige Strenge der Ordensbauten bewahrt, zeigt das Aeussere all den reichen decorativen Schmuck, wie ihn die Baukunst in jenem Theile Deutschlands überhaupt liebt. Keine der bisher besprochenen Kirchen kommt hierin Heiligenkreuz gleich. Das Hauptportal ist zu beiden Seiten von je vier Säulen mit korinthisirenden Blattkapitellen eingefasst, über denselben baut sich der entsprechend profilirte gedrückte Spitzbogen auf. Das von diesem umrahmte Tympanon zeigt reiches Blattornament in halb erhabener Arbeit. Ein ähnlicher, wenngleich weniger reich gegliederter Eingang, der jetzt vermauert ist, führte ins nördliche Seitenschiff. Im Mittelraum finden wir über dem Portal drei Fenster — zwei unten,

eines darüber , die zu beiden Seiten innen und aussen von je einer Säule mit der entsprechenden Rundbogeneinfassung darüber flankirt ist. Im Giebel endlich öffnet sich eine Rosette in den Bodenraum. Der Rundbogenfries mit deutschem Band darüber bildet wieder das Hauptgesims. Lisenen und Halbsäulen gliedern ausserdem die Façade. Die Langseiten zeigen durch ihre äussere Eintheilung die Construction des Innern. Den einzelnen Pfeilern entsprechend theilen Halbsäulen mit Blattkapitellen das Hauptschiff in fünf, das nördliche Nebenschiff — an das südliche lehnt sich der Kreuzgang — in zehn Felder. Die Anwendung der Halbsäule an Stelle der Lisene ist ein in Oesterreich öfter wiederkehrendes Motiv. Gleichfalls dem Provinzialismus muss man die etwas wild-fantastische Weise in der Anwendung des Ornaments zur Last legen, wie es sich in der Façade zeigt. Mit einer Säule korrespondirt hier eine in der Höhe schon aufhörende Lisene, und die beiden äusseren Säulen des Hauptportales erscheinen als blosser Zusatz, denn der Bogen, den sie tragen sollten, fehlt über ihren Kapitellen. Das Querschiff besass einst unzweifelhaft in seinem Aeusseren den gleichen Schmuck wie das Langhaus, hat ihn aber in Folge späterer Umbauten verloren. — Restauriren wir das quadrate Altarhaus mit der halbrunden Absis, so betrug die totale Länge der Kirche c. 216 Wiener Fuss bei 49 Fuss Breite. Das Mittelschiff verhielt sich zu den Abseiten wie 24 Fuss zu 9 Fuss. Die einzelnen Arkaden zeigen lichte Oeffnungen von $8^{7}/_{8}$ Fuss Breite bei 24 Fuss Höhe.

Unmittelbar im Anschluss hieran sei gleich der Kirche von Volkenrode*) bei Mühlhausen Erwähnung gethan, deren Trümmer genau dieselbe Choranlage zeigen, wie sie bei Heiligenkreuz zu vermuthen war. Das Kloster wurde im Jahre 1131 von einer Gräfin von Gleichen gegründet und schon 1140 die flachgedeckte Kirche geweiht, von der heut nur noch Chor und Querschiff erhalten sind.

Es schliesst sich hier noch eine Reihe anderer halb oder ganz untergegangener Kirchen an, denen in ihrem jetzigen Zustande keine grössere Bedeutung mehr beiwohnt, die aber wenigstens flüchtig zu

---

*) Lotz a. a. O. I. S. 670; Schöttgen u. Kreisig: Diplomataria et scriptores hist. Germaniae med. aevi: Hist. monast. Volkenrodens. dipl. Altenburg 1753).

besprechen sind. Hierher gehören zunächst die Reste der wahrscheinlich ältesten Ordenskirche in Deutschland, der von Altencamp.*) Das Kloster wurde bereits im Jahre 1122 als älteste Tochter von Morimond gegründet und nahm in Deutschland die erste Stelle innerhalb des Ordens ein. Mehr als siebenzig Abteien, besonders über ganz Norddeutschland verbreitet, bildeten seine Filiation. Nur das schmucklose rechtwinklige Altarhaus, begleitet von zwei kleinen Thürmen (siehe oben S. 28), stammt noch aus romanischer Zeit, alles Andere gehört einem Neubau des XVIII. Jahrhunderts an.

Wenig jünger als dieses Werk mögen die bei einer Restauration der jetzigen gothischen Kirche aufgefundenen Reste eines älteren Baues zu Altenberg**) bei Köln, etwa aus der Mitte des XII. Jahrhunderts, herrühren. An ein nahezu quadrates Altarhaus legte sich hier eine halbkreisförmige Absis, nordwärts reihten sich dann die Reste einer gleichfalls rundbogig geschlossenen Kapelle an. Leider war man durch die Umstände verhindert, die Untersuchungen weiter fortzuführen und scheint es gewagt, daraus einen Schluss auf die Gestalt des Ganzen machen zu wollen. Wenn Grund daher vermuthet, diese Kirche habe kein Querschiff besessen, so ist dies eine nach dem von ihm Mitgetheilten unmotivirte Annahme. Interessant hierbei ist die Ausbildung des Altarhauses selbst. Die 5 Fuss starke Mauer ist in den Seitenwänden durch etwa $8^1/_2$ Fuss lange und $3^1/_2$ Fuss tiefe Nischen erleichtert, die unter sich mittelst schmaler Durchgänge durch die stehen gebliebenen Pfeiler verbunden waren. Eine Anordnung ganz den häufig hinter Triforien vorkommenden Umgängen ähnlich. Das Material ist Tuffstein. Da ausser einer Eckblattbasis keine Kunstformen erhalten, auch aus den Urkunden bis jetzt keine genügenden Nachweise gewonnen sind, so lässt sich

---

*) Michels: Geschichte und Beschreibung der ehemaligen Abtei Camp. 1832; Otte: Baukunst. S. 194; Quast und Otte: Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst. Band 1. S. 148.

**) Zuccalmaglio: Geschichte u. Beschr. des K. Altenberg. Barmen 1830. F. Grund: Die aufgefundenen Byzant. Reste der wahrscheinlich ältesten Abt.-Kirche zu Altenberg in dem Jahrb. des Vereins von Alterth. Freunden im Rheinl. Bonn 1847. Bd. X.

dieses Werk nicht fest datiren. Das Kloster wurde im Jahre 1133 gegründet, 1147 aber erst an die jetzige Stelle verlegt, um welche Zeit man vermuthlich jenen Bau begonnen.

An dem 1148 gegründeten Kloster Herrenalb in Schwaben*) finden sich romanische Reste in der Façade, sowie in den Mauern des spätgothischen Chores und etwas jüngere in dem Paradiese, während alles Uebrige einem modernen Umbau angehört. Die Kirche, eine Stiftung der Grafen v. Eberstein, in deren Gebiet sie gelegen, war, wie einzelne Spuren im Schiff verrathen, eine Pfeilerbasilika, die nichts von den Eigenthümlichkeiten des Ordens in ihrer Grundrissbildung gehabt zu haben scheint. Das Werthvollste sind die schönen Trümmer der spätromanischen Vorhalle mit zwei Rundportalen, gekuppelten Fenstern mit Säulen und einem spätgothischen Westgiebel. Die erhaltene westliche Abschlussmauer der Kirche zeigt im Mauerwerk das „Opus emplecton“ des XII. Jahrhunderts, bei dem man nur die beiden Aussenseiten der Mauer in regelmässigem Quaderverbande aufführte, das Innere aber mit Gussmauerwerk füllte. Das Hauptportal ist edel romanisch mit je drei schlanken Säulen an den Gewänden.

Ferner haben sich Theile von der romanischen Kirche zu Victring (Victoria)**) bei Klagenfurt erhalten. Das Kloster wurde 1142 von einem Grafen von Sponheim-Lavantthal gegründet. Die ersten Bewohner kamen von Villers, einer Tochter von Morimond, unter ihnen „Conversi barbati diversis artibus periti.“ Die Weihe der Kirche geschah in den Jahren 1200 und 1202 durch den Erzbischof von Salzburg. Es war eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit Querhaus und Vorhalle. Der aus drei Seiten des Achtecks geschlossene gothische Chor stammt aus dem XIV. Jahrhundert. Die noch stehenden Theile des Hauptschiffs sind jetzt mit einer Tonne überwölbt, scheinen aber ursprünglich eine flache Decke gehabt zu haben. Fenster wie Arkaden sind rundbogig, nur in den Scheide-

---

*) Krieg v. Hochfelden: Gesch. d. Grafen v. Eberstein. Carlsruhe S. 233 ff. Otte: Gesch. d. Bauk. S. 295. und 428. Schönmuth: a. a. O. Bd. IV. S. 447 ff.

**) von Ankershofen: Uebersicht der kirchlichen Baudenkmale in Kärnthen in den Mitth. der K. K. Cent. Com. 1856. S. 121 ff.

mauern zwischen Langhaus und Querschiff tritt der gedrückte Spitzbogen auf.

Völlig von der Erde verschwunden, so dass man die ursprüngliche Stelle nicht einmal mehr mit Sicherheit nachweisen kann, ist die Kirche des ehemaligen Klosters Georgenberg (Jorisberg)*) in Thüringen. Dasselbe entstand im Jahre 1141 durch den frommen Cisterciensermönch Eberhard Grafen von Altena, der bereits 1134 Altenberg, die Burg seiner Väter, dem Orden übergeben. Er wurde hier der erste Abt. Nach ziemlich langer Zeit, erst zwischen 1186 und 1193, vertauschten die Mönche den Wohnsitz auf der Höhe mit einer ihnen bequemeren Ansiedelung im Thal, worauf denn auch der Name des Klosters sich demgemäss in „Georgenthal“ veränderte. Wenn wir nach neueren Ausgrabungen einzelner Conventräume und einigen in Bruchstücken erhaltenen Kunstformen urtheilen können, so muss der Bau, der den hh. Maria, Georg und Benedict geweihten Kirche gleich nach der Verlegung des Klosters begonnen haben, indem jene Reste mit den derzeitigen benachbarten Bauten Schloss Landsberg, Petersberg bei Halle, Ilfeld, Bürgelin u. s. w. dieselbe Kunststufe einnehmen. Die Kirche wurde in den Bauernkriegen zerstört, stand aber als Ruine noch bis in den Anfang des XVII. Jahrhunderts hinein. Sie hatte zwei Hauptbauperioden gehabt, die erste romanische, der wohl das Schiff noch in späteren Jahrhunderten angehörte und eine zweite frühgothische, in der der Chor umgebaut wurde. In Bezug auf letztere ist uns eine historische Notiz aufbewahrt, die gleich hier angereiht sei: Im Jahre 1246 wird vom Kloster aus eine Gesandtschaft an Heinrich Raspe geschickt, bestehend aus dem Abte und dem Mönche Wigand „qui tunc magister lapidum vocabatur.“ Es scheint demnach, dass letzterer eine bedeutende Person gewesen und vermuthlich einem grösserem Bau vorstand. Mit dieser Jahreszahl nun stimmen die erhaltenen Reste, die Verwandtschaft mit der Elisabethkirche zu Marburg verrathen, wohl überein (Stark a. a. O.), so dass wir die Zeit um 1246 als die des

*) Stark: die Cisterc. Abt. Georgenthal u. die neuen Ausgrab. das. mit 3 Tafeln in der Zeitschr. des Ver. für Thür. Gesch. u. Alterth. I. S. 297. ff. Eberhard: Aufgef. Reste einer Klosterkirche bei Georgenthal in Erbkam: Zeitschr. f. Bauw. 1852. S. 538 u. 1. Taf. Duval a. a. O. Bd. II. S. 145 ff.

Chorbaues festsetzen müssen, wir demnach hier den Untergang des ältesten gothischen Baues in Sachsen zu beklagen haben.

Erwähnt mögen schliesslich noch die untergegangenen Kirchen von Altenzelle*) und Sichem (Sittichenbach)**) sein. Das erstere Kloster wurde im Jahre 1162 gestiftet, doch erst 1175 den Cisterciensern übergeben. Der Bau der Kirche wurde 1107 vollendet, und sie im folgenden Jahre mit grossem Pomp geweihet. Es war ein Backsteinbau im gebundenen romanischen System, der seit dem Jahre 1599, wo ein Blitzstrahl die Kirche in Brand setzte, seiner allmäligen Vernichtung Preis gegeben wurde. Von dem 1141 gegründeten Kloster Sittichenbach existirt nur noch eine Kapelle. — Die Baulichkeiten des seit 1256 von den Cisterciensern bezogenen Dissibodenbergs in der Pfalz stammen gleichfalls schon aus romanischer Zeit (1150), gehören aber als Werke eines anderen Ordens nicht in den Kreis unserer Betrachtung. Auch ist die Kirche bis auf etwa zwei Fuss über dem Erdboden abgetragen.

II. Der Uebergangstyl.

Freier und reicher als im romanischen Styl entfaltet sich die Ordensbaukunst in der folgenden Periode. Die der älteren Zeit häufig eigene ängstliche Befangenheit tritt mehr und mehr zurück; die Zahl der Werke, die eine hohe künstlerische Befähigung des Architeckten verrathen, ist im Wachsen. Freilich ging der Orden in seinem Uebergangstyl anders zu Werke, hatte andere Ziele im Auge als die Schulen von mehr decorativer Richtung, unter denen die Niederrheinische die erste Stelle einnimmt. Hier wurde mehr das malerische der Gesammtwirkung nach aussen und innen bezweckt. Reiche Thurmanlagen

*) Puttrich a. a. O. Bd. II. 1 Abth. Lief. 19; Beyer: das Cist. Stift u. Kloster Altzelle. 1858.

**) Ritter: Das ehem. Cist. M. K. Sittichenbach bei Erbkam: Bauzeitung. 1865. S. 477 ff.

waren fast unentbehrlich, und indem man das Detail und die Kunstformen häufte, opferte man leicht die architecktonische Idee den liebenswürdigen Erzeugnissen einer spielenden Phantasie, die nicht immer frei von barocken Formen blieb. Ganz anders die Cistercienser. Bei der Einfachheit ihrer Kirchenbauten, mussten sie vorn herein auf jede malerische Wirkung verzichten, zumal ihnen die Anlage von Thürmen verboten war und die bestimmt ausgeprägte Form des Grundrisses mit den langen Schiffen im Innern wenig wirkungsvolle Perspectiven bot, und da endlich die Ordenssitte die Kirchen in abgelegene Thäler zu verstecken liebte, wo sie sich nur auf kurze Entfernung dem Wanderer bemerkbar machen; während gerade sonst die Gotteshäuser gern an besonders hervorragenden Punkten der Stadt oder Landschaft so angelegt wurden, dass ihre mächtigen Thürme oder die malerische Choransicht schon weithin durch die Gegend das Auge fesselten. Man darf vielleicht sagen, dass die Rheinländer, um sich die neuen fremden Formen näher zu bringen, sich damit vertraut zu machen, dieselben mit einer Fülle mehr oder weniger willkürlich erfundenen Details überhäuften. Daher bei ihnen die Unzahl Säulen und Säulchen, die mannigfachen Fensterformen, die vielen Gesimse, Rundbogenfriese, Profilirungen und all das Ornament, während der strenge Geist des Ordens in einfach grossen Zügen die Idee des Ganzen allein hinzustellen bemüht war. Ihm ist die blosse Construction genug, das Detail bleibt nach wie vor auf das Wesentliche beschränkt, und man findet daher hier nie eine Spur von jenem Auswüchsen der Phantasie, wie sie am Rhein nicht selten. Eine Bereicherung tritt freilich im Ornament in sofern ein, als jetzt häufig — früher nur in den seltensten Fällen — Blattwerk dazu verwendet wird, während Thier- und Menschenbildungen nach wie vor verpönt bleiben. Zeigt sich im vollendeten Uebergangstyl mit seinen Triforien und Ringsäulen das Bestreben überall die vollen einfachen Linien zu brechen und in einzelne Theile aufzulösen, so halten sich die Cistercienser gerade an diese einfache ungebrochene Form. So kommt es denn, dass ihr Uebergangstyl uns in der That in die Gothik hineinleitet, ohne erst eine Umkehr von der decorativen Ueberfülle zu der strengeren Weise der Frühgothik nöthig zu machen.

Zunächst haben wir auch hier wieder eine Reihe von Bauten zu

betrachten, die dem in Fontenay zum Ausdruck gebrachten Grundrisstypus folgen.

Das Kloster Loccum*) wurde im Jahre 1163 durch einen Grafen v. Hallermünd gegründet. Der Bau der jetzigen Kirche begann 1240 durch den Meister Bado. Zehn Jahre später wurde bereits die Chorpartie und 1277 das ganze vollendete Werk geweiht. Wie hier die Baugeschichte eine höchst einfache und durch zahlreiche Ablassbriefe zweifellos sichere ist, so ist auch der architectonische Character der Kirche ein einheitlicher. Dieselbe Höhe des Styls herrscht im Grossen und Ganzen in allen Theilen, wenn auch die Osthälfte der rein romanischen Kunst um ein Weniges näher steht. Der Grundriss zeigt eine geringe Abweichung von der hergebrachten Form, insofern die Ostkapellen in der Stärke der Mauer kleine Absiden haben. Alle Theile sind mit spitzbogigen Kreuzgewölben überdeckt, und zwar die Seitenschiffe mit scharfgratigen, während in den Haupträumen rund profilirte Rippen auftreten. Die breiten Quergurte haben an den Ecken eine Auskantung. An den quadratischen Hauptpfeilern finden wir in der Höhe eine rechtwinklige Vorlage, flankirt von zwei Ecksäulen, die sich ganz in der Weise, wie wir es zu Heiligenkreuz gesehen, mit rechtwinkliger Umbiegung unten um den verkröpften Gewölbeträger herumziehen. Unterhalb der Verkröpfung befindet sich noch ein mit langgestielten Blattknäufen ornamentirter Fries. An dem ersten dieser Pfeiler von Osten aus geht diese Vorlage bis zur Erde nieder. Die vier Nebenpfeiler auf jeder Seite sind nach sächsischer Weise mit engagirten Ecksäulen versehen. Die Arkaden zeigen überall gedrückte aber ungegliederte Spitzbögen. Spitzbogig sind auch alle Fenster des Langhauses, deren im Obergaden je zwei in jedem Schildbogen sitzen. In Chor und Querschiff dagegen sind sie rundbogig, sonst aber genau von derselben Grösse. Die kelchförmigen Kapitelle der Säulen zeigen theilweis Blattschmuck, die attischen Basen haben

---

*) Lübke: Die mittelalterl. Kunst in Westfalen. S. 119 ff. Tafel 8. Schnaase a. a. O. V. 427 ff. Otte: Bauk. S. 192. Lübke: Fünf Cist. Abt. im Organ für christl. Kunst. 1853. S. 6 ff. Weidemann: Gesch. des Kloster Loccum, herausgeg. v. Köster. Göttingen 1822. Leukfeld: Letzner's hinterl. Nachr. von dem freien Reichsst. Loccum, in den Antiquitates Michaelsteinenses.

Eckblätter, einige Schäfte Ringe. Die Wände sind ohne jede Gliederung. Eine Unregelmässigkeit ohne weitere Bedeutung, durch das Eingreifen anderer Klostergebäude veranlasst, ist das Fehlen der westlichen Travee des südlichen Seitenschiffs. — Der Character des Innern ist, wie man aus dem Gesagten leicht ersieht, ein ernster, schwerer, in dem so recht die grossen Massen allein herrschen. Die offenen Durchblicke durch freie luftige Arkaden, die Gliederung und Belebung der raumabschliessenden Theile fehlt hier noch gänzlich, die kräftigen Pfeiler, ungegliederten Bogenlaibungen und die glatten Obermauern darüber zeugen von dem nach wie vor strengen Geiste der Erbauer. Derselbe ruhige Ernst, der das Innere auszeichnet, findet sich auch am Aeussern wieder. Ein einfacher Karnies bildet das Hauptgesims, Strebepfeiler finden sich noch nirgends, Lisenen nur an den Osttheilen. Die Rückwand des Altarhauses ist durch drei Rundbogenfenster belebt, darüber befindet sich im Giebel eine kreisrunde Oeffnung. Während die Fenster im Allgemeinen innen und aussen einfach abgeschrägte Wandungen zeigen, finden wir am Aeussern derjenigen in den Kreuzarmen zierliche Einfassungssäulen, deren Profilirung sich aber nicht an den Bögen fortsetzt. Der ursprüngliche Zugang zur Kirche befand sich wahrscheinlich an der Westseite und führte in das nördliche Nebenschiff. Ein etwa sechs Fuss hoher gut profilirter Sockel zieht sich um den ganzen Bau. Das Material ist Sandstein, der in grossen trefflich bearbeiteten und zusammengefügten Quadern versetzt ist, wie denn überhaupt die Ausführung des Ganzen eine ausserordentlich solide ist. Die totale Länge der Kirche beträgt im Innern 224 Fuss, die Breite 68 Fuss. Mittel- und Seitenschiffe verhalten sich zu einander wie zwei zu eins. Die Westfaçade zeigt ein gothisches Masswerkfenster in grosser viereckiger Blende. Auch der einfache Dachreiter mag derselben späteren Zeit angehören.

Eine andere, gleichfalls der Mitte des XIII. Jahrhunderts angehörige Kirche ist die des 1148 oder 1149 gegründeten Klosters Eusserthal (Utcrina vallis)*) bei Landau in der Pfalz. Nachdem

*) Sighart: Bayerische Kunstgeschichte S. 250 schreibt die Abtei fälschlich den Benedictinern zu. Otte: Bauk. S. 345. Remling: Gesch. der ehem. Abteien und Klöster im jetzigen Rheinbayern. 2 Theile. 1836.

ein älterer Bau aus der Spätzeit des XII. Jahrhunderts untergegangen, wurde der jetzige, zu dem man 1250 durch Ablassbriefe Sammlungen veranstaltete, unternommen; 1260 war er vollendet. Doch sind auch aus dieser Zeit uns nur noch Chor und Querschiff erhalten. Das Altarhaus und die vier Ostkapellen sind gradlinig geschlossen. Zierliche Ecksäulchen mit schlanken Kelchkapitellen tragen die schweren Gurte der überhöhten Gewölbe. Am Aeusseren sind die Ecken mit vielfach abgestuften und pultförmig gedeckten Strebepfeilern besetzt. Die Ostwand des Chors ist durch fünf Rundbogenfenster erhellt, oben zwei grössere in gemeinschaftlicher Nische, darunter drei in einer Reihe, eingefasst durch Wandsäulchen, deren Profil an den beiden äussern Fenstern auch die Rundbögen begleitet, während es bei den mittleren durch ein Zickzackband ersetzt ist. Eine Reihe von rohen Kragsteinen trägt das einfache Hauptgesims, doch fehlen auch diese an den Giebeln. Das Ganze hat etwas so derbes, massiges, wie es die gleichzeitigen Bauten jener Gegend im Allgemeinen nicht mehr zeigen.

In der Schweiz begegnen wir dem Grundrisse von Fontenay noch ohne jede Weiterbildung in der Kirche des 1185 gestifteten Klosters Kappel*) im Canton Zürich. Die Conception des Baues und die Herstellung der Osttheile gehört der letzten Zeit des Uebergangstyls an, das Schiff schon der Spätgothik. Im Aufbau zeigen Chor und Querschiff bereits überall den Spitzbogen, auch sind die Ostkapellen nicht mehr so gedrückt, wie wir dies in der älteren Zeit gesehen. Den Uebergangstyl zeigt das Detail: so die Bildung der Vierungspfeiler, die Laubwerk-Kapitelle und der reiche Schmuck des schönen in die Südwand des Altarhauses eingelassenen Presbyteriums, so am Aeussern der Spitzbogenfries und die nach unten stark abgeböschten Lisenen; während an den Basen der Wandsäulen die Eckblätter bereits wieder fehlen. Die Bauzeit dieser Theile kann frühestens um 1250 fallen — man vergleiche das nahe gelegene Meerstern — jedenfalls ist die von Keller angenommene Periode Ende des XII. Jahrhunderts zuweit hinausgegriffen.

---

*) Escher: Die Stiftung des Klosters Kappel, in den Mitth. der antiq. Gesellsch. zu Zürich Bd. II. S. 1 ff. Vögelin und Keller: das ehemal. Kloster Kappel, ebenda Bd. III.

So ziemlich gleichzeitig mit den bisher besprochenen Werken dieser Periode ist die Erbauung der Kirche des 1170 oder 71 gegründeten Klosters Zinna.*) Der Grundriss zeigt hier den bisherigen Bauten gegenüber einige Veränderungen in den Osttheilen: Die vier Kapellen so wie das Altarhaus sind innen halbrund, aussen aus drei oder fünf Seiten des Achtecks geschlossen. Das Langhaus hat die für Cistercienserkirchen aus dieser Periode geringe Ausdehnung von nur $3^1/_2$ Quadrat des Mittelschiffes. Im Aufbau herrscht überall der Spitzbogen mit alleiniger Ausnahme der rundbogigen Eingänge zu den Kapellen in der Ostwand des Querschiffes. Diese haben auch noch Tonnengewölbe, welche sonst nur in der romanischen Zeit vorkommen. Die heutigen Gewölbe der Kirche stammen mit Ausnahme etwa desjenigen im südlichen Kreuzarme aus späterer Zeit. Die Arkadenpfeiler sind durchweg quadratisch. Schon das verwendete Material, Granit, musste bei seiner jeder feineren Bearbeitung spottenden Härte die äusserste Einfachheit im Aufbau bedingen; diese herrscht denn auch in der ganzen Kirche. Die Pfeiler ermangeln der Basen, die Kapitelle sind höchst bescheiden behandelt. Seinen einzigen künstlerischen Schmuck empfing das Innere durch eine Reihe von gewölbetragenden Consolen in den Seitenschiffen, die bei etwa 2 Fuss Länge und 15 Zoll Breite schönes romanisches Blattwerk mit Diamantquadern besetzt zeigen; doch sind diese Console nicht, wie Puttrich und nach ihm Otte meint, aus gebrannten Thon sondern aus Stuck hergestellt; die viel bewunderte technische Vollendung derselben fällt also dahin. Aber auch abgesehen davon ist die Ausführung des Ganzen eine vorzügliche, wie denn die sorgfältigste Bearbeitung der einzelnen Findlinge zu scharfkantigen Quadern den Bau auszeichnet und für den Mangel an reicherer Gliederung entschädigt. Ganz besonders scharf und mit ausserordentlicher Sauberkeit sind die Pfeiler- und Arkadenbögen des Innern, die rechtwinklig abgetreppten Portalwandungen

*) Otte bei Puttrich a. a. O. II. Abth. 2, der die Erbauungszeit um 1216 setzt. Förstemann: Neue Mitth. aus dem Geb. hist. antiq. Forschung herausgeg. im Namen des Thür. Sächs. Vereins etc. VII. 2. 33 ff. Mertens: Tafeln, giebt etwa 1300 für die Erbauung der Kirche an. Schnaase V. 429, der die auch von uns adoptirte Zeitstellung annimmt. Jongelinus giebt die Jahre 1145 oder 48 für die Gründung des Klosters.

des Aeusseren, die hohen Fenster des Chors hergestellt. Wie nicht anders möglich, gewährt der Bau von Aussen den Eindruck des Massenhaften, schwer Hingelagerten, indem seine Wandflächen weder durch Strebepfeiler, Lisenen oder irgend welche andere Gliederung belebt sind und nur die lanzettförmigen Fenster die graue Mauermasse unterbrechen. Im Westen führte ein kleines Portal ins südliche Nebenschiff. — Man darf diesen Bau nicht in Rücksicht auf seine ästhetische Wirkung den andern gleichzeitigen Ordenskirchen gegenüberstellen, wenn man seine Bedeutung richtig würdigen will; es hiesse dies den so überaus wichtigen Einfluss des Materials übersehen. Eine Granitkirche kann nie mit einem Sandstein- oder Ziegelbau, sondern nur mit ihres Gleichen verglichen werden, und wenn wir dies thun, müssen wir gestehen, dass Zinna nicht nur der beste aller Granitbauten des nordöstlichen Deutschlands ist, sondern sie auch in seiner des höchsten Preises würdigen technischen Ausführung weit übertrifft.

Der Reihenfolge unserer Betrachtung wie auch der Oertlichkeit nach schliesst sich hier zunächst die Gruppe der Backsteinbauten des Ordens in der Mark und deren Nebenländern an. Die Cistercienser standen von Hause aus dem Ziegelbau fern, seine Eigenthümlichkeiten mussten sie erst kennen lernen, wodurch von vorn herein schon locale Einflüsse leicht erklärlich sind. Die Bauten der Backsteinländer, könnte man sagen, reden ihre eigene Sprache, in die sie sich erst die einzelnen Formen des Hausteinbaues übersetzen müssen. Dies Umbilden aber war bereits vor dem Auftreten der Cistercienser vollendete Thatsache, sie konnten deshalb nichts besseres thun, als sie als solche annehmen. Wenn daher schon die Ziegelbauten der entferntesten Gegenden eben durch die Eigenthümlichkeit des Materials einander häufig ähnlicher sind als manche örtlich nahe angrenzende Hau- und Backsteinwerke, so wird es nichts Befremdendes haben, wenn auch die Ordensbauten sich eng an die übrigen Kirchen der Gegend anschliessen und ihre besonderen Eigenthümlichkeiten mehr oder weniger in denen der ganzen Provinz untergehen lassen. — Aus kleinen Theilchen setzt der Ziegelbau sich zusammen, deren Lagerhaftigkeit ohne den verkittenden Mörtel ziemlich gleich Null wäre. Weite Ausladungen, senkrechte Theilungen, Details in stark erhabener Arbeit, schlanke Kapitelle, die Mannigfaltigkeit der Ornamentik,

die, da sie Handarbeit ist, überall verschieden gebildet werden kann, Dinge, die der Sandstein gestattet, zu denen er theilweis herausfordert, verbietet der Ziegelbau geradezu. Die Fabrikation tritt hier an Stelle der einzelnen Arbeit. Sie bedingt die regelmässige Wiederkehr derselben Gliederung an einem Bauwerk, ja noch mehr, es kommt vor, dass man sich für entfernte Bauten die Ziegelformen gegenseitig borgte, so dass wir unter andern die Formsteine von Lehnin an den Küsten der Ostsee wiederfinden. Trotz dem aber verrathen die Cistercienserbauten in den meisten Fällen das Walten von Künstlerhänden; es ist kein handwerksmässiges Arbeiten nach gegebenen Schematen, es ist die Thätigkeit des selbstschaffenden Geistes, die uns entgegentritt; und die Ordenskirchen stellen sich zum Theil den besten Leistungen des gesammten Backsteinbaues würdig an die Seite.

Indem wir uns den Kirchen in dem bisher besprochenen Grundplan zuwenden, haben wir zunächst auf einige Abweichungen hinzuweisen: Die einzelnen Kapellen auf jeder Seite des Altarhauses sind hier meist nicht durch eine Scheidemauer getrennt, bilden vielmehr ein zusammenhängendes Ganze, wenn auch nach wie vor zwei Eingänge auf jeder Seite der Vierung zu ihnen führen; ferner vertauscht das Altarhaus seinen gradlinigen Schluss gegen den halbrunden resp. polygonen; über die Thürme endlich siehe S. 25.

Das älteste Beispiel aus dieser Gruppe ist die Kirche von Lehnin.*) Das Kloster wurde 1180 von Markgraf Otto gestiftet, und zwar, wie bei den kriegerischen Verhältnissen, die damals in den Marken herrschten, begreiflich, auf einem schon von Natur durch unwegsame Sümpfe wohl vertheidigten Platze. Die ersten Mönche kamen von Sittichenbach. Unmittelbar nach der Stiftung ging man an die Herstellung einer Kirche, von welcher sich in der heutigen Anlage noch das Meiste erhalten hat. Der jetzige Bau wurde erst

*) Adler: Mittelalt. Backstein-Bauw. des Pr. Staates. Heft 6. Taf. 58 — 60, der Text fehlt noch. F. v. Quast: Zur Characteristik des ält. Ziegelbaues in der Mark; im deutschen Kunstbl. 1850. Riedel: Klöster und Klosterruinen in der Kurmark Brandenburg; in den Märk. Forschungen I. Seite 165 ff. Heffter: Gesch. des Klosters Lehnin. Brandenb. 1851. Essenwein: Nordd. Backsteinbauten. Taf. 1.

im Jahre 1262 vollendet. Die ursprüngliche Kirche, bedeutend niedriger als die spätere, war flach gedeckt; mit Begim des XIII. Jahrhunderts dann überhöhte man sie und zog die Wölbungen des Chors und Querschiffs ein. Aus dieser Zeit mag auch die östlichste Travee des Langhauses stammen. Nach dieser aber tritt für die westliche Hälfte plötzlich ein völlig neuer Styl in den reifsten Uebergangsformen auf, der eine Unterbrechung der Bauthätigkeit oder die eintretende Wirksamkeit eines neuen jüngeren Architecten voraussetzt. Im Jahre 1512 wurde das Kloster säcularisirt, doch blieb die Kirche noch bis in das vorige Jahrhundert erhalten. Erst damals wurden die Gewölbe der Westhälfte schadhaft, worauf König Friedrich Wilhelm I. diese Theile so wie die ganzen Nebenschiffe bis auf die jetzigen Trümmer abtragen liess. — Das hier wie in Zinna nur flache Altarhaus, ist rundbogig geschlossen; gleich weit mit ihm springen die Ostkapellen vor, oder richtiger die eine grosse Kapelle auf jeder Seite, die durch einen Mittelpfeiler in vier Gewölbequadrate getheilt ist, von denen die beiden östlichen jedesmal durch eine dünne Mauer von einander getrennt sind. Die Gewölbe der Osttheile zeigen eine unschöne parabolische Ueberhöhung des Rundbogens. Im Schiff fehlen sie jetzt, waren aber mit Ausnahme des östlichen Joches gedrückt spitzbogig mit noch halbrunden Stirnbögen. Die Pfeiler nehmen an den rechtwinkligen Kern abgetreppte Vorlagen für die Gewölbegurte. Im Mittelschiff legen sich an diese noch als Träger der Diagonalrippen Dreiviertelsäulen. Die einzelnen Theile der Vorlagen sind in verschiedenen Abstufungen über einander verkröpft, die Arkaden sind noch rundbogig, liegen aber in spitzen Blenden. In jedem Gewölbejoch des Obergadens finden wir zwei Spitzbogenfenster, deren Gewandungen reich mit Rundstäben und Abtreppungen gegliedert sind. Dicht unter ihnen zieht sich ein breiter Gurtfries hin, der also hier viel höher, als sonst meist der Fall, angebracht ist und in seinen Hauptgliedern aus einem romanischen Blattornament und dem deutschen Band darunter besteht. Besondere Aufmerksamkeit aber verdienen die alten Theile. Die Absis ist durch zwei Reihen von je fünf Fenstern erhellt, eine Anordnung, die sich sonst nicht wiederfindet, aber hier leicht erklärbar ist. Die ursprüngliche Kirche besass nur die untere Fensterreihe, wie das über denselben

noch erhaltene alte Hauptgesims (Rundbogenfries) am Aeuseren sowohl wie die eigenthümliche Formation der Vierungspfeiler und endlich die verschiedene Decorationsweise der Fensterreihen, von denen die untere augenscheinlich der älteren Zeit angehört, beweist. Die Mittelpfeiler der Ostkapellen bestehen aus quadratischem Kern, an den sich in der ganzen Breite der einzelnen Seiten Halbsäulen legen. Die Kapitelle derselben zeigen jene bekannte interessante Umbildung des Würfelknaufes im Sinne des neuen Materials, wie sie uns an so vielen Kirchen jener Gegenden entgegentritt. — Am Aeusseren finden wir gleich dem Innern die strenge Trennung zweier Bauperioden im Schiff, während sich der Unterschied der Zeit in den Osttheilen nicht so kenntlich macht. Diese sind im Ganzen, wie es dem strengen romanischen Style zukommt, einfach. Der ineinander greifende Rundbogenfries mit deutschem Band darüber bildet ihr Hauptgesims; doch geht an den Querschiffsgiebeln dieser Fries in die einfachere Form des Hausteinbaues über. Starke Ecklisenen steigen von ihm nieder. Ganz anders erscheinen die Westtheile. An ihnen tritt das künstlerische Bedürfniss, die Mauermasse selbst zu gliedern hervor und ist zugleich in guter Weise ohne Ueberladung gelöst. Unter dem breiten Hauptgesims finden wir die reich profilirten gepaarten Fenster des Obergadens, die eine Reihe von schmalen spitzbogigen Blenden verbindet. Die jetzt zerstörten Seitenschiffe waren (nach der Restauration von Adler) den einzelnen Gewölbejochen entsprechend durch Lisenen, die mit Halbsäulen besetzt waren, gegliedert. Ganz neu in ihren Motiven erscheint die Westfront. Zwei thurmartig behandelte Strebepfeiler, von denen der nördliche in der That eine kleine Wendeltreppe enthält, trennen die einzelnen Schiffe (Siehe S. 26). Lehnin bietet für diese Anordnung das älteste Beispiel. Bekanntlich nahmen die Bettelmönche, welche gleichfalls auf den Thurmbau verzichteten, dies Motiv auf und erweiterten es einigermassen; ihre Kirchen zeigen unendlich oft zwei völlig ausgesprochene achteckige Treppenthürme. — Die Façade des Mittelschiffs zeigt ferner eine auffallende Scheidung in mehrere Geschosse: über einer reichen Blendarkatur befinden sich zwei Reihen von je drei mehrfach profilirten Fenstern, die durch denselben breiten Gurt, den wir schon im Innern fanden, von einander getrennt sind. Ueber der zweiten

Reihe zieht sich ein Rundbogenfries hin. (Siehe Fig. 7). Den Fenstern entspricht an den Strebepfeilern, die dieselbe Gliederung mit der Mittelfront haben, jedesmal eine Blende. Diese ganze Anlage erinnert sehr an englische Bauten. Dort ist die Trennung in mehrere Geschosse allgemein, dort finden wir die Vorbilder für die Blendarkaturen. Es ist freilich schwer zu entscheiden, ob man in diesen besonderen Formen etwa nur eine zufällige Aehnlichkeit mit der Bauweise des Inselandes zu sehen hat, und sie im Grunde dem Einfluss des Materials und seiner Bedingungen auf den schaffenden Geist des Ordensbaumeisters ihren Ursprung verdanken, oder ob sie in der That auf englischen Ueberlieferungen beruhen. Diese letztere Vermuthung lässt sich freilich nicht durch bestimmte Nachrichten rechtfertigen, doch darf man nicht vergessen, dass die Cistercienser

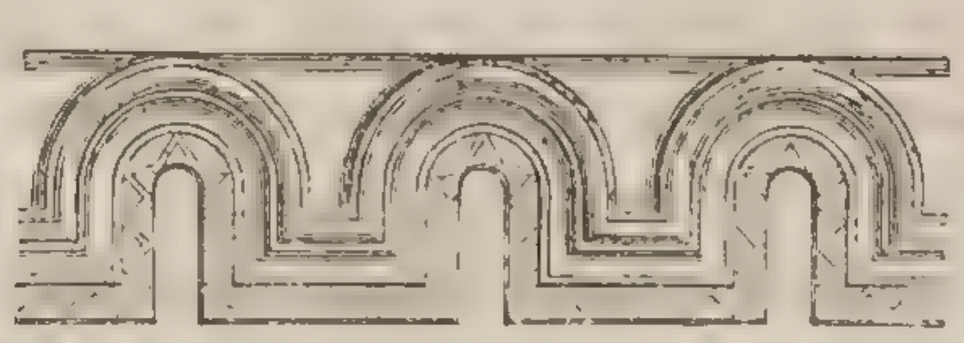

Fig. 7. Rundbogenfries von Lehnin. (Nach Adler.)

in England eine höchst bedeutende Rolle gespielt,*) und das gerade damals Richard von Cornwallis erwählter römischer König war; unsere Vermuthung also in der gleichzeitigen politischen Geschichte einen gewichtigen Rückhalt findet.

Was die ästhetische Seite anbetrifft, so gehört der Bau zu den interessantesten, ja ist vielleicht der schönste, den der Uebergangstyl in diesen Gegenden aufzuweisen hat. Bei aller Strenge der Profilirung, bei der Zurückhaltung im Ornament zeigt sich die vollständigste Belebung der Fläche; die Westtheile durchweht, wenn man so sagen darf, ein gefälliger Ernst. Nicht so günstig freilich wirken die älteren Theile mit ihren parabolischen Gewölben und der nicht gerade glücklichen Ueberhöhung der Vierungspfeiler. Die Kirche

---

*) Bei Erwähnung der englischen Cistercienser sei darauf hingewiesen, dass so manches, was wir als Eigenthümlichkeit des Ordens bezeichneten, zugleich charakteristisches Zeichen der gesammten Architektur Englands ist; so die langen Schiffe, der gerade Chorschluss, die Ostkapellen in den Kreuzarmen und die Vierungsthürme.

mass ursprünglich 194 Fuss in lichter Länge bei 58½ Fuss Breite und etwa 52 Fuss Höhe.

Lehnin zunächst steht die Kirche von Colbatz in Pommern.*) Die Abtei aus der Linie Clairvaux wurde in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts (1159, 1163 oder 1173) gegründet. Obgleich wir wissen, dass bereits der Stifter Herzog Wratislav II. spätestens 1188 in der Kirche beigesetzt wurde, mithin diese damals schon wenigstens zum Theil stehen musste, so erlaubt doch die Stylhöhe der heut noch erhaltenen Reste (Mittelschiff und Querhaus aus dem Uebergangstyl, der Chor ist gothisch erneuert, die Seitenschiffe abgetragen) nicht, für sie eine so frühe Erbauungszeit anzunehmen; sie gehören vielmehr erst etwa der Mitte des XIII. Jahrhunderts und dem weiteren Verlauf desselben an. Man hat geglaubt, für diesen Bau Einflüsse von Dänemark her annehmen zu können**). Dies ist jedoch nicht der Fall gewesen, vielmehr lässt sich im Gegentheil der engste Zusammenhang mit Lehnin constatiren. — Die ältesten Theile sind das Querschiff und die daran stossenden Partieen des Chors und Langhauses. (Siehe Fig. 8). Die Ostkapellen haben hier nur die gewöhnliche Tiefe, sind aber durch keine Scheidewand von einander ge-

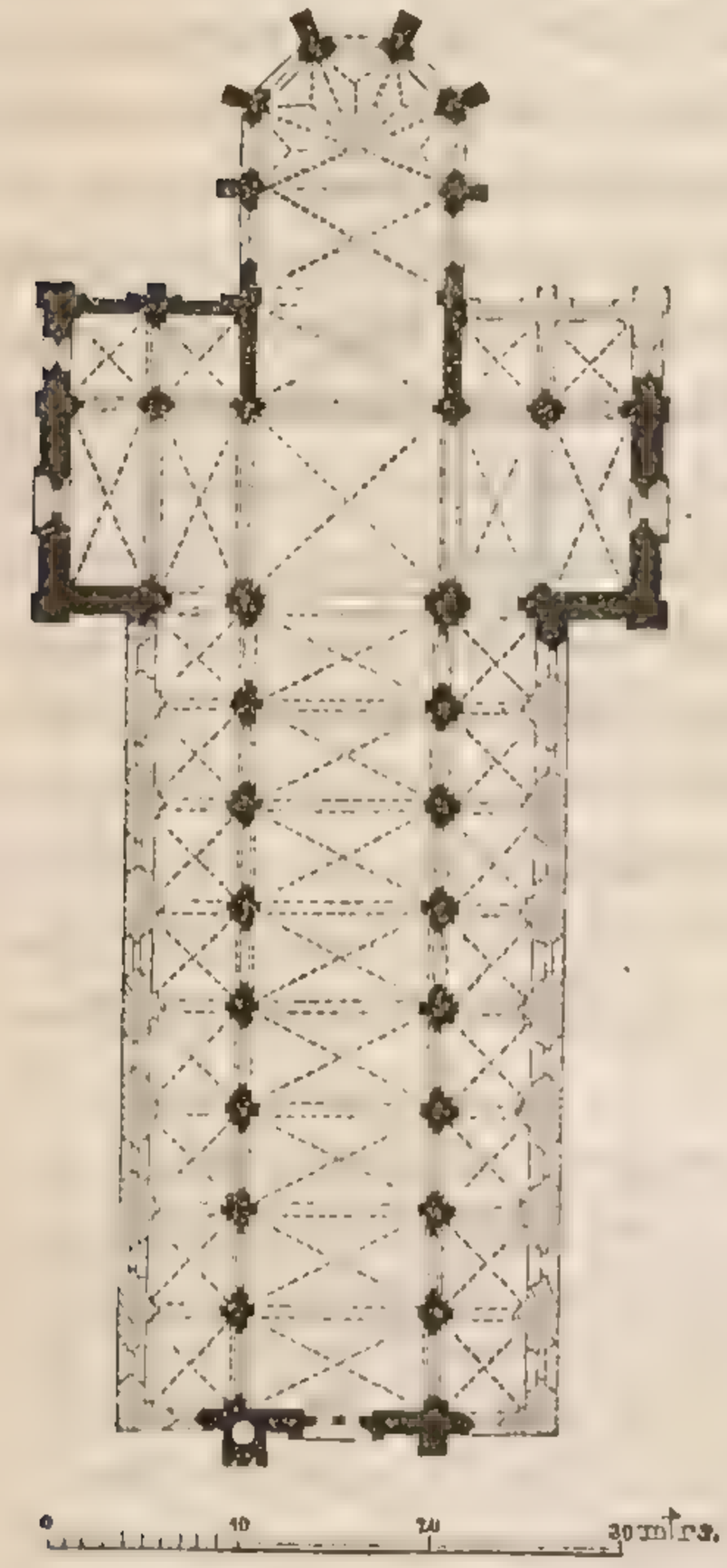

Fig. 8. Grundriss von Colbatz.

*) Kugler: Pommersche Kunstgeschichte, abgedr. in: Baltische Studien VIII, und kl. Schriften I. S. 652 ff. Quast a. a. O. Steinbrück: die Klöster Pommerns. S. 40.

**) Bekanntlich ist die Frage über die Stellung, die Dänemark zur Entwickelung des nordostdeutschen Backsteinbaues genommen, noch eine offene. Wenn

trennt. Die beiden Flügel des Querschiffs haben in den Kreuzgewölben noch ihre ursprünglichen Wulstrippen des Uebergangstyls erhalten, die wir in Zeichnung und Massen vollständig übereinstimmend auch an den Osttheilen von Lehnin finden, so dass man nur eine Uebertragung derselben Form von einer Bauhütte auf die andere annehmen kann. Die Vierung hat heut ein nüchternes spätgothisches Sterngewölbe. Gedrückte Spitzbogen bilden in den Kreuzarmen die Eingänge zu den Kapellen wie zu den Nebenschiffen, ebensolche finden wir auch in den beiden ersten Arkadenstellungen des Langhauses. Fenster und Thüren dagegen haben noch den alten Rundbogen. Man ersieht aus dem allen, dass diese ältesten Theile immer noch in eine etwas jüngere Zeit fallen als die Ueberhöhung und Wölbung der Lehniner Ostpartie, wo der Rundbogen ausschliesslich auftritt. Von letzterem Kloster also stammen die nach Colbatz und weiter versandten Ziegelformen. Die sechs westlichen Bogenstellungen zeigen zwar gleichfalls noch die Formen des Uebergangstyls jedoch mit grösserer Hinneigung zur Gothik. Hier sind die Spitzbogen schlanker, die Pfeilerprofile reicher, die Halbsäulen, die den Stützen in der Länge als Vorlage dienten, in halbe Achtecke verwandelt, nur das einfache Kapitell bleibt dasselbe. Auch die Fenster des Ober-

---

einerseits mit Sicherheit festgehalten werden muss, dass niederländische Colonisten zuerst die Ziegelfabrikation in diesen Ländern heimisch machten, so lässt sich doch andererseits bei dem bedeutenden politischen Uebergewicht Dänemarks und bei seiner steten Verbindung mit den Küstenländern nicht zweifeln, dass auch die Baukunst von dorther einigen Einfluss erfahren. Kamen doch unter andern auch dänische Cistercienser zur Niederlassung nach Deutschland. Noch ist es bis jetzt nicht gelungen, die Priorität irgend welcher beiden Ländern gemeinsamen architectonischen Idee auf den Norden zurückzuführen. Um so mehr Aufmerksamkeit verdient daher ein von Lisch in den Jahrb. des Ver. für Mecklenb. Gesch. u. s. w. XIX. S. 148 ff. veröffentlichtes Zeugniss von der Verbindung deutscher und norwegischer Ordensklöster. In dem Kloster Hovedöe bei Christiania haben sich in den Trümmern der alten romanischen Kirche Mosaikplatten gefunden, die abgesehen von der Farbe in Zeichnung und Grösse genau in der Kapelle zu Althoff (Alt-Doberan) und im Altarraum der heutigen Doberaner Klosterkirche wiederkehren. Es fragt sich daher, von welchem der beiden Klöster wurden sie auf das andere übertragen? und da scheint in der That aus mannigfachen Gründen Hovedöe den Vorrang zu haben. Siehe darüber Lisch a. a. O.

gadens sind hier spitz, und zwar die an der Nordwand einfacher, schmal und schlank, im Aeussern mit dem schon zu Lehnin vorkommenden Systeme der spitzbogigen Blenden — eine auf jeder Seite — belebt, die auf der Südseite grösser und bereits entschieden gothisirend mit reicheren Gewandungen und ziemlich primitivem Masswerk. Der heutige Chor ist nach Art der Bettelmönchskirchen weit hinaus gerückt und aus drei Seiten des Achtecks geschlossen. Er zeigt in seinen breiten und hohen Fenstern und sonstigen Profilirungen bereits die entwickelten Formen der Gothik, stammt daher aus einer späteren Periode. Er hat jetzt seine Gewölbe eingebüsst. Das Aeussere der alten Theile hat den einfachen Rundbogenfries als Hauptgesims und ist überall mit starken Lisenen gegliedert. An der erhaltenen Façade des Mittelraumes finden wir wie zu Lehnin die beiden Strebethürme, von denen der nördliche wiederum stärker gebildet ist und die Treppe enthält. Ein grosses jetzt vermauertes Spitzbogenfenster nimmt die Mitte ein, sitzt aber, da es der inneren Axentheilung entspricht, in Folge der Ungleichheit der beiden Thürme nicht genau in der Mitte der Façade. Zwei gleich hohe Blenden, die südliche breiter als die andere, befinden sich an den Seiten. Unterhalb derselben finden wir genau denselben Rundbogenfries, wie er auch an der Façade zu Lehnin über der zweiten Fensterreihe vorkommt. (Siehe Fig. 7). Auch hier muss eine Uebertragung der Form stattgefunden haben. Im Giebel endlich befindet sich eine grosse Blendrose mit reichem gothisirendem Masswerk.

Eine Tochter von Colbatz war das im Jahre 1178 von den Herzögen von Cassuben gestiftete Oliva*) bei Danzig. Unter allen Klöstern der deutschen Ordenländer ist dies das bedeutendste. Ein Vorort deutscher Civilisation inmitten der slavischen Bevölkerung fand es seinen hauptsächlichen Rückhalt an dem Mutterkloster und wird daher auch von ihm seine Baumeister bezogen haben. Doch hat die Kirche mannigfache Umbauten durchzumachen gehabt, so dass das ursprüngliche Bild derselben ziemlich getrübt ist, und man nur noch im Allgemeinen darüber urtheilen kann. Geschichtliche Nachrichten geben

*) F. v. Quast: Die Baukunst in Preussen, in den neuen Preuss. Prov. Blättern 1850. Bd. IX. Th. Hirsch: das Kloster Oliva, ebenda. Bd. X. Steinbrück a. a. O.

uns hier zahlreiche Anhaltspunkte für die Fixirung der Bauzeit, ohne dass dieselbe desshalb eine zweifellos sichere wäre. Bis in das XIII. Jahrhundert hinein haben wir für diese Gegenden, sobald von Kirchenbauten die Rede, nur an leichte Holzconstructionen zu denken, wenn die Ausführung nicht besonders als ein „opus latericium“ bezeichnet wird. In jenem vergänglichen Material wird daher nicht nur der erste Bau sondern auch ein anderer kurz vor 1224 ausgeführter hergestellt gewesen sein. In letzterem Jahre wurde bei einem der häufigen Raubanfälle der heidnischen Bevölkerung der gesammte Convent ermordet und die Niederlassung zerstört. Neue Colonisten, deren erstes Gotteshaus 1234 wiederum zerstört wurde, gingen 1235 an einen Neubau, von dem wir durch Ablassurkunden und reiche Schenkungen des Pommerellen-Herzogs Swantopolk wissen. Dass er aber bereits 1239 vollendet, beweist, dass auch er noch kein monumentales Werk gewesen; oder aber die angebliche Vollendung kann sich nur auf einen Theil der Kirche beziehen. 1250 oder 51 wissen wir wieder von einer Zerstörung und einem seit 1253 darauf folgenden Bau der Kirche, dem vermuthlich die heutigen ältesten Theile angehören.*) Ein gewaltiger Brand fand dann 1350 statt, der nur die Mauern der Kirche stehen liess, so dass trotz der regen Unterstützung vieler Stände und namentlich des Abtes Goswin von Colbatz die Restaurationsarbeiten fünf Jahre lang währten. Aus der Nachricht von dem Brande erkennt man, dass ursprünglich wenigstens das Mittelschiff kein Gewölbe gehabt. — Sehen wir nun den Bau selbst an, so finden wir aus der ersten Zeit noch das Querschiff, die Anfänge des Altarhauses und die sechs ersten Schiffspfeiler erhalten. Wir werden hier eine halbrunde Absis zu reconstruiren haben, so wie die vier Ostkapellen, von denen sich noch leichte Spuren erhalten haben. Die Pfeiler des Langhauses zeigen abgetreppte Vorlagen und Halbsäulen nach drei Seiten hin, während sie im Mittelschiff fehlen. Die Kapitelle dieser Säulen sind nahe verwandt mit denen an den älteren Theilen zu Colbatz. Wie die Pfeiler, so sind auch die gedrückten

---

*) So F. v. Quast, während Hirsch sie bereits dem Bau von 1235 — 39 zuschreibt. Ein wesentlicher Unterschied liegt zwischen beiden Zahlen nicht, daher ist es schwer, sich für eine oder die andere definitiv zu entscheiden.

Spitzbogenlaibungen der Arkaden vielfach abgetreppt. Es ist übrigens keinesweges ausgemacht, ja sogar nach Analogie der übrigen Bauten nicht einmal wahrscheinlich, dass die alte Kirche nur die noch jetzt erhaltenen sechs Arkaden auf jeder Seite des Mittelschiffs gehabt; ein Theil derselben kann sehr leicht beim Brande 1350 untergegangen oder beschädigt sein, da man damals die Kirche beträchtlich verlängerte.

Im Style entwickelter sind die Reste der Kirche zu Eldena (Hilda)*) bei Greifswald. Die Gründungzeit des von Jaromar I. von Rügen gestifteten Klosters steht nicht fest. Jongelinus, der übrigens für die norddeutschen Abteien nicht zuverlässig ist, verlegt sie in das Jahr 1170 und lässt die ersten Mönche aus Ebrach in Franken kommen, die anderen Nachrichten dagegen geben es mit grösserer Wahrscheinlichkeit als eine Tochter des dänischen Klosters Esrum an, die kurz vor 1203 entsendet wurde. Wie alle in slavischen Gegenden gegründeten Cistercienserklöster so gewann auch Eldena für die Germanisirung des Landes hohe Verdienste, ihm verdankt u. A. die Stadt Greifswald ihre Entstehung (1248). Im Jahre 1534 wurde die Abtei säcularisirt, aber erst die Drangsale des dreissigjährigen Krieges verwüsteten die bis dahin erhaltene Kirche (1637). Aus dem wenigen, was heut noch erhalten, Westgiebel, Trümmer von Schiffspfeilern, Chor- und Querschiffswänden, lassen sich deutlich zwei Bauperioden unterscheiden, eine gothische und eine aus der Uebergangszeit. Nun finden wir an den alten Theilen bereits reifere spätere Formen, als an denen zu Colbatz, werden daher auch die Erbauungszeit in eine etwas jüngere Zeit verlegen müssen.**)

Der Grundriss zeigt die zwei Ostkapellen auf der Seite des Altarhauses und die Wiederaufnahme des geradlinigen Chorschlusses. Wie zu Oliva finden wir auch hier wieder die abgetreppte Pfeilerform, nur dass an den östlichen Vierungspfeilern in der Richtung der Gurt-

*) Kosegarten: Bericht des Greifswalder Ausschlusses etc. in den Baltischen Studien, XVIII. Seite 62 ff. Lisch: Jahrb. XXIII. S. 314. Note 3. Kugler: Pommersche Kunstgesch. a. a. O. Steinbrück: Klöster in Pommern. S. 75 ff.

**) Kugler will 1230: nimmt aber demgemäss auch für Colbatz eine frühere Zeit an als v. Quast, dem wir in der Datirung gefolgt sind. Lisch denkt gar an die ersten Jahre des Jahrhunderts.

bögen die eine gewöhnliche Halbsäule durch drei kleinere, unter sich gleich starke ersetzt ist, eine Häufung der Form, die wohl, wie Kugler richtig bemerkt, schon eine Ausartung des Principes bezeichnet. An den gegenüberstehenden westlichen Pfeilern finden wir wieder die gewöhnliche starke Halbsäule von dünnen Ecksäulchen flankirt. Auch in der Längenrichtung der Schiffe sehen wir an den einzelnen Pfeilern statt der einfachen Halbsäule wie zu Oliva deren zwei neben einander gestellt. Dieselbe Profilirung zeigt sich auch an den Laibungen der Arkadenbögen. An Stelle des Kapitells tritt an den Pfeilervorlagen der einfache Rundstab. Die Fenster des Querschiffs sind spitzbogig und zeigen die auch zu Lehnin und an andern Orten vorkommende Verzierung durch Ecksäulen innerhalb rechtwinkliger Abstufungen.

Kehren wir von den Backsteinbauten in den Ostmarken des Reichs zurück zu dessen Mitte, so finden wir den ersten entschiedenen Schritt vorwärts in der Ausbildung des dem Orden eigenthümlichen Grundrisses in der Kirche von Marienfeld*) bei Gütersloh in Westfalen. Eine Tochter von Hardehausen, entstand das Kloster im Jahre 1185, die Einweihung der Kirche geschah 1222; „magnifica in hunc diem basilica et solidi operis structura, in qua tot annis laboratum“, sagt der Chronist. Den Anfang des Baues hat man demnach um das Jahr 1200 zu setzen. — Die Kirche zeigt zwei merkwürdige Inconsequenzen: zunächst war sie wenigstens im Schiff eine Pfeiler-Säulenbasilika, eine Form, die in so später Zeit und noch dazu in Westfalen, wo sie nie recht heimisch war, befremdet, und dann fehlt in ganz unorganischer Weise das südliche Nebenschiff, indem sich der Kreuzgang sofort an die Mittelschiffsmauer legt. Es ist dies eine Nachlässigkeit in der Plandisposition, die zwar später bei Bettelmönchskirchen bisweilen vorkommt, aber unter den Cisterciensерbauten einzig dasteht. Man kann diese Anlage nur mit einem gewissen Rückhalt zu den zweischiffigen rechnen, denn der hier grosse räumliche Ausdehnung habende Chor ist dreischiffig, und auch die Disposition des Ganzen geht völlig auf eine solche Anlage. Das

*) Lübke: Westfalen. S. 141 ff. Taf. 8. Ders.: Fünf Cisterc. Abteien a. a. O. Schnaase V. S. 135.

Fehlen des einen Schiffes thut dem Plane und Aufbau Gewalt an, so dass wir hier nur von einer dreischiffigen Basilika mit fortgelassener südlicher Abseite reden können. Der Fortschritt in der Ausbildung des Ostttheils besteht in der Ersetzung der Kapellen durch einen breiten Umgang um das rechtwinklige Altarhaus. Dieses besteht aus einem ganzen und einem halben Gewölbequadrat, eine Unregelmässigkeit, die wir schon zu Eberbach gefunden. Das Langhaus hat drei Gewölbejoche des Mittelschiffes. — Es ist auffallend, dass die Ordenskirchen, welche dieser Grundrissbildung zunächst verwandt sind, d. h. die drei Schiffe über die Kreuzarme hinaus im Chor fortsetzen und gradlinig geschlossen sind, einerseits die Ostseite länger als sonst üblich bilden, dagegen das Langhaus verkürzen, so dass das Querschiff der Mitte des Ganzen näher rückt. Beispiele hierfür sind ausser Marienfeld die Kirchen von Hude, Salmansweiler, Amelunxborn, Pelplin und Neuberg. — Die Pfeiler des Chors sind rechtwinklig mit eben solchen Vorlagen nach den Haupträumen, die im Langhause haben schwächere auch nach dem Seitenschiffe zu. Ecksäulchen tragen die Diagonalrippen. Während all diese Theile im Chor bis zur Erde niedergehen, ist im Langhause das gesammte Vorlagebündel schon dicht unter dem Kämpferpunct auf Console gestellt. Die ganze untere Fläche bleibt also ungegliedert, was hier um so hässlicher wirkt, als die Pfeiler stark in die Länge gezogen sind. Hierzu kommt noch, dass selbst das Pfeilergesims, welches als Kapitell der Arkadenbögen dient, nur in der Längsrichtung dieser angebracht ist. Die Wölbung geschieht im gebundenen System, doch ist das Seitenschiff verhältnissmässig sehr breit (Mittelschiff zu Seitenschiff = 3 : 2). Von den Fenstern sind nur die des Obergadens rundbogig, alle übrigen bereits spitzbogig geschlossen. Ein sehr gefälliges Motiv zeigt dabei die Oberwand des Kreuzgiebels. Drei schlanke Fenster mit gedrückten Spitzbogen, das mittlere etwas grösser als die andern, finden wir hier von eleganten Ringsäulchen und Rundstäben umrahmt. Die Säulen, obgleich nicht aus der Wandfläche hervorragend, sind doch in ihren Schäften völlig frei herausgearbeitet und hängen nur in Kapitell und Basis mit der Mauer zusammen, was die Leichtigkeit des Ganzen sehr erhöht. Auch zu beiden Seiten der Thüre in demselben Giebel finden wir zwei lange

Fenster, die sonst an dieser Stelle nicht wieder vorkommen. In der Höhe der Kämpfergesimse läuft dicht unter den Oberlichtern eine horizontale Gliederung im halben Rundstab hin. Dem Detail des Baues fehlt die sonst so oft gerühmte Schönheit der Zeichnung. Gesimse und Deckplatten sind schwer und unedel; die Kapitelle haben sämmtlich die Verzierung der langgezogenen Blattknollen, wie sie der Uebergangstyl liebt. Die Basen sind attisch mit dem Eckblatt, wenn auch bereits sehr zusammengedrückt. Während der Chor im Allgemeinen glücklicher in seiner Wirkung ist, wenn man von dem östlichen Halbjoch absieht, hat das Schiff etwas ungemein Schwerfälliges und Kahles. Die einzelnen Joche sind breiter, erscheinen mithin gedrückter und der Wechsel der lang gezogenen ungegliederten Pfeiler mit Säulen ist durchaus unharmonisch. Auch sind die Verhältnisse der einzelnen Bogenöffnungen keineswegs gut. Gänzlich todt und nüchtern erscheint natürlich die südliche Wand, in der selbst die einigermassen belebenden Arkaden fehlen. Nirgends zeigt sich das den Cisterciensern eigenthümliche Princip der Pfeilerverkröpfung so nachtheilig für die ästhetische Wirkung wie hier; dazu kommt noch die wenig ansprechende Weise der Wölbung, indem die einzelnen Kappen der Kreuzgewölbe stark ansteigen. Am Chor zeigen sich Spuren eines gothischen Umbaues. — Lisenen gliedern die Mauern des Aeussern, ein Rundbogenfries von Ziegeln auf Consolen zieht sich um alle Theile mit Ausnahme des Kreuzgiebels, bei dem auch die Lisenen dicht unterhalb der Oberfenster durch ein auf Console gestelltes Gesims unterbrochen werden. Ein reiches, säulengeschmücktes Portal führt von hier zur Kirche. Die Westfaçade zeigt ein vermauertes Rundfenster, von ihr geht eine Thür ins Nebenschiff. Der Bau ist in Backsteinen hergestellt, doch sind die Ecken, Fenstereinfassungen, Pfeiler, Säulen und das Detail von Sandstein. Aus ersterem Material bestehen selbstverständlich auch die 15 Fuss starken Gewölbe. Mit diesen stehen die profilirten Rippen nicht im Verband. Die Kirche ist, bei 70 Fuss Breite im Chor, 186 Fuss lang. Das nur wenig ausladende Querschiff hat 80 Fuss lichte Länge. Die Höhe bis zum Kämpfer der Gewölbe beträgt $27^2/_3$ Fuss, bis unter den Scheitel derselben 55 Fuss. In diesen beiden Zahlen allein schon liegt ein redendes Zeugniss für den mangelnden Schönheitssinn im Aufbau, der sich zugleich im

Grundriss durch das willkürliche Weglassen des einen Seitenschiffes zeigt. *)

Nach allen Seiten hin erfreulicher ist die Betrachtung der von dem Hauche echt künstlerischen Gefühls durchdrungenen Kirche von Arnsburg**) in der Wetterau. Die Herren von Arnsburg hatten im Jahre 1151 auf einem ihnen gehörigen Gute ein Benedictinerkloster gestiftet, doch mussten diese Mönche bei schnell überhand nehmendem Sittenverfall die Gegend bald wieder verlassen, worauf 1174 Cistercienser aus Eberbach an ihre Stelle traten, denen die Feste Arnsburg selbst übergeben wurde. Ob man sofort an den Kirchenbau ging, ist ungewiss und nach dem Werke selbst zu urtheilen nicht wahrscheinlich, dagegen wissen wir 1215 von reichen Schenkungen, so dass man schwerlich irren wird, wenn man die Hauptbauzeit um jenes Jahr herum setzt und die Vollendung des Ganzen etwas später als die von Marienfeld (geweiht 1222) annimmt. Die Fehden zwischen dem Erzbischof von Mainz und dem Landgrafen von Hessen in der letzten Zeit des Mittelalters schädigten zuerst den Wohlstand der Abtei; ärgere Verwüstungen brachte der dreissigjährige Krieg, doch erst das XIX. Jahrhundert gab die herrliche Schöpfung mittelalterlicher Kunst dem Untergange preis. Im Jahre 1828 beraubte man die Kirche ihrer Dächer und Gewölbe, so dass sie jetzt nichts mehr als eine Ruine ist. — Der Grundriss zeigt einen weiteren Fortschritt auf der eingeschlagenen Bahn. An den Umgang legen sich hier im Osten selbständige Kapellen, während im Norden und Süden beide Theile noch nicht scharf von einander getrennt, vielmehr in eins zusammengezogen sind. Die in der Axe des Hauptaltars liegende Kapelle ist im Innern halbrund im Aeussern mit einem Bogensegment

*) In dem 1175 von Herzog Boleslaus dem Langen gestifteten Kloster Leubus (Lubens) in Schlesien, einer Tochter von Porta, ist nach der gütigen Mittheilung des Herrn Dr. A. Schulz in Breslau die grosse Stiftskirche im Uebergangstyl und im Grundriss Marienfeld ähnlich erhalten. Siehe darüber Heyne: Kirchengesch. Schlesiens 2 Bd. und Gersdorf: Merkwürdigkeiten etc. des Kloster Leubus bei Justi: Vorzeit. 1827. S. 296 ff.

**) Moller: Denkmale der deutsch. Baukunst fortgesetzt v. Gladbach. Th. III. Taf. 52 ff. Förster: Denkm. VI. S. 19 f. und 2 Tfln. Schnaase V. S. 434. Müller: Beiträge zur deutsch. Kunst- und Geschichts-Kunde. Darmst. 1837. Bd. III. S. 5 ff.

Stadt. Bibliothek Bamberg

geschlossen, ohne dass deshalb der Charakter des geradlinigen Schlusses vernichtet würde. Auch die Kreuzarme haben je eine halbrunde Ostkapelle, ähnlich wie zu Heiligenkreuz und Volkenrode. Im Mittelschiff finden wir vier Gewölbjoche des gebundenen Systems, an die sich im Westen ein fünftes schmaleres reiht, dem nur eine Nebenschiffs-Travee entspricht. Eine Vorhalle von drei Gewölbequadraten in der Breite legt sich an die Façade. Im Aufbau herrscht bis zum vierten Pfeiler des Schiffes in den östlichen Theilen der Rundbogen, westlich davon tritt der gedrückte Spitzbogen in den Arkaden auf. Spitzbogig sind auch sämmtliche Gewölbe, rundbogig alle Fenster. Die viereckigen Pfeiler haben Halbsäulen-Vorlagen in den Nebenschiffen, denen eben solche an den gegenüberliegenden Wänden entsprechen. Die Hauptpfeiler sind nur durch etwas grössere Breite ausgezeichnet. Als Gewölbeträger fungiren rechtwinklige mit einer Halbsäule besetzte Vorlagen, die unregelmässig verkröpft sind. Jeder Arkade entspricht eine kleine rundbogige Fensteröffnung, die die Dachräume der Nebenschiffe erhellt. Es ist dies eine Eigenthümlichkeit, die überhaupt im rheinischen Uebergangstyl nicht ganz selten ist und sich an Ordenskirchen noch zu Otterberg, Heisterbach und Marienstadt findet. Zwei grosse Oberfenster sitzen in jedem Schildbogen der Gewölbe. Die Vierungspfeiler sind durch Abtreppungen und Halbsäulen reicher gegliedert, aber nur an den östlichen gehen diese Bündelvorlagen bis zur Erde. Das Innere der Kirche zeigt, dass sie ohne längere Unterbrechung im langsamen Fortschreiten hinter einander fertig gebaut ist. Dennoch aber wird man schwerlich irren, wenn man den schon erwähnten vierten Schiffspfeiler als die Grenze der Thätigkeit des älteren Meisters und des Auftretens eines jüngeren ansieht: In den beiden östlichen Langhausjochen deutet ein halbrunder über den Nebenpfeilern aufsetzender Dienst, auf die Ueberwölbung mittelst sechstheiliger Kreuzgewölbe, während nach Westen die viertheiligen wieder aufgenommen sind. Von hier an beginnen ferner die spitzbogigen Arkaden und tritt eine gleichmässige Vorkragung der Gewölbeträger ein; die Kapitelle der Dienste endlich, die in den alten Theilen ein reiches Blattornament zeigen, nehmen von hier nur die glatte Kelchform an. — Am ganzen Bau sind die Verhältnisse und Details vortrefflich, zum Theil mustergültig, während zugleich die Mässigung und

Einfachheit der strengen Mönchsgenossenschaft sich nicht verleugnet. Ausser den eben erwähnten Kapitellen der Osttheile, deren Ornament von vorzüglicher Zeichnung ist, finden wir keinen Blattschmuck in der Kirche, dagegen sind die Profile der Pfeilergesimse und Eckblattbasen von seltener Reinheit, so dass „man überall die Annäherung an antiken Formensinn durchfühlt“, wie Förster sagt. Namentlich die jüngeren Theile zeigen die strengste Gesetzmässigkeit, hier ist Alles auf das rein Nothwendige beschränkt, dieses aber durch Schönheit der wenigen Details und der Proportionen geadelt. Die Rippen der Gewölbe — nur die Haupträume haben solche — zeigen bereits gothische Anklänge, die Gurte sind noch scharfkantig, mit einmaliger Abtreppung. Am Aeussern finden wir wieder den Rundbogenfries mit seinen Lisenen. Ein besonders reiches und schönes Portal führte ins nördliche Querschiff. Die Kirche gehört ihren Massen nach zu den grösseren des Ordens; sie hat eine Länge von etwas über 246 Fuss bei 69 Fuss Breite; die Nebenschiffe verhalten sich zum Hauptschiff wie 1 zu 2, die lichte Höhe mag etwa 64 Fuss betragen haben.

Das System der Chorausbildung, welches in Arnsburg erstrebt aber noch nicht harmonisch gelöst ist, zeigt sich dann in voller Klarheit in der Kirche zu Riddagshausen*) bei Braunschweig. Das Kloster wurde 1145 gegründet und lag im folgenden Jahre bereits urkundlich an der heutigen Stelle. Die Kirche wurde 1278 geweiht, und wird man nicht irren, wenn man die Beendigung des Baues in diese Zeit legt. Schwieriger freilich ist die Anfangszeit zu bestimmen; einige Chronisten geben dafür das Jahr 1178. In neuester Zeit sind die verschiedensten Meinungen in Bezug auf die Hauptbauzeit aufgestellt; Kallenbach verlegt sie unbedingt zu früh zwischen 1215 bis 20, Schnaase in die erste Hälfte desselben Jahrhunderts, Schiller und Mertens Tafeln in die zweite Hälfte. Die Gewölbe des Mittelschiffes, darüber ist man einig, wurden erst kurz vor der Weihe vollendet. Da nun aber die ganze Kirche ein so überaus einheitliches Gepräge hat, kann man nicht gut umhin, anzunehmen, sie sei aus einem Guss

---

*) Ahlburg: die Klosterkirche zu Riddagshausen in Erbkam: Bauzeitung 1857. S. 543 ff. Taf. 65 ff. Lübke a. a. O. im deut. Kunstbl. 1851. C. G. W. Schiller: Die mittelalt. Architektur Braunschweigs etc. Braunschw. 1852. S. 132 ff. Schnaase V. S. 429 ff.

entstanden; so dass die Hauptbauzeit sich um die Jahre 1240 bis 60 concentrirt. Der Chor hat hier fast die Breite des Querschiffs. Rings um das oblonge Altarhaus legt sich ein niedriger Umgang und an diesen wieder vierzehn ganz niedrige Kapellen. (Siehe Fig. 3.) Das Langhaus in gebundenem System hat vier etwas in die Länge gezogene Mittelschiffs-Traveen, denen je zwei sehr oblonge Joche in den Nebenschiffen entsprechen, da letztere hier auf ein Minimum der Breite reducirt sind (1 : 3). Die Pfeiler sind viereckig mit halbrunden Vorlagen in der Richtung der Arkaden, die sich unter den Bogenlaibungen als rechtwinklige Unterzüge fortsetzen. Die Hauptpfeiler, etwas schmaler als die andern, haben eine Vorlage von drei Diensten, entsprechend den Quergurten und Diagonalrippen. Diese Vorlage geht hier in einziger Ausnahme unter den Ordenskirchen jener Zeit im ganzen Mittelschiff bis zur Erde. Dagegen sind die Dienste der Nebenschiffsgewölbe verkröpft, und zwar haben einige der Console hier die an Ordenskirchen nicht wieder vorkommende Gestalt eines von der Mauer abgebogenen Hornes (Siehe darüber Schmaase). Eine constructive Unregelmässigkeit findet im Altarhause in so fern statt, als dort den drei Arkaden zwei Gewölbejoche entsprechen, so dass der Dienst des Trennungsgurtes über der Mitte einer Spitzbogen-Oeffnung statt über dem Pfeiler ansetzt. (Siehe Fig. 9). Das Ornament ist wie gewöhnlich nicht reich, und bestehen die Details in den meisten Fällen nur aus gut profilirten Linien. Die Dienste des Mittelschiffes haben allein verzierte Kelchkapitelle, deren Blattschmuck bereits stark ins Gothische geht, aber keineswegs sehr glücklich gezeichnet ist. Auch die Rippen der Gewölbe des Mittelschiffs zeigen die Hinneigung zur Gothik. Kapitelle, Dienste und Schlusssteine haben noch jetzt Spuren ihrer ursprünglichen Bemalung erhalten. Alle Fenster sind bereits spitzbogig. Die Verhältnisse des Ganzen sind ohne die mustergültige Reinheit von Arnsburg zu erreichen, von imponirender Grossartigkeit. Es ist dies zugleich der erste Bau in der Reihenfolge unserer Betrachtung, aus dem der Rundbogen schon ganz verbannt ist.

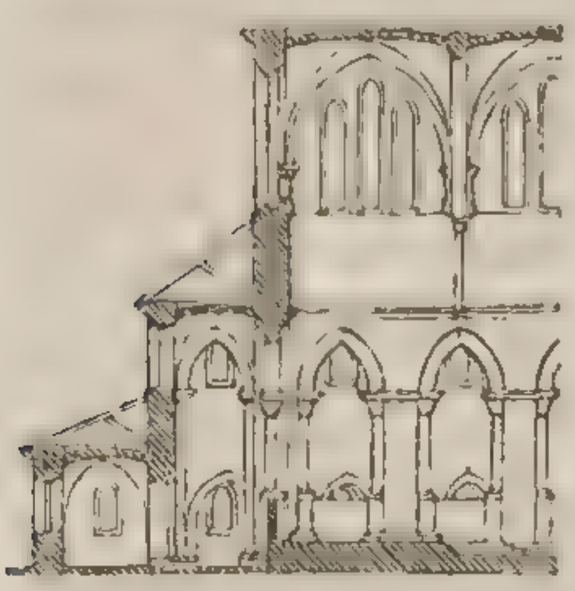

Fig. 9.
Chorschnitt von Riddagshausen. (Aus Lübke a. a. O.)

Am Aeussern traten ursprünglich an allen Abseiten mit Ausnahme des südlichen Nebenschiffs, wo der Kreuzgang sich anlehnte, öfter

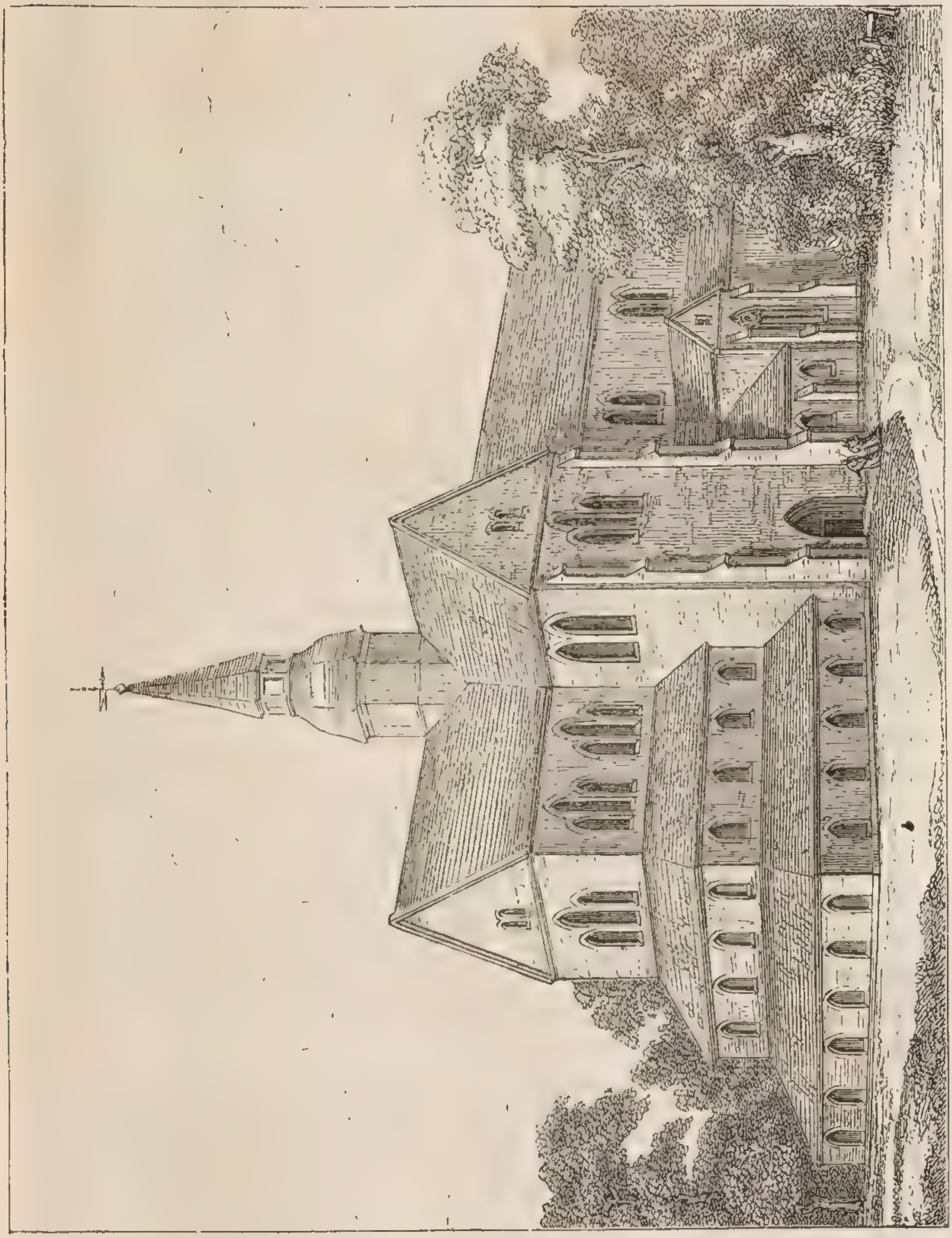

Fig. 10. Choransicht von Riddagshausen. (Nach Ahlburg.)

abgetreppte Strebepfeiler auf, die jetzt freilich nach den vielen Zerstörungen, die das Kloster durchgemacht, an den Osttheilen ver-

schwunden sind. Der Obergaden erscheint dagegen ganz kahl, selbst der sonst so verbreitete Rundbogenfries fehlt. In der Choransicht geben sich die geraden Linien der Baumassen in all ihrer Nüchternheit, es ist der völligste Gegensatz gegen jede malerische Wirkung. Wir haben hier eine Form vor uns, der die Originellität, der praktische Nutzen und die mit diesem zusammenhängenden Vorzüge nicht abzusprechen sind, die ferner für die Cistercienser im höchsten Grade charakteristisch ist, die aber auf höhere Schönheit keinen Anspruch erheben kann. (Siehe Fig. 10) Anders sieht es dagegen mit der Façade aus. Zwei mächtige Strebepfeiler sondern die drei Glieder, jedes der Seitenschiffe hat ein Spitzbogenfenster, das südliche ausserdem ein einfaches Portal. Den Mittelraum erleuchtet ein mächtiges 35 Fuss hohes Fenster mit ziemlich primitivem Masswerk. Dicht unter diesem läuft ein Schachbrettfries hin. Die Krone des ganzen Baues aber ist das Hauptportal mit seinen drei Ringsäulen zu jeder Seite, welches durch eine ähnliche Säule in der Mitte in zwei getrennte Eingänge zerlegt wird. Im Tympanon steht in kleeblattförmiger Umrahmung die Mutter Gottes mit dem Kinde. Es ist dies das einzige Mal, wo eine solche statuarische Darstellung an dem Portale einer Ordenskirche in vorgothischer Zeit auftritt. Das Material, in dem die Kirche im Grossen und Ganzen hergestellt ist, ist ein schmutzig röthlicher Oolithenkalk, während zu Gesimsen und Ornamenten Muschelkalkstein verwandt ist. Der Bau misst im Innern 261 Fuss in der Länge und 60 Fuss in der Breite. Die Chorweite beträgt 88 Fuss.

An Riddagshausen schliesst sich unmittelbar die leider kunstgeschichtlich noch lange nicht genügend bekannte Kirche des Klosters Ebrach*) bei Bamberg. Die Niederlassung geschah im Jahre 1126 von Morimond aus, und erwuchs hier durch die Gunst vieler Grossen bald eine der angesehensten Abteien des Landes, in der unter Andern

---

*) Groppius: Monumenta sepulcralia eccl. Ebracensis. Würzburg 1730. Brevis notit. monast. Ebr. fälschlich Rom 1739, eine im Kloster selbst gedruckte Schrift. Fiorillo a. a. O. I. S. 242. Otte: Handbuch S. 89 und Bauk. S. 291. Schnaase V. S. 433. ff. Sighart a. a. O. S. 39. Kugler II. S. 478. Grueber: Vergl. Samml. f. christliche Bauk. 1841. 2. Bde. Bd. I. Taf. 13. Bd. II. Taf. 10. Lange: Original-Ansichten der hist. merkw. Städte etc. Deutschlands. Darmstadt 1837.

die Kaiserin Gertrud, Gemahlin Conrads III., 1169 ihre Ruhestätte fand. Der Würde und Macht des Klosters entsprach denn auch der seit 1200 begonnene Bau der grossen Stiftskirche mit ihrer lichten Länge von 294 Fuss bei 90 Fuss Höhe. 1285 war das Werk vollendet und wurde geweiht. Dieser letzteren Zeit gehört offenbar die Façade an und liegt die Erbauung des Langhauses nahe, während der Chor schon um den Anfang des Jahrhunderts entstanden sein muss. Er zeigt genau dieselbe Behandlung wie zu Riddagshausen, wird aber durch das Hinzufügen der Ostkapellen in dem weit ausladenden Querschiff noch vollständiger im Sinn des älteren Cisterciensertypus. (Siehe Fig. 4.) Während die Kapellen ziemlich quadratisch sind, zeigen die Haupträume bereits die Eintheilung in schmale Gewölbefelder. Die Pfeilerpaare des Mittelraums haben bei quadratischen Kern Vorlagen von Pilastern und Halbsäulen. Die Fenster sind noch rundbogig, die Gewölbe dagegen spitzbogig mit Rippen. Diesem alten Bau hat im Innern die Zopfzeit ihre Decoration angeheftet. Am Aeussern zeigen sich bereits an allen Theilen völlig ausgebildete Strebepfeiler, ja die Façade, deren Hauptschmuck ein Rosenfenster von 32 Fuss Durchmesser ist, geht ganz ins Gothische über. Das Material ist gelblicher Sandstein, die Ausführung eine vorzügliche in geschliffenem Quaderbau.

Nachdem wir das System von Fontenay durch alle Entwickelungstadien begleitet, haben wir uns nunmehr einigen abweichenden Grundrissbildungen zuzuwenden, die mit den bisher besprochenen Kirchen immer noch die reiche Ausbildung des Chores so wie den geradlinigen Schluss der Nebenräume gemeinsam haben, dagegen im Altarhause den polygonen annehmen. Schon hierdurch verräth sich ein grösseres Hinneigen zur Gothik und in der That stehen die drei Kirchen Walkenried, Lilienfeld und Gradis, die hierher gehören, derselben bereits näher als die bisher besprochenen.

Das Kloster Walkenried*) wurde im Jahre 1127 oder 1128 am Südabhange des Harzes gegründet, und der Bau der ersten Kirche bereits nach 10 Jahren vollendet. Auch über die Herstellung eines

*) Lotz: Walkenried bei Quast und Otte: Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst. Th. II. pag. 192 ff. nebst Tafeln. Leukfeld: Antiquitates Walkenredenses. Leipzig 1706.

späteren Neubaues sind wir ausnahmsweise gut unterrichtet. Die Klosterbrüder Jordan und Berthold begannen das Werk 1207; ihnen folgte in der Leitung vermuthlich Abt Heinrich III., „architecturae peritus“ wie er war. Unter ihm waren einundzwanzig Laienbrüder als Steinmetzen, Maurer, Zimmerleute u. s. w. beim Bau thätig. 1247 waren die Osttheile fertig, und 1290 endlich konnte die ganze vollendete Kirche geweiht werden. Der Chor erfuhr dann in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts einen gothischen Umbau. Im Bauernkriege 1525 wurde das Kloster geplündert und verwüstet, seit welcher Zeit der weitere Verfall der Gebäude datirt, so dass jetzt nur noch Trümmer von der Kirche enthalten sind, die eben genügen, uns ein Bild von ihrer ursprünglichen Gestalt zu machen. Im Langhause herrscht noch das gebundene System, doch sind die Mittelschiffsgewölbe sechstheilig. Hierdurch fällt die Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenpfeiler fort, so dass sämmtliche Stützen gleich gebildet sind. An den länglichen rechteckigen Kern legen sich stärkere Pilaster in der Richtung der Arkaden, welche Vorlage sich an den Laibungen der Bögen fortsetzt, und schwächere nach den Seitenschiffen als Träger der rippenlosen Gewölbe derselben. Die Arkaden zeigen gedrückte aber überhöhte Spitzbögen. Der Chor in seiner heutigen Form nach dem Umbau, der sich bis zur Vierung erstreckte, hat ein aus drei Seiten des Achtecks geschlossenes Altarhaus, welches auf jeder Seite zwei geradlinig endende Nebenschiffe flankiren. Die Kapellen fallen also hier ganz fort, konnten aber leicht durch kleine Einbauten hergestellt werden. Auch das Querhaus hat östlich eine niedrige Abseite. Von den Chorpfeilern ist leider keiner erhalten. Als Träger der Gewölberippen des Mittelschiffes fungiren rechtwinklige Vorlagen, die unmittelbar von dem Pfeilerkapitell, welches wie der darüber hinlaufende Arkadensims um sie verkröpft ist, beginnen. Den Diagonalrippen entsprechen kurze Ecksäulchen. Die Fenster des Obergadens sind ziemlich gross mit profilirten Gewänden, aber ohne Masswerk. Die Profile der Gurte und Rippen des Mittelschiffes zeigen die Vorstufe der Gothik. Sie, wie die übrigen Details, sind von guter Zeichnung, Kapitelle und Console haben zum Theil Blattschmuck. Am Aeussern finden wir überall Strebepfeiler und zwar hier bereits mit Satteldächern, ein neues Zeichen der Hin-

neigung zur Gothik. In der Façade nimmt über dem Portale des Mittelschiffs ein grosses viertheiliges Fenster mit frühgothischem Masswerk den ganzen Oberraum ein. Zwei vielfach abgetreppte Strebepfeiler trennen die drei Theile, auch die beiden Seitenschiffe haben je ein verhältnissmässig grosses Fenster. Das Hauptgesims bestand aus einer Hohlkehle, die mit einzeln stehenden knospenförmigen Blättern verziert war. Nur am Chor zeigen sich noch Rundbogenfriese. Das Material ist ein gelblich grauer Zechstein, der in wohlbehauenen Quadern sorgfältig versetzt ist. Die totale lichte Länge betrug 264 Fuss, die Höhe etwas über 70 Fuss.

Noch mehr zur Gothik neigt sich in der Construction und theilweis auch im Detail die Kirche zu Lilienfeld *) in Oesterreich. Leopold VII. legte 1202 den Grundstein zu dieser seiner Stiftung, deren Baulichkeiten durch Mönche aus Heiligenkreuz überwacht wurden, „damit Alles nach den Regeln des Ordens geschehe“. Vier Jahre später konnten dann die ersten Bewohner, ein Abt, neun Mönche, drei Laienbrüder, Besitz von dem Kloster nehmen, weshalb auch die Ordensschriftsteller erst 1206 als das Gründungsjahr ansehen. Urkundliche Nachrichten berichten von der Weihe der Kirche am 30. November 1220 in Gegenwart vieler Fürsten unter Beisetzung des kurz vorher verstorbenen Stifters vor dem Hochaltar. Doch scheint es zum wenigsten gewagt, diese Weihe auf den ganzen Bau zu beziehen, Tschischka, dem Schnaase folgt, giebt das Jahr 1230 als das der Vollendung, die Ursachen seiner Datirung sind mir nicht bekannt, die Bauformen aber lassen auf eine noch spätere Zeit, etwa die Mitte des Jahrhunderts, schliessen. — An ein in fünf Seiten des Zehnecks endendes Altarhaus legen sich im Norden, Osten und Süden zwei geradlinig geschlossene Nebenschiffe, von denen das äussere etwas breiter als das innere ist. Auch hier wird wie zu Walkenried das Querhaus durch Anbringung eines östlichen Nebenschiffs mit zur Choranlage gezogen. (Siehe Fig. 11.) Während die sämmtlichen

*) v. Sacken: Kunstdenkmale des Mittelalters in d. Kreise Ob dem Wiener Walde i. d. Jahrb. der. K. K. C. C. 1858. Bd. II. S. 101 ff. mit Tafeln. Lübke: i. d. Mitth. der K. K. C. C. 1858. S. 141 ff. Lübke: Gesch. der Architektur. 1865. S. 393. ff. Tschischka: Kunst und Alterthum im Oesterr. Kaiserst. Wien 1836. S. 83. Primisser u. Hormayr a. a. O. bei Hormayr: Taschenb. 1848. S. 311 ff.

Gewölbefelder der Nebenräume so ziemlich die quadratische Form haben, zeigen die Hauptträume einen bedeutenden Fortschritt in der Construction. Zum ersten Mal sehen wir hier die romanische Weise der Ueberdeckung verlassen und oblonge Kreuzgewölbe eingeführt. Noch muss eine Eigenthümlichkeit dieses Bauwerkes hervorgehoben

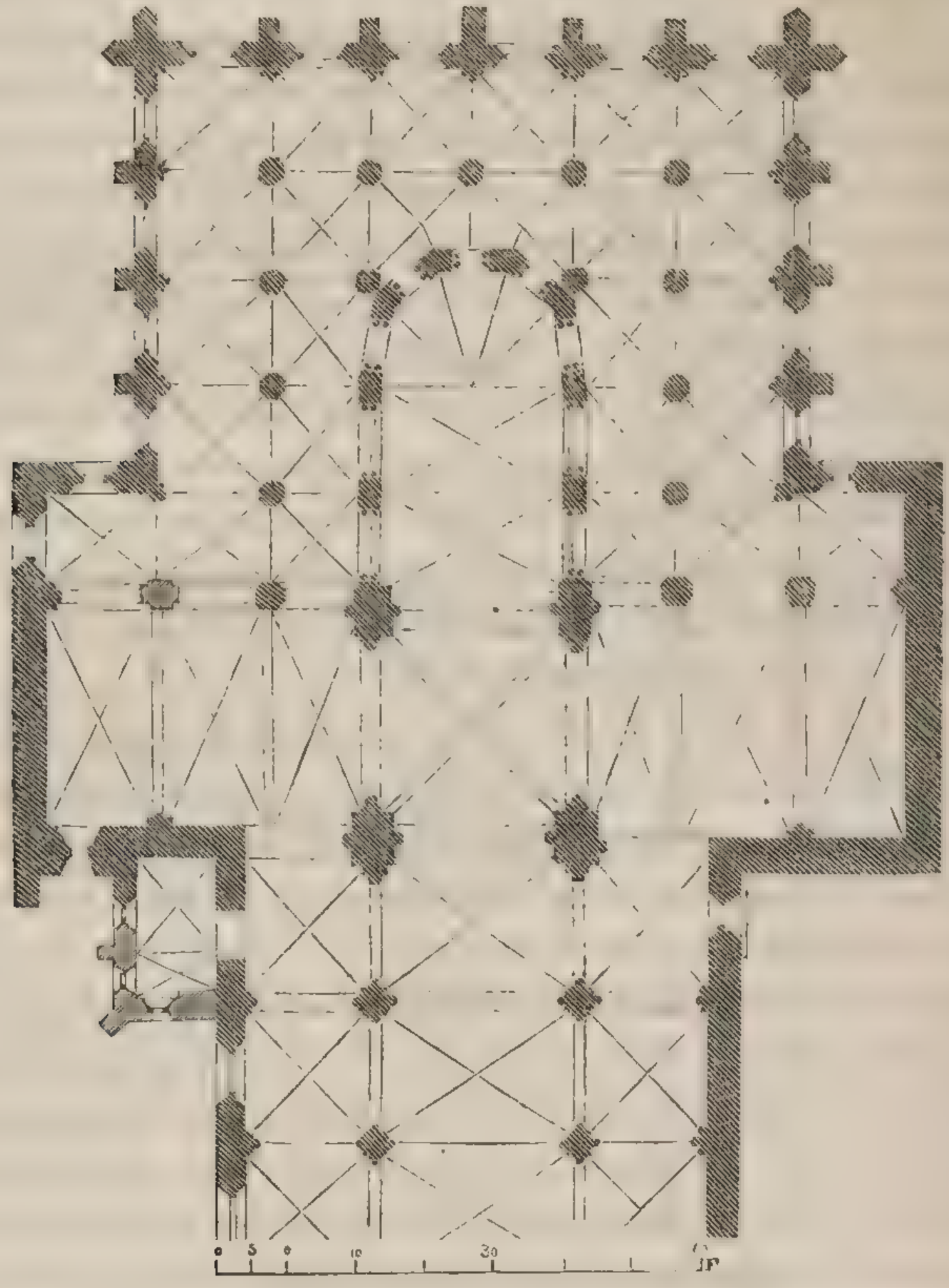

Fig. 11. Grundriss von Lilienfeld. (Aus Lübke a. a. O.)

werden. Das östlichste Joch der Nebenschiffe ist auf beiden Seiten gleich hoch mit den Hauptträumen hinaufgeführt, während die übrigen Traveen nur die gewöhnliche bei Basiliken übliche Höhe haben. Es ist dies eine Abweichung von der herkömmlichen Form, deren Grund nicht recht einleuchtend ist, da etwaige Rücksichten auf grössere

Sicherung des Vierungsgewölbes eine überflüssige Vorsicht gewesen wäre. Die fünf Paare der Schiffspfeiler haben einen kreuzförmigen Kern mit Vorlagen von acht Diensten entsprechend den Gurten und Rippen; diese sind ziemlich stark gothisirend profilirt. Die Dienste sind im Mittelschiff erst sehr tief durch Console verkröpft. Die Deckplatten der reichen Knospenkapitelle der Pfeiler sind auch um die Dienste herumgeführt. Arkaden und Gewölbe zeigen durchweg den Spitzbogen, dagegen sind noch alle Fenster halbrund geschlossen. Interessant ist die Pfeilerbildung des polygonen Altarhauses; hier legen sich an den rechteckigen Kern als Träger der rundbogigen Arkaden sehr schlanke Säulchen, die nur in der Basis und dem reichen Laubkapitell mit der Pfeilermasse zusammenhängen. — Das späteste am Bau scheinen die Chor-Nebenräume zu sein: hier ist der Pfeilerkern achteckig, also schon sehr gothisch und nimmt an jeder Seite mittelst eines ganz kurzen Dienstes eine der durchgehend gleich gebildeten Rippen auf. — Unter allen Ordenskirchen ist die von Lilienfeld die reichste. Eine Fülle des schönsten Blatt- und Bandwerks bedeckt alle Details und verräth in seinen Formen, die zum Theil schon sehr naturalistisch sind, die Spuren der Frühgothik; auch die Eckblätter fehlen bereits an den Säulen des Chores, und sämmtliche Gewölbe ruhen auf Rippen, ja diese sind in den östlichen Theilen sogar schon an Stelle der Gurte getreten. Auch die edlen und imposanten Verhältnisse des Ganzen haben schon den schlanken Charakter der neuen Kunstweise. Von hier aus ist nur der letzte Schritt zur Einführung derselben zu thun; die Construction gehört ihr schon an, nur die Kunstformen haben noch nicht ganz die Tradition abgeworfen. Alle Theile aber tragen dazu bei, die Kirche zu einer der herrlichsten Leistungen des gesammten Uebergangstyls zu machen.

Ganz den Reichthum, den das Innere entfaltet, und der bereits ein gut Theil von der alten Strenge des Ordens abweicht, zeigt das Aeussere nicht, wenn auch das Hauptgesims voller gebildet ist, als an den norddeutschen Kirchen üblich: über dem Rundbogenfries zieht sich hier noch ein breiter Ornamentstreifen hin. Strebepfeiler gliedern in den unteren, Lisenen in den oberen Theilen die Wände. Die beiden Nebenschiffe des Chors sind durch ein gemeinsames Pult-

dach überdeckt und haben im Innern gleiche Höhe. Die Façade ist durch einen Umbau von 1703, wo sie einen grossen Mittelthurm erhielt, entstellt, doch besass sie ursprünglich ein reich mit Säulen verziertes Mittelportal mit zwei romanischen Fenstern in gemeinschaftlicher Blende darüber. Das Material ist Tuffstein, die Masse betragen im Innern 264 Wiener Fuss in der Länge zu 67 Fuss Breite und 78 Fuss Höhe, stimmen also ziemlich mit Walkenried überein.

Eine getreue Wiederholung der eben besprochenen Kirche, eine Wiederholung, die weit mehr den Charakter einer Copie, als den einer freien Reproduction an sich trägt, und als solche einzig unter den Ordenskirchen dasteht, zeigen die Trümmer der ehemaligen Kirche von Hradischt (Gredis, Gradis, Gradischt)*) in Böhmen. Das Kloster wurde 1177 von der böhmischen Abtei Plass gegründet und ging 1420 in den Hussitenkriegen zu Grunde, doch erhielt sich die Kirche noch nothdürftig bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo sie grösstentheils abgetragen wurde. Der Grundriss derselben zeigt bis auf die Masse die genaueste Uebereinstimmung mit Lilienfeld, nicht einmal die dort aus späteren Veränderungen zu erklärenden Mängel der Chorbildung, wie das aus fünf Seiten des Zehnecks geschlossene Altarhaus, welches unschön die quadraten Gewölbefelder der umgebenden Halle durchbricht, änderte man. Auch im Aufbau finden wir die eigenthümliche Behandlung der östlichen Nebenschiffs-Traveen wieder, wenngleich die Ausführung im Allgemeinen böhmischen Ursprung verräth und mit dem Cistercienser Nonnenkloster Tischnowitz in Mähren, so wie mit St. Agnes zu Prag verwandt ist, so dass der Bau von heimischen Architekten geleitet zu sein scheint. (Wocel a. a. O.) Die Pfeilerbildung des Schiffes entspricht gleichfalls genau der zu Lilienfeld, die dort achteckigen Stützen des Chors dagegen sind hier durch Rundsäulen ersetzt. Der Unterschied zeigt sich vorzüglich im Ornament: „die schönen Pflanzenornamente der Schlusssteine und Kapitelle und die verschwenderisch mit Arabeskenschmuck ausgestatteten Portale deuten auf fremden, wahrscheinlich französischen Einfluss“. Noch verdient ein unter den östlichen Theilen des Chores von Norden nach Süden angebrachter schmaler Kellerraum

*) J. E. Wocel: Die Baureste der Cist.-Kirche Hradischt in d. Mittheil. der K. K. C. C. 1864.

Erwähnung, der bei roher und völlig schmuckloser Construction eine zweischiffige Halle mit scharfgratigen gedrückten Spitzbogengewölben bildet. Die Schmalheit dieses Raumes verbietet uns, abgesehen von allem Andern, ihn für eine Krypta zu halten, vielmehr scheint er ein blosses Todtengewölbe, Beinhaus oder dergleichen gewesen zu sein. Die Ausführung des Baues geschah in Bruchsteinmauerwerk, doch waren die Strebepfeiler, vorspringenden Ecken, sowie alle Details in regelmässigen Quadern hergestellt. Ueber die Erbauungszeit kann relativ kein Zweifel herrschen, da sie bald nach der Herstellung der Lilienfelder Kirche, mit der sie auch im Styl übereinstimmt, fallen muss.

Ganz den Traditionen des Ordens werden in dieser Zeit die Grundrisse der Kirchen von Otterberg und Dobrilugk abhold, wenn man von der auch hier beibehaltenen grossen Länge der Schiffe absieht. In der ganz einfach gebildeten Chorpartie haben die Kreuzarme keine Nebenräume und ist das Altarhaus zu Dobrilugk halbrund, zu Otterberg aus drei Seiten des Achtecks geschlossen*). Letzteres Kloster wurde im Jahre 1145 von einem Grafen von Kesselberg gegründet und mit Mönchen aus Eberbach bevölkert. 1576 wurde die Abtei zerstört. Die noch heute stehende Kirche scheint bald nach 1200 begonnen zu sein, die Vollendung ihrer spätesten Theile der Façade fällt ins Jahr 1277 **). Während der Grundriss mit seinem gebundenen System noch rein romanisch ist, und nur der polygon geschlossene Chor die späte Zeit verräth, sind im Aufbau bereits sämmtliche Arkaden und Gewölbe spitzbogig. Die letzteren zeigen im Mittelschiff zur gothischen Birnform sich neigende Rippen; die Quergurte sind dagegen noch einfach rechtwinklig; ihnen entsprechen Dreiviertelsäulen als Dienste, deren Basen in der Höhe auf Console gestellt sind. Diese sowohl, wie die Blattkapitelle sind von grosser Schönheit. Die Fenster sind mit Ausnahme der an der Front rundbogig und zwar finden wir in den Seitenschiffen in jeder Travee eines, während in den einzelnen Schildbögen des Obergadens je zwei

---

*) Moller: Denkm. etc. Bd. III. Allg. Augsb. Zeitung 1856. No. 219. Beil. Sighart a. a. O. S. 248 ff. Remling: Urkundl. Gesch. der ehem. Abteien und Klöster in Rheinbaiern. 2 Bde. Neustadt a. d. Haardt 1838. Bd. I. S. 215 ff.

**) Mertens: Tafeln a. a. O.

verhältnissmässig grosse angebracht sind. Der Fussboden zeigt hier noch deutlich die ursprüngliche Eintheilung: gleich beim ersten westlichsten Nebenpfeiler ist das Terrain um einige Stufen erhöht, ein gleicher Absatz findet sich beim vierten Nebenpfeiler von Westen und am Beginn des Altarhauses. Das Aeussere ist der Eintheilung des Innern entsprechend mit Lisenen gegliedert, nur an den drei Fronten finden sich mehrfach abgestufte Strebepfeiler mit Pultdächern. Am Hauptgesims läuft um alle Theile der Rundbogenfries. Die reiche Façade zeigt den Uebergangstyl in seiner höchsten Entwickelung; ein prächtiges dreitheiliges Portal mit Ringsäulen und reich profilirten Rundbögen darüber führt in den Hauptraum. Ueber demselben ist der Kafsims giebelförmig verkröpft. Die oberen Theile sind durch eine grosse noch in romanischen Formen gehaltene Rose durchbrochen, und über dieser im Giebel findet sich ein reich mit Masswerk gegliedertes (wohl späteres) spitzbogiges Fenster. Die Nebenräume haben je ein von Ringsäulen flankirtes Fenster, in das nördliche führte ausserdem einst ein jetzt vermauerter Eingang. Sichere Spuren deuten auf das ehemalige Vorhandensein einer westlichen Vorhalle. Die Kirche gewährt in ihrer Erscheinung eine überraschende Mischung von Stärke und Leichtigkeit; Alles erscheint höchst edel und klar disponirt. Die Kapitelle zeigen theilweis Anklänge an die korinthische Form, sind aber einfacher und haben sehr hohe Deckplatten, auch alles übrige Detail ist gut. Leicht aber fällt die Verwandtschaft zwischen dieser Kirche und der von Arnsburg in die Augen. Beide, örtlich nicht weit von einander entfernt, sind Töchter von Eberbach und stammen im Wesentlichen aus derselben Periode. Gleich ist die Anordnung und Form der Fenster, gleich auch im Wesentlichen die Bildung der Pfeiler, selbst der der Vierung. In Beiden werden die Gurte der Seitenschiffsgewölbe durch Dreiviertelsäulen getragen. Auch das Detail verräth eine nahe Verwandtschaft, wie denn die Masse der schlanken Schiffsarkaden bei Beiden fast dieselben sind. Otterberg freilich zeigt eine grössere Einheit im System, grösseren Reichthum der Ausführung, während Arnsburg seinen Grundriss reicher ausbildet, die Decoration des Aufbaus aber beschränkt. In räumlicher Ausdehnung übertrifft Otterberg die Schwesterkirche. Die Masse sind hier 263 Fuss lichte Länge zu 73 Fuss Breite. Das

Querschiff hat 32 Fuss zu 121 Fuss, das Mittelschiff ist 37 Fuss breit. Das Material ist ein gelblich weisser Sandstein.

Die zweite der beiden im Grundriss abweichenden Kirchen war die zu Dobrilugk*) in der Niederlausitz. Das Kloster wurde in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts (1161, 1165, 1180 oder 81) gegründet, die erste bekannte Urkunde stammt jedoch erst vom Jahre 1199, und die heutige Kirche gehört schon dem folgenden Jahrhundert an. Dem nach der Reformation säcularisirten Kloster wandte im siebenzehnten Jahrhundert Herzog Christian von Merseburg seine Aufmerksamkeit zu: die Abteigebäude verwandelte er in ein Schloss, das verfallene Gotteshaus stellte er mit einigen Zuthaten wieder her. — An das halbkreisförmig geschlossene Altarhaus legt sich der drei Quadrate grosse Querarm und an diesen das Langhaus mit seinen fünf Mittelschiffstraveen wie zu Otterberg. (Siehe Fig. 12.) Die Hauptpfeiler sind durch rechtwinklige Vorlagen mit engagirten Ecksäulchen, wie wir sie schon vielfach angetroffen, betont; ihnen entsprechen im Ganzen die westlichen Vierungspfeiler. In den Seitenschiffen nehmen sämmtliche Stützen abgetreppte Vorlagen an den rechtwinkligen Kern, denen eben solche an den gegenüberliegenden Wänden entsprechen. An den Ostpfeilern der Vierung finden wir eine grosse Halbsäule flankirt von zwei kleineren, wie an den Westpfeilern zu Eldena. Arkaden und Gewölbe sind wiederum schon spitzbogig, die Fenster dagegen halbrund geschlossen. Die Laibungen der einzelnen Arkadenbögen sind einmal abgetreppt, und

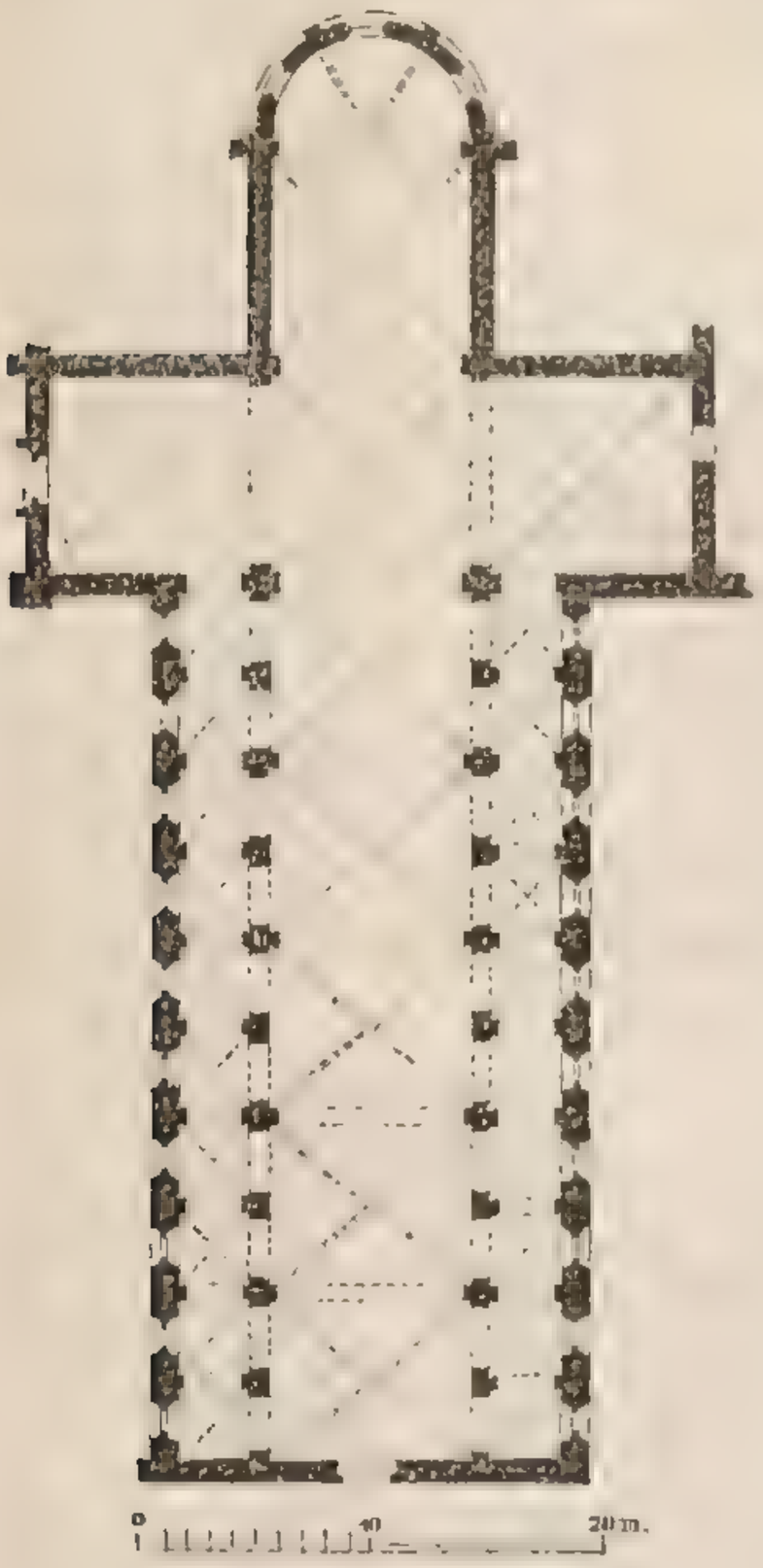

Fig. 12.
Grundriss von Dobrilugk. (Nach Adler.)

*) Adler: Backstein-Bauw. etc. Heft VII. Taf. 62 ff. Text fehlt noch. Puttrich a. a. O. Bd. II. Serie Lausitz; und ders.: System. Darst. etc. Bl. II.

zwar ist der innere Bogen gedrückter als der äussere und ähnlich wie zu Arnsburg unmittelbar unter dem Pfeilerkapitell auf Console gestellt. Auch die Gurte der steil ansteigenden Mittelschiffsgewölbe sind einmal abgetreppt; die noch romanischen reichen Rippen zeigen zum Theil Formen, wie wir sie ähnlich zu Lehnin, Colbatz, Oliva und Walkenried wiederfinden. Die Seitenschiffsgewölbe sind scharfgratig. Die Absis ist mit einem halbirten sechsseitigem Klostergewölbe auf Rippen überdeckt. Die Haupträume empfangen ihre Beleuchtung durch sehr grosse seitliche Oberlichter, deren jedes durch steinerne Einlagen in zwei gekuppelte Fenster zerlegt wird — wenn man will, ein sehr urwüchsiges Masswerk. Vergeblich sucht man in der Kirche nach irgend welchem vegetabilen Ornament. Die Kapitelle der Wandsäulen haben die einfache Würfelform, die Deckplatten und Pfeilersimse nur geringe Profilirungen. Auch die Verkröpfung der Vorlagen veranlasst durchaus keine reichere Behandlung. Die Fenstergewandungen zeigen innen und aussen einfache Schrägen. Grösseren Reichthum finden wir nur an den drei Fenstern der Absis, die innen und aussen von je zwei Ecksäulchen umrahmt sind, denen eine reichere Gliederung der abschliessenden Rundbögen entspricht. Eine Eigenthümlichkeit der unteren Fenster verdient noch erwähnt zu werden, indem die eigentliche Lichtöffnung bei ihnen sich erst in einer in das grösser angedeutete Fenster eingelassenen Füllung befindet, ähnlich wie es im Obergaden der Fall war, nur dass hier die Kuppelung wegfällt. Die ernste Mässigung des Innern herrscht auch im Aeussern. Nur um die oberen Theile zieht sich das so häufig

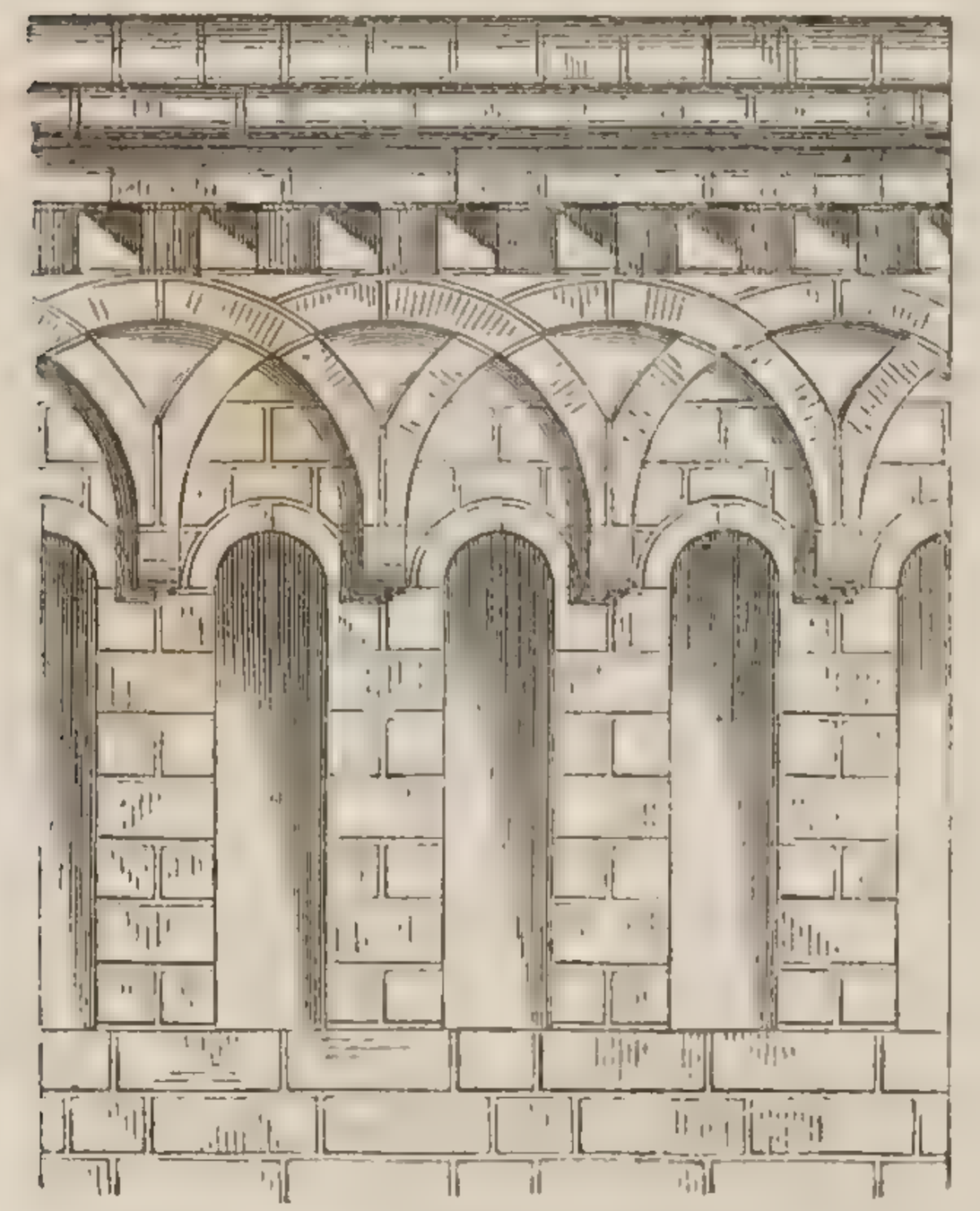

Fig. 13.
Hauptgesims der Absis zu Dobrilugk. (Nach Adler.)

wiederkehrende Hauptgesims, bestehend aus ineinandergreifendem Rundbogenfries mit deutschem Band und deckendem Glied darüber. Die untere Hälfte ist ganz schmucklos, ihr fehlen auch die einfachen Pultdachstreben, welche den Obergaden und die Osttheile gliedern. Reicher ist wie im Innern allein die Absis gegliedert. Zwei Halbsäulen an Stelle der Strebepfeiler, deren schmucklose Kapitelle das Gesims durchschneiden, entsprechen der inneren Gewölbeeintheilung; auch befinden sich hier zwischen je zwei Schenkeln des Rundbogenfrieses kleine schlitzartige Fensterblenden von $2^2/_3$ zu $^1/_2$ Fuss Abmessung zur Erhöhung der Schattenwirkung. (Siehe Fig. 13.) Ihrer räumlichen Ausdehnung nach gehört die Kirche nicht zu den grösseren, sie misst nur $192^1/_2$ Fuss in der Länge und $53^1/_3$ Fuss in der Breite, das Mittelschiff ist 26 Fuss, die Seitenschiffe $10^1/_2$ Fuss breit. Die Höhe beträgt 59 Fuss.

Von den bisher besprochenen Werken gänzlich verschieden, ein Unicum unter den Ordensbauten, wie in der gesammten deutschen Kunst dieser Periode, steht die Kirche von Heisterbach*) im Siebengebirge da. Was diesen oft besprochenen Bau so wichtig für die Geschichte der Architektur macht, sind die neuen constructiven Ideen, die an ihm hervortreten, der Versuch, die Erfolge der Gothik in Rücksicht auf Raumöffnung, bessere Beleuchtung und vor Allem ihre Verstrebungen der Gewölbe dem alten Style anzupassen. In der Construction, nicht in den hinter andern, selbst älteren, rheinischen Bauten zurückbleibenden Einzelformen liegt die Bedeutung von Heisterbach. Das Kloster war bereits 1188 auf dem benachbarten Stromberge als Tochter vom Himmetrode aus der Linie Clairvaux gegründet, nachdem die ehemaligen Bewohner der Stätte, Augustiner, sie verlassen. Doch 1191 zog man hinab in das stille abgelegene Thal, wo nach Herstellung der übrigen Baulichkeiten 1202 unter Abt Gevard an die Erbauung der grossen Abteikirche gegangen wurde. Das Werk schritt rüstig vorwärts, 1227 wurden bereits mehrere Altäre, 1237 der ganze schon vier Jahre vorher vollendete Bau geweiht. 1810 von den Franzosen auf den Abbruch verkauft,

*) Boisserée: Denkm. der Bauk. am Niederrhein. 1833. Taf. 39 ff. Förster: Denkm. II. S. 13 ff. u. 2 Tafeln. Schnaase V. S. 353 ff. Otte: Bauk. S. 383 ff. Kugler: Bauk. II. S. 333 f. u. Lübke: Bauk. S. 364 f

wanderten die Steine der herrlichen Kirche zur Herstellung der Festungswerke nach Wesel, nur die Absis mit ihrem Umgange ist erhalten, ein traurig schöner Schmuck der romantischen Gegend. — Mehr als irgend anderswo wäre es hier interessant, etwas über die Persönlichkeit des Meisters zu erfahren. Dass er in Frankreich studirt*), erkennt man leicht, denn nur dort fand er die Höhe des Styls, die seinem Bau zur Voraussetzung dient. Dass er ferner Cistercienser und zwar ein Deutscher und in der rheinischen Schule gebildet war, darf man einerseits aus der Einfachheit im Aufbau, der geringen Werthschätzung des Details, und andererseits aus dem Anschluss an die niederrheinische Bauweise entnehmen. Heisterbach ist eben so unleugbar verwandt mit den gleichzeitigen Bauten des Cölner Sprengels, wie mit der Gesammtheit der deutschen Cisterciensерkirchen, zeichnet sich aber vor beiden durch die interessante Umdeutung gothischer Constructionsgedanken aus, deren Vorbilder wir in Deutschland zu jener Zeit vergeblich suchen. Was zunächst den Grundriss betrifft (siehe Fig. 14), so finden wir in der Ausbildung des halbrund geschlossenen Chores mit Umgang und Kapellenkranz (in der Stärke der Mauer) das bekannte französische Kathedralsystem zum ersten Male in Deutschland auf solcher Höhe.

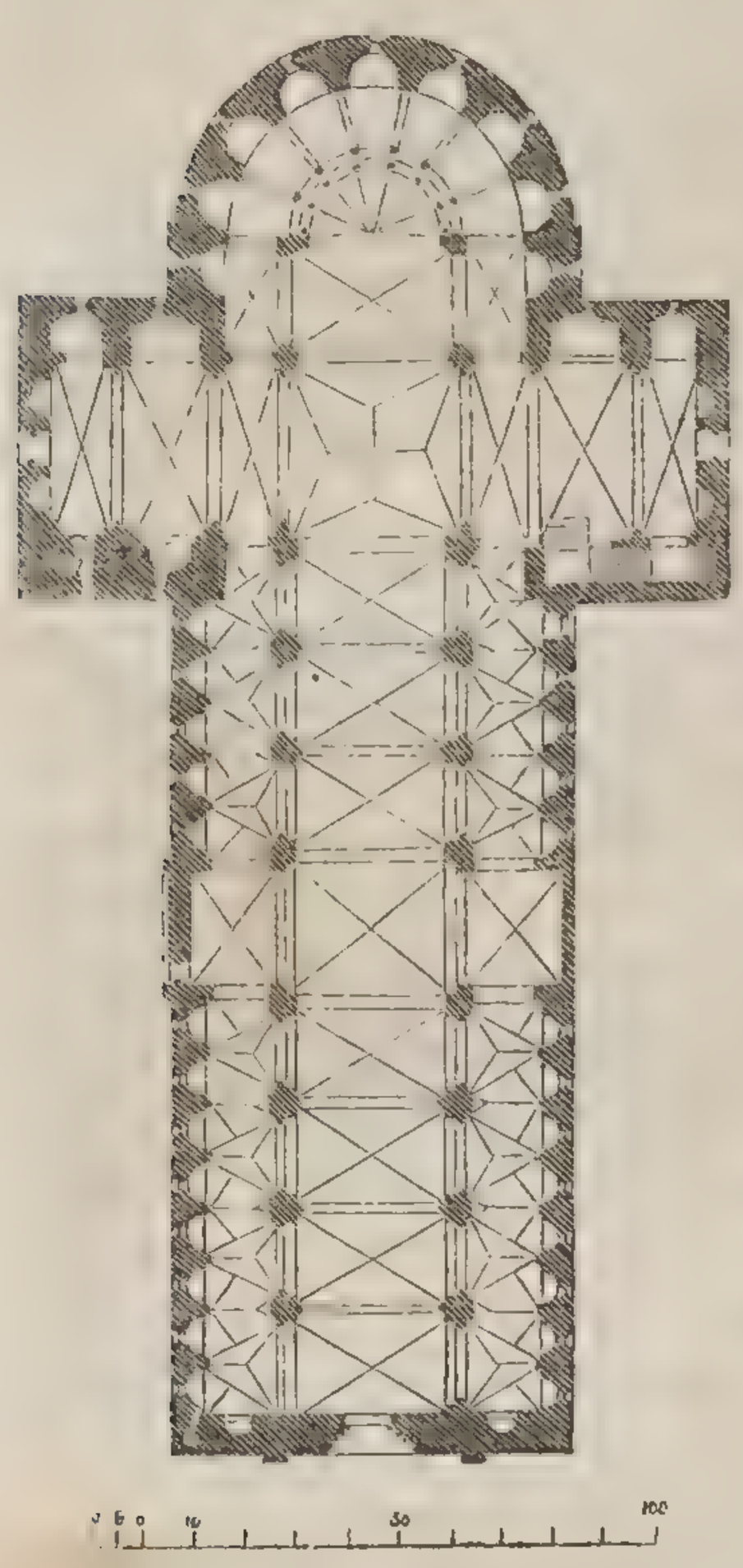

Fig. 14. Grundriss von Heisterbach.
(Aus Lübke a. a. O.)

*) Der Nachfolger Gevards, Abt Heinrich (1208—1244) hatte, wie wir wissen, zu Paris studirt; ob und wie weit dies Factum mit dem Kirchenbau zusammenhängt, lässt sich nicht nachweisen.

Allerdings hatte man ja auch hier schon früher den halbrunden Chorumgang gekannt, so in der Krypta von St. Wiperti in Quedlinburg und in Maria im Capitol zu Cöln, ja selbst die Zuthat der Kapellen tritt schüchtern in St. Godehard zu Hildesheim auf, doch waren diese Beispiele ohne Nachfolge geblieben und zeigen lange nicht die Durchbildung des Principes wie zu Heisterbach. Im Querschiff finden wir wieder die Ostkapellen. Ausserdem zieht sich eine Reihe von dreissig halbrunden Kapellen in der Stärke der Mauer um die Seiten des Kreuzschiffs und Langhauses, eine Eigenthümlichkeit, die sich auch sonst, wenn schon nicht in so allgemeiner Verbreitung über alle Theile an einzelnen rheinischen Bauten findet. Ganz ohne Analogie in Deutschland aber steht das Vorkommen eines zweiten Querschiffes nach der dritten Travee von Osten aus da. Man hat sich in Ermangelung eines beglaubigten Grundes für diese Unregelmässigkeit mit der Erklärung zu helfen gesucht, die Kirche sei ursprünglich nicht auf die heutige Ausdehnung berechnet, und das jetzige Querschiff als Vorhalle beabsichtigt gewesen, später aber 1227 die Verlängerung beschlossen. Diese Auslegung, die also die abweichende Form mehr oder weniger zufälligen Ursachen zuschreibt, kann jedoch nicht genügen; sie würde für den ursprünglichen Plan eine unter allen Ordensbauten ohne Beispiel dastehende „Kürze des Langhauses“ voraussetzen; wie ausserdem auch andere Gründe gegen diese Vermuthung sprechen. Es dürfte schwer halten, in diesem Falle eine sichere Erklärung zu finden, möglich, dass irgend welche Ansprüche des Conventes, möglich, dass das Beispiel der grossen Kirche von Cluny, auch nicht geradezu unmöglich, dass englische Einflüsse massgebend waren.

Der höchst sinnreiche Aufbau beruhte im Wesentlichen auf dem consequent durchgeführten Strebesystem, ohne dass dies, abgesehen vom Chor, aussen gezeigt wäre. Eine Folge der Construction war es denn auch, dass jedes Seitenschiff in der Aussenansicht zwei Stockwerke bildet, indem der viel stärkere untere Theil mit seinen Nischen durch ein besonderes Pultdach gedeckt war, über welchem dann der kaum halb so dicke und viel niedrigere obere Theil mit seinen kleinen Rundfenstern zurücksprang. Entsprechend den Pfeilern zwischen den einzelnen Nischen trugen kleine über einem Horizontalsims aufsetzende Säulchen das sehr künstlich gebildete Nebenschiffs-

gewölbe, welches zur Verstrebung des Mittelraumes benutzt war. (Die von Boisserée gegebene Form desselben ist aber wohl nicht die ursprüngliche.) Das Zerfallen der Seitenschiffe in zwei Stockwerke bedingt die grössere Höhe derselben und mithin eine verhältnissmässig sehr grosse Schlankheit der ins Mittelschiff sich öffnenden Arkaden

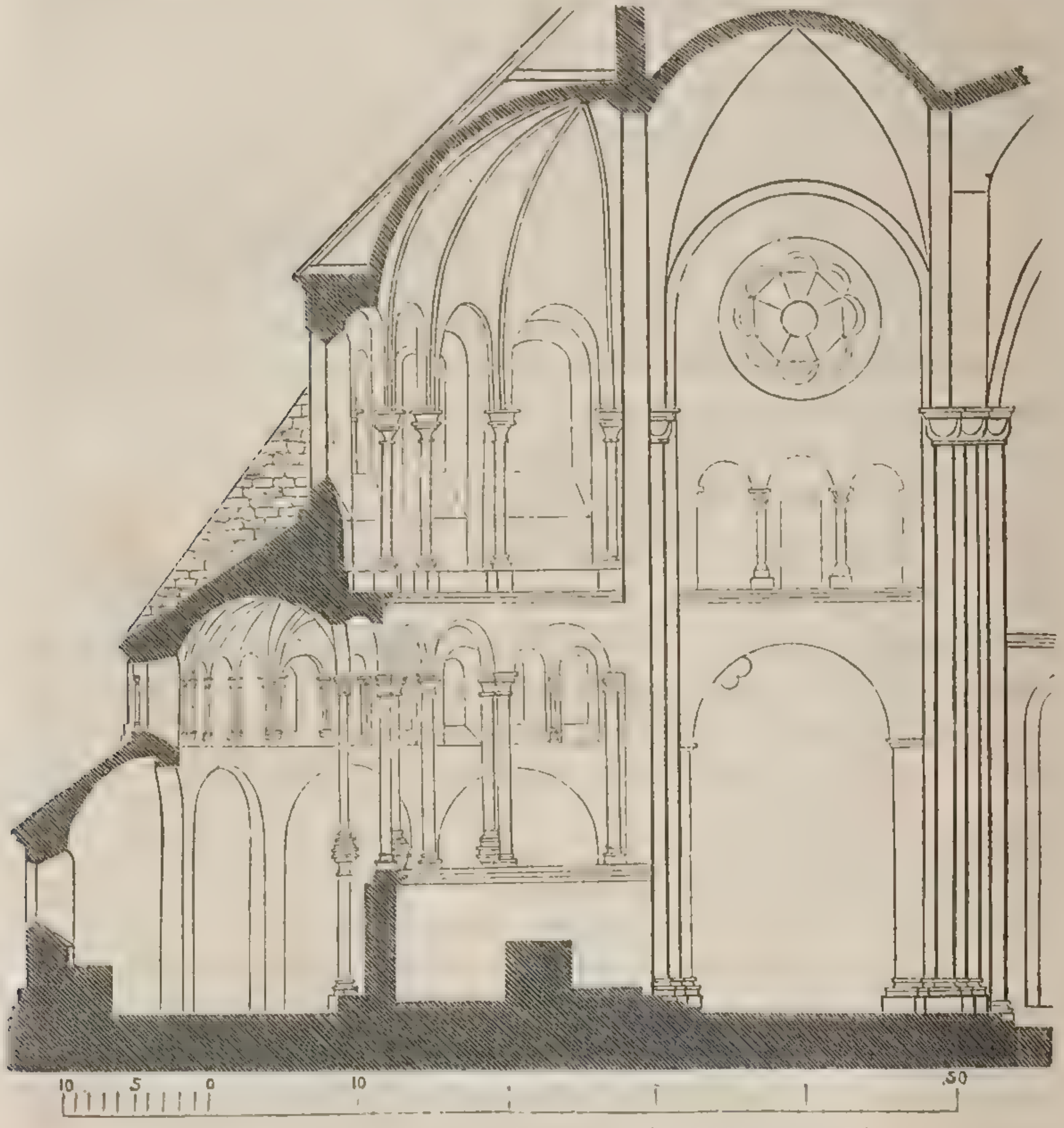

Fig. 15. Chorschnitt von Heisterbach. (Aus Lübke a. a. O.)

(30 Fuss Höhe). Dadurch wird der Raum des Obergadens, der durch Rundfenster erleuchtet ist, auf ein Minimum der Höhe reducirt. Zugleich aber ist die ganze Art des Aufbaues eine streng nothwendige, in der alle Eigenthümlichkeiten ihre constructive Begründung finden. Die Mittelschiffsgewölbe finden ihr Widerlager, wenn wir von den

gleichfalls als Streben dienenden Gewölben der Seitenschiffe absehen, in besonderen unter dem Dachraume der Abseiten verborgenen Strebemauern, die sich gegen die einzelnen Kämpfer der Hauptjoche legen. Von dem niedrigen Obergeschoss der Seitenschiffe aber geht der Druck auf die zwischen den einzelnen Nischen stehen gebliebenen Pfeiler zur Erde nieder, während die Gewölbe derselben Nischen die dünnere Obermauer tragen. Man sieht hier das entschiedene Bestreben, den Druck der Lasten auf einzelne Theile, auf die Pfeiler und deren Verstrebung nach den stärksten Theilen der Seitenwände hin zurückzuführen. Die Mittelmauer selbst wird gar nicht mehr in Anspruch genommen. Im Bewusstsein dieser Errungenschaft konnte man sie dreist durch grosse Fenster und weiträumige Arkaden durchbrechen, wie geschehen; die Bogenstellungen öffnen sich hier schon in der ganzen Breite der Hauptjoche, die Nebenpfeiler sind verschwunden. Ganz dasselbe Princip der Construction findet im Chor statt. (Siehe Fig. 15.) Hier ruht das Gewölbe der Absis auf sehr schlanken zierlichen Doppelsäulen, indem dem Seitenschub durch die stark aus der Dachfläche hervortretenden Strebemauern begegnet wurde. Die Pfeilerbildung ist höchst einfach; an den rechtwinkligen Kern legen sich in der Richtung der Arkaden Halbsäulen, nach den Seitenschiffen zu etwas zugespitzte Pilaster. Als Gewölbeträger im Hauptraum fungiren gleichfalls Halbsäulen, die meist auf Console gestellt sind. Die Kapitelle sind würfelförmig. Ueber den Arkaden dient in jeder Travee ein Rundbogenfenster zur Erhellung des dunklen Dachraums der Seitenschiffe. Die Rosenfenster des Obergadens sind durch den Sechspass gegliedert; doch kommen die Details im Allgemeinen wenig zur Geltung; die hohen Basen sind attisch, die Gliederungen bestehen nur aus profilirten Linien. Die Gewölbe haben noch keine Rippen, ihre Gurte sind einfach rechteckig. Alle Fenster- und Arkadenbögen sind rund, ebenso die Schildbögen der gleichwohl bereits oblongen Gewölbe, diese selbst waren natürlich spitz. — Das Charakteristische in der ästhetischen Würdigung des Baues ist die Schlankheit seiner Pfeiler und Arkaden und die damit gewonnene Leichtigkeit in der Erscheinung des Ganzen im Gegensatz zu den mehr gedrungenen Formen des reinen romanischen Styls. Dazu steht freilich das Aeussere noch in keinem Verhältniss, welches bei dem

gänzlichen Mangel jeder Gliederung — selbst der Rundbogenfries kömmt nur an den Giebelwänden vor — ein ungemein ernstes Gepräge hatte. Etwas belebter war allein die Façade mit ihrem reichen Spitzbogenportal und dem grossen romanischen Fenster darüber. — Die Kirche gehörte ihrer räumlichen Ausdehnung nach zu den grössten des Ordens, sie mass circa 277 Fuss in lichter Länge bei 70 Fuss Breite, wovon 32 Fuss auf das Hauptschiff und je 14 Fuss auf die Seitenschiffe kommen. Die Höhe betrug etwa 69 Fuss. Das Material ist ein höchst homogener Tuffstein vom Dorfe Weibern unweit Laach. (Nöggerath bei Lersch Niederrh. Taschb. 1843.)

III. Die Gothik.

1. Früh-Gothik.

Die kunsthistorische Aufgabe der Cistercienser bestand für Deutschland, wie wir gesehen, darin, der Gothik die Wege zu bahnen. In jene Uebergangszeit fallen die grössten Epoche machenden Werke, Werke, für deren Bedeutung die freie Schönheit, die an ihnen zu Tage tritt, nicht weniger massgebend ist, als der Umstand, dass sie in Hinsicht auf Stylentwickelung Schöpfungsbauten sind. Nun sehen wir zwar auch noch innerhalb der Gothik und besonders in ihrer ersten Zeit die Cistercienserbauten hier und da als die tonangebenden, sobald aber der neue Styl erst allgemeine Geltung erhalten hatte, tritt die Bedeutung des Ordens in der Baukunst mehr und mehr in den Hintergrund. Es zeigt sich dies zunächst in dem allmähligen Nachlassen in den baulichen Eigenthümlichkeiten, welches wiederum durch mehrfache Veränderungen in den inneren Zuständen des Ordens bedingt wurde. Man verlor mit der Zeit das Bewusstsein der Opposition gegen die älteren Genossenschaften; es traten Differenzen im eigenen Schoosse hervor, die die blinde Subordination unter Gesetz und Herkommen erschütterten und die verschiedenen Klöster sich selbstständiger fühlen lehrten. Die Lebensweise der

Einzelnen blieb zwar noch immer ziemlich streng, verlor doch aber viel von der ursprünglichen Härte, wie denn überhaupt die Bedeutung, die der Orden gewonnen, einen nicht zu vermeidenden Verkehr mit der Aussenwelt verursachte. Dies Alles wirkte auf die Architektur zurück. Neben den häufiger werdenden Abweichungen von den traditionellen Grundrissformen bricht sich auch im Aufbau stellenweis eine freiere Richtung Bahn. Statt zu lehren, lernt man jetzt häufig von benachbarten Bauten; auch treten Laienmeister mehrfach auf. Die Grundrisse verlieren die langen Schiffe, die alten Chorbildungen werden willkürlich ohne Streben nach bestimmten Zielen variirt. Die grossen Fenster gliedert mehr oder minder reiches Masswerk; bunte Glasgemälde, bis dahin höchstens in Abteigebäuden üblich, werden allmählig auch in den Kirchen nicht selten; und vor Allem das Detail wagt sich freier hervor und erobert hier und da das neue Gebiet des Figürlichen. Auf der andern Seite freilich finden wir auch Bauten, die nach wie vor an den alten Traditionen auch im neuen Style festhalten.

Das erste Auftreten der Gothik in Deutschland fand, wie wir gesehen hatten, 1227 an zwei Punkten zugleich statt, in der Liebfrauenkirche zu Trier in reichen Formen, im Grundriss neu und originell und im Aufbau sofort das Charakteristische der deutschen Gothik betonend und in der Cistercienserkirche Marienstadt in Nassau; hier strenger sich an etwa ein halbes Jahrhundert ältere französische Vorbilder anlehnend und dabei zugleich auf wohlfeilere und ärmere Behandlung des Details sehend. Das Kloster *) wurde im Jahre 1215 in der Gegend von Hachenburg durch den Burggrafen Heinrich von Arberg und seine Gemahlin gegründet und mit zwölf Mönchen unter dem Abt Hermann von Heisterbach aus besetzt. Das rauhe Gebirge sagte den Brüdern jedoch nicht zu, und als man daher sechs Jahre später (1221) von den Grafen von Sayn Ländereien in angenehmerer Gegend erhielt, verlegte man die Abtei dorthin.

*) R. Görz: Die Abteikirche zu Marienstadt. Wiesb. 1867 fol. (Fr. Bock): Die ehemal. Cist.-Abtei Marienstadt im Organ für christl. Kunst. 1860. S. 217 ff. Schnaase V. S. 498 ff. Kugler III. S. 211. Mertens: Die Bauk. in Deutschland. S. 130. Vogel: Beschr. des Herzogth. Nassau. Wiesbaden 1843. S. 693 f. Brouwerus et Masenius: Annales Trevirenses II. lib. XV. p. 125 ff.

1227 waren die Baulichkeiten so weit vollendet, dass man sie beziehen konnte und noch in demselben Jahre wurde der Grundstein zum Kirchenbau gelegt, der zwar erst 1324 geweiht, wahrscheinlich aber im Wesentlichen bereits früher vollendet wurde. Der aus sieben Seiten des Zwölfecks geschlossene Chor mit seinem Umgang und den sieben Kapellen zeigt im Grundriss schon insofern einen Fortschritt gegen Heisterbach, als die Kapellen hier einzeln aus der Mauer heraustreten, obgleich sie freilich noch immer halbrund statt polygon gebildet sind, wie dieses zuerst in Soissons geschehen, dem in Deutschland bereits Magdeburg gefolgt war. Daran schliesst sich das Querschiff mit seinen Ostkapellen. Das Langhaus hat im Mittelschiff sieben schmale Gewölbefelder. Eine Folge des Studiums französischer Werke, welches uns an dieser Kirche entgegentritt, ist auch die Ersetzung der Pfeiler durch kräftige Rundsäulen. Im Chor finden sich noch einzelne leichte Anklänge an den Uebergangstyl, was aber das siegreiche Durchdringen des Neuen nur um so deutlicher veranschaulicht. Acht eng gestellte Säulen, deren Basen auf besonderen achteckigen Sockeln ruhen, tragen hier die Obermauer. Diese wird durch zwei stark betonte horizontale Gurtsimse in drei Theile zerlegt, deren unteren die spitzbogigen Arkaden, den mittleren aber eine Triforiengalerie mit Kleeblattbögen einnimmt. Diese setzt sich auch an der Ostseite des Kreuzschiffs fort, ist aber jetzt dort vermauert; an den übrigen Theilen fehlt sie, doch findet sich an ihrer Stelle in den einzelnen Traveen des Mittelraumes je eine im spitzen Kleeblattbogen überdeckte Oeffnung in den Dachraum der Seitenschiffe. In dem dritten Horizontalabschnitt befinden sich die schlanken hohen Fenster des Obergadens. Ueber der Deckplatte jeder Säule setzt auf besonderer Basis ein dreifacher Bündeldienst mit Ringen auf, von dem die mittlere Säule jedesmal die Gewölberippe trägt, die beiden zur Seite als Träger der Fensterumrahmung dienen. Die Vierungspfeiler haben im Osten den rechteckigen Kern mit vier Halbsäulen, im Westen die mit acht Diensten besetzte Rundform. Im ganzen Bau herrscht natürlich der Spitzbogen, nur die Zugänge zu den beiden äusseren Kapellen des Querhauses sind rundbogig überwölbt, um bei weiterer Stützenstellung dieselbe Scheitelhöhe mit den übrigen Spitzbögen zu erhalten. Im Mittelschiff, welches in ästheti-

scher Hinsicht hinter der ernsten Schönheit des Chores zurückbleibt, sind die gewölbetragenden Dienstbündel durch einfache Halbsäulen ersetzt. Entsprechend jeder Travee ist sowohl im Mittelraum als in den Seitenschiffen je ein lanzettförmiges Fenster ohne Masswerk angebracht. Das Detail am Bau ist sehr einfach, und zeigt sich deutlich der Unterschied zwischen den älteren, etwas reicheren Theilen bis zur Ostwand des Kreuzschiffes mit eingeschlossen und dem nüchternen Reste. Im Chor haben die stark ausladenden Kelchkapitelle einiges, wenn auch sehr flach gehaltenes Blattornament, darüber liegt ein hoher Abakus; im Schiffe tritt die nackte Kelchform auf. Die Basen sind attisch ohne Eckblatt, die Säulenschäfte überaus schwer. Man sieht nach der Vollendung der Osttheile, die etwa in das Jahr 1243 fällt, trat eine Aenderung in dem Bauplan ein; es zeigt sich dies auch in den Massen, denn während die Höhe im Altarhause nur $47^1/_2$ Fuss beträgt, steigt sie in den westlichen Theilen auf $55^1/_2$ Fuss, ebenso geht die Breite der Haupträume von $24^1/_3$ Fuss auf 27 Fuss. — Das Aeussere hat jenes ungemein ernste geschlossene Wesen, wie wir es so oft bei den Ordenskirchen finden, ist aber höchst einheitlich behandelt. Bei der vollständigsten Schmucklosigkeit begegnen wir hier zum ersten Male in Deutschland der allseitig durchgeführten Anwendung von Strebebögen. Die Strebepfeiler haben Satteldächer und sind an den Nebenschiffen mehrfach im Pultdach abgestuft. An der Façade finden wir neben einem grossen Mittelschiffsfenster je eins in den Abseiten, alle mit spätgothischem Masswerk. Der schlanke Dachreiter über der Vierung ist von Holz und mit Blei überzogen. Die Kirche ist im Grossen und Ganzen aus Bruchsteinmauerwerk von Thonschiefer hergestellt, doch sind alle Detailformen, Thür- und Fenstereinfassungen, Strebepfeiler und -bögen in grauen Trachytquadern fein und scharf gearbeitet. Für die nur 1 Fuss starken Gewölbekappen ist Tuffstein verwendet. Die totale Länge beträgt $205^1/_2$ Fuss bei 64 Fuss lichter Breite.

Bei dem Charakter dieses Baues, der im Grunde wenig zur Nachahmung anreizendes bot, so wie bei seiner isolirten Lage darf man sich nicht wundern, wenn er so ziemlich ohne Einwirkung auf die Entwickelung der benachbarten Architektur blieb, während sein Altersgenosse zu Trier als der Stammvater der deutschen Gothik zu

betrachten ist und in der nächsten Zeit gleich die Ordenskirche zu Haina unter seinem Einfluss steht. statt, wie man erwarten sollte, unter dem von Marienstadt. Nur zu Cöln finden wir einige Kirchen (Minoriten, St. Ursula, St. Severin), in denen die Marienstädter Eigenthümlichkeiten wiederkehren: von einer weitern Ausbildung des hier auftretenden Styls ist nirgends die Rede. (Mertens a. a. O.)

Nur um weniges jünger als Marienstadt, im Style aber vorzüglicher und rein deutsch ist die Kirche von Haina.*) Das Kloster wurde im Jahre 1140 von einem Grafen v. Reichenbach zu Aulesberg, eine Stunde von der heutigen Stelle, gestiftet und mit Mönchen aus Altencamp besetzt. Nachdem jedoch ein dreimaliger Colonisationsversuch das letzte Mal bereits mit Verlegung nach Haina misslungen, wurde die Stiftung an Altenberg übergeben und von dieser Abtei aus nunmehr definitiv besetzt. Mit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts mag man den Bau der heutigen Kirche in den Formen des Uebergangstyls begonnen haben. Darauf deutet der Grundriss, der noch das System von Fontenay befolgt und nur statt der üblichen vier Ostkapellen wie Maulbronn und Eberbach deren sechs hat. Auch der untere Theil der Chormauern, wie die Eingänge zu den Kapellen und zwei Portale zeigen noch den alten Rundbogen und spätromanische Detailformen. Mit dem Jahre 1228 etwa trat dann eine Aenderung in der Bauausführung ein, die nun mit vollem Bewusstsein in die Formen der Frühgothik aus Trierscher Schule übergeht. Doch scheint der Weiterbau nur langsam vorgeschritten zu sein, indem an den vier westlichen Schiffsjochen und der Façade ein entwickelterer Styl auftritt, der schon der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts angehört. Die Kirche ist ein Hallenbau wie die Elisabethkirche zu Marburg, und hat dies nur insofern etwas Befremdendes, als sich diese Form an den Ordensbauten des westlichen und nördlichen Deutschlands mit Ausnahme des Chors von Amelunxborn nicht wiederholt. Rundsäulen mit vier Diensten gleich denen von Marburg bilden die Schiffspfeiler; die der Vierung haben dagegen noch die ältere scharfkantige Kreuzform mit vier alten und vier jungen Diensten. Nach dem Mittelschiff zu sind diese Vorlagen sämmtlich etwa 13 Fuss über

*) Lenkfeld: Annales Michaelstein. Wolffenbüttel 1710. S. 8 u. 12. Statz und Ungewitter: Gothisch. Musterbuch. fol. Lotz a. a. O.

dem Fussboden auf Console gesetzt; im Chor und in den Seitenschiffen geschieht diese Verkröpfung schon dicht unter dem Fussgesimse der grossen zweitheiligen Fenster. Das Masswerk derselben lässt die Entwickelungsstufen erkennen. In den Chortheilen tritt jene strenge Gliederung auf, wie sie an der Elisabethkirche durchgehend herrscht, und nur das prächtige Ostfenster des Altarhauses ist reicher gegliedert; in den fünf östlichen Schiffsjochen finden wir drei Dreipässe über den beiden spitzen Kleebögen der Zweitheilung. Weiter nach Westen endlich tritt eine reichere der entwickelten Gothik angehörige Form ein. Die Profilirung der einzelnen Pfosten ist aussen flach, innen mit Rundstäben besetzt. Nur das nördliche Seitenschiff hat in den fünf östlichen Jochen kleine Unterfenster, sonst sind die Untermauern glatt. Die Wölbung geschieht in oblongen Kreuzgewölben, deren einzelne Stichkappen nur eine sehr geringe Steigung haben. Die Rippen zeigen meist Birnstabprofile. Die Details weisen Laubornamente, zum Theil an den Consolen fantastische Thiergestalten auf. Bei guten Verhältnissen ist der Eindruck des Ganzen ein strenger, wie es der Ordenskirche gebührt, doch zeugen die einzelnen Theile sowohl als das Ganze von hoher Schönheit.

Interessant ist die Ausbildung des Aeussern. Ganz glatt bleiben die $5^1/_4$ bis $6^2/_3$ Fuss starken Untermauern bis zum Fussgesimse der Fenster. Indem von hier an die Wandstärke bedeutend abnimmt, treten aus der Untermauer aufwachsend Strebepfeiler aus ihr heraus. An diesen ist das einfache Hauptgesims so verkröpft, dass die Fortsetzung der Dachfläche auch sie überdeckt. In ähnlicher origineller Weise ist die Façade behandelt. Auch hier ist der Unterbau ungegliedert, wiederum beginnen mit dem Kafsims vier Strebepfeiler, diesmal durch über Eck stehende Fialen gekrönt. Die Oberwand hat drei Fenster, entsprechend den Schiffen, das Mittlere sechstheilig mit reichem Masswerk, während der Giebel mannichfach mit Blenden decorirt ist. Die Unterwand zeigt ein hohes schmales Mittelportal mit niedriger Thür und einem Fenster darüber; im Giebelfelde, wie zu Riddagshausen, die Mutter Gottes mit dem Kinde. Zu beiden Seiten befindet sich je ein kleines Fenster. Die Ausführung ist in Bruchsteinmauerwerk, doch sind alle Ecken, Strebepfeiler, Gesimse, Fensterwandungen, Giebel und die Obermauern der West-

theile im regelmässigen Hausteinverband hergestellt. Die Kirche hat 230 Fuss lichte Länge bei 58 Fuss Höhe.

In Obersachsen tritt der neue Styl zuerst im Westchor des Domes zu Naumburg auf, dem bald darauf die Ordenskirche zu Porta folgt; und zwar deutet die enge Verwandtschaft beider Werke auf gemeinsamen Ursprung. Zu Porta*) begann man im Jahre 1251 einen gothischen Umbau der alten flach gedeckten Basilika, dessen Chortheile nach einer am Monument erhaltenen Inschrift 1268 geweiht wurden. Im fünfzehnten Jahrhundert fand dann ein neuer Umbau der westlichen Theile so wie der Façade statt, und zwar geschah dies, wie aus Ablassbriefen hervorzugehen scheint, in den Jahren 1436—42. Die Veränderungen im Grundriss betrafen die Verlängerung des Langhauses um zwei Gewölbequadrate, so dass es deren jetzt sechs statt der früheren vier im Mittelschiff zählt, eine selbst unter den Ordenskirchen als Maximum dastehende Ausdehnung. Zugleich wurde das südliche Nebenschiff um ein geringes verbreitert und um die West- und Südseite des Querarmes herumgeführt, so wie das Altarhaus etwas verlängert und aus drei Seiten des Achtecks geschlossen. Die Ostkapellen blieben erhalten. Im Aufbau verräth nur der Chor leichte Anklänge an die frühere Zeit. Die Dienstbündel haben hier noch Ringe, auch finden sich an dem steinernen Altartische Kleeblattbögen. In der Höhe der Mauer führt ein schmaler Laufgang um das Altarhaus. Ueber den Ostkapellen sind gegen die sonstige Gewohnheit noch zwei Räume vorhanden, die sich nach dem Altarhause zu öffnen. Im Schiffe begann man die Umformung mit der Einschiebung eines neuen etwas schmaleren rechtwinkligen Pfeilers zwischen je zwei romanische, indem man dadurch den ursprünglichen Rundbogen jedesmal in zwei spitze Arkaden zerlegte. Die alten Stützen behielten ihren Kämpfersims, die neuen erhielten solchen mit gothischer Profilirung, und wurde dieser höher gelegt, so dass die Schenkel der Spitzbögen von ungleicher Länge sind. In der Wölbung behielt man das gebundene System bei, indem man die Dienste ziemlich hoch über den Pfeilersimsen auf reichen Blattconsolen beginnen liess. Die alten Oberfenster wurden vermauert, dage-

*) Siehe oben S. 78 Anm.

gen in jeder Travee ein gothisches Masswerkfenster eingeführt; ebensolche erhielt auch das südliche Nebenschiff. Nach Westen zu sind die Arkaden theilweis vermauert. Der Bau gehört in seiner jetzigen Gestalt zu den schönsten Ordenskirchen. In den Verhältnissen herrscht eine selten glückliche Harmonie. Die massvoll edlen Formen der Gothik haben hier noch die frische Lebensfülle der Jugend; Kapitelle, Console und Schlusssteine sind mit mannichfachem Laubwerk von eben so guter Zeichnung als trefflicher Bearbeitung geschmückt. Auch das Masswerk der Fenster ist edel und noch zurückhaltend. Bei alledem verleugnet das Innere, besonders in den ganz schmucklosen Pfeiler- und Arkadenbögen, den Ernst des Cistercienserbaues nicht.

Das Aeussere hat Strebepfeiler, von denen aus Strebebögen das hoch aufsteigende Mittelschiff stützen. Besonders interessant ist die Façade, die in ihrer reichen und originellen Ausbildung einzig unter den Ordenskirchen dasteht. Zwei in Fialen auslaufende Strebepfeiler trennen die Schiffe, zwischen ihnen baut sich ein reiches sculpturengeschmücktes Portal auf, dessen Wimperg schon in das viertheilige Mittelfenster einschneidet. Ueber letzterem zieht sich eine durchbrochene Galerie hin, von der an die selbstständige Ausbildung des abgetreppten Giebels beginnt. In einer Spitzbogennische enthält dieser die Reliefgestalten des gekreuzigten Heilands mit zwei anbetenden Engeln und darunter die drei Marien, Johannes und die beiden Schächer; während im Giebelfeld des Portals Christus und Maria sitzend, über ihnen die Taube und zu den Seiten Petrus, Paulus, Johannes und Jacobus dargestellt sind. Das Ganze ist bei allem Reichthum frei von Ueberladung. Die Ausführung der etwas gedrungenen Gestalten ist gut und zeigt besonders im Faltenwurf eine edle Auffassung der Natur. Die Sculptur gewinnt hier eine Ausdehnung, wie sie sich in Norddeutschland nur selten wiederholt, was bei einer Ordenskirche um so mehr auffallen muss. Während die Architektur der Façade, wie wir gesehen, dem fünfzehnten Jahrhundert angehört, stammen diese Figuren noch von dem älteren gothischen Westgiebel, wie durch gleichfalls erhaltene alte Inschriften, so wie aus dem Styl erkennbar wird. Dieser letztere verräth eine so augenscheinliche Aehnlichkeit mit den bekannten Sculpturen des Domes

zu Naumburg, dass man deutlich die gemeinsame Schule erkennt, wenngleich die Naumburger Arbeiten den unsrigen überlegen sind. Das Material des Baues ist ein feiner Kalkstein. Die lichte Länge der Kirche beträgt 255 Fuss, die Mittelschiffsbreite 28 Fuss, die der Seitenschiffe $12^1/_2$ und $11^3/_4$ Fuss.

Zeitlich am nächsten scheint diesem Bau der der Kirche von Hude (Portus Mariae)*) bei Oldenburg zu stehen. Das Kloster war bereits im zwölften Jahrhundert gegründet, konnte aber, so lange die Unruhen der Stedinger währten, nicht zu rechtem Gedeihen kommen. Erst nachdem diese 1234 unterworfen, begann eine neue Zeit für die Stiftung, welche sich damals lebhafter Unterstützung von Seiten der Gräfin Richenza v. Oldenburg zu erfreuen hatte. Wahrscheinlich 1236 begann denn auch der Bau der heut in Trümmern liegenden Kirche, deren Vollendung, durch keine urkundliche Nachricht gesichert, den Formen nach noch innerhalb desselben Jahrhunderts liegen muss. Zu Ansehen und Reichthum gelangt, kam das Kloster im Lauf der Jahrhunderte durch die Sittenlosigkeit seiner Bewohner in Verruf und wurde 1536 in einer Fehde von Münsterschen Truppen überfallen und zwei Jahre später bei einem erneuerten Streifzuge zerstört, wobei die Kirche den Flammen Preis gegeben wurde. Seit jener Zeit datirt der weitere Verfall der Ruinen. Der Grundriss zeigt, soweit man aus den Resten (eine Arkadenreihe, Theile von Aussenmauern des Querschiffs und Mauerreste der östlichen und westlichen Abschlusswand) urtheilen kann, die Fortsetzung der drei Schiffe über das Querschiff hinaus und den rechtwinkligen Chorschluss ohne östlichen Umgang, gleich Salmansweiler, Pelplin und Neuberg. Die Eintheilung in Gewölbefelder geschieht noch nach dem alten gebundenen System, so dass drei Mittelschiffsjoche westlich und zwei östlich von der Vierung liegen. Das Querschiff springt nur wenig über die Aussenmauern der Nebenschiffe heraus. Der Aufbau zeigt viereckige Pfeiler mit engagirten Ecksäulchen, deren Basen jetzt etwa 10 Fuss tief in Brandschutt stecken. Ueber den Arkaden zieht

*) Muhle: Das Kloster Hude. Oldenb. 1826. A. Müller: Die Klosterkirchen zu Berne u. Hude im deutsch. Kunstblatt 1854. H. Allmers: Die Ruinen der Cist.-Abt. Hude, ebenda 1856. Referat von Waagen über einen Vortrag v. Quasts im Pr. Staats-Anz. 1850. Nr. 60 Beil. Lies dort: „Hude“ für „Stade“.

sich eine Galerie von flachen Blendnischen hin, deren abschliessende Bogen auf Consolen aufsetzen. Ebenfalls von Consolen beginnen die Rippen der Gewölbe. In den Schildbögen der letzteren ist jedesmal ein Oberfenster, wiederum flankirt von spitzbogigen Blenden, angebracht. Im Osten und Westen diente ein grosses Masswerk-Fenster dem Mittelraum zur besseren Beleuchtung. Weiteres ist aus den Ruinen nicht zu ersehen. Wohl aber zeigen sowohl die Verhältnisse als namentlich die Details in ihrer feinen Profilirung und trefflichen Ausbildung, vor allem die wunderschönen Console und Wandbögen mit ihren Frauen- und Engelsköpfen, Masken und Laubwerk, dass wir es hier mit einem der anmuthigsten Backsteinbauten der deutschen Frühgothik zu thun haben. Zugleich ist das Material von einer solchen Trefflichkeit, dass noch heut, nachdem all jene zarten Bildungen länger als drei Jahrhunderte den Einflüssen der Witterung ausgesetzt waren, dieselben in ihrer ganzen ursprünglichen Schärfe wohl erhalten sind. Die Anmuth dieser Ornamentik suchen wir vergeblich zum zweiten Mal an irgend einem Ordensbau. An einzelnen Stellen sind die Gliederungen durch bunt glasirte Steine betont. Die Länge des Innenraums beträgt 180 Fuss bei der verhältnissmässig grossen Breite von 80 Fuss. — Vergleichen wir dieses Werk mit den eben betrachteten Bauten, so haben wir hier eine vierte selbstständige Form der Gothik vor uns, deren Eigenthümlichkeiten, besonders die Eintheilung in horizontale Abschnitte und die Vorliebe für Blendnischen schlagend an Lehnin erinnert. Beide Bauten sind unzweifelhaft mit einander verwandt, in wie weit dabei englischer Einfluss vorhanden ist (siehe S. 119), mag dahin gestellt bleiben.

Ein zweiter frühgothischer Backsteinbau ist die Kirche von Chorin*) in der Mark. Eine Tochter von Lehnin, wurde das Kloster 1273 an seine jetzige Stelle verlegt, nachdem es bereits seit 1254 bestanden. Die Säcularisation der brandenburgischen Klöster 1543 erstreckte sich auch auf Chorin, doch blieb die Kirche bis ins siebenzehnte Jahrhundert intact erhalten, wo der dreissigjährige Krieg und die spätere schwedische Invasion sie zur Ruine machten. Gegen den

*) Brecht: Kloster Chorin bei Erbkam Bauz. 1854. S. 65 ff. und Taf. 11—17, auch in besonderem Abdruck erschienen: Adler: Backstein-Bauw. Heft VII Taf. 67—69. Text fehlt noch.

weiteren Verfall derselben sind schützende Vorkehrungen getroffen. Die Erbauung scheint bald nach der Verlegung begonnen und mit Ablauf des ersten Viertels des vierzehnten Jahrhunderts vollendet zu sein. Die westlichen Theile sind hier die älteren. Offenbar hatte man wie gewöhnlich die Kirche im Osten begonnen und mit der Westfaçade beendet; wahrscheinlich unmittelbar nach Vollendung des Werkes aber ging man bereits wieder an einen Umbau des Chors, indem man das Langschiff zunächst um fünf schmale Gewölbejoche nach Osten zu verlängerte und daran Vierung und Altarhaus in ihrer jetzigen Gestalt schloss. Nichtsdestoweniger ist der Charakter der Kirche ein einheitlicher, die Styldifferenzen in den Einzelheiten — so besonders in der Pfeilerbildung — verschwinden in der Harmonie des Ganzen. — Der Bau, der im Lauf der Zeiten seine Gewölbe, die Ostkapellen, das südliche Nebenschiff und den grössten Theil des Fenstermasswerks eingebüsst, ist der Glanzpunkt des märkischen Ziegelbaues. So edle Verhältnisse, so geklärte Formen, eine solche Vollendung der Zeichnung in den einzelnen Theilen finden wir nicht wieder. — Der Grundriss zeigt die engste Verwandtschaft zu dem von Lehnin; die wenigen Abänderungen sind leicht durch die vorgeschrittene Zeit zu erklären. So sehen wir die halbrunde Absis hier durch einen Chorschluss aus sieben Seiten des Zwölfecks ersetzt, die Ostkapellen haben bei sonst gleicher Behandlung statt der quadraten oblonge Kreuzgewölbe, sind also nicht ganz so tief. Ebenso finden wir im Mittelschiff jedes Quadrat mit zwei schmalen Jochen überdeckt, deren wir hier im Ganzen elf haben. Durch das Einschneiden der Abteigebäude verliert das südliche Nebenschiff beinahe drei Gewölbejoche von Westen aus, eine Unregelmässigkeit, der wir schon zu Loccum begegneten, die man aber hier mit feinem Tact an der Façade zu verdecken bemüht war. Man legte eine Scheinfront an, die den Zugang zu einem grösseren Saale bildet, aber doch durch kleinere, die Gesammtwirkung nicht beeinträchtigende Punkte von der nördlichen Nebenschiffsfront unterschieden ist. Im Aufbau des Innern ist zunächst die verschiedene Bildung der Arkadenpfeiler bemerkenswerth. Während in den westlichen Theilen der einfache Kreuzpfeiler mit abgefasten Ecken auftritt, sehen wir in der jüngeren Hälfte zweierlei reiche aus rundem Kern gebildete Formen mit einander abwechseln.

Die gedrückten Spitzbögen der Arkaden sind reich gegliedert. In geringer Höhe über den Pfeilerkapitellen springen gleichmässig die Console der Gewölbedienste des Mittelschiffs hervor. Zweitheilige Oberfenster mit reich profilirten Wandungen und verschieden gestaltetem Masswerk beleben die Obermauer. Kleinere und im Masswerk dem entsprechend einfacher gehaltene Fenster befinden sich in den einzelnen Traveen der Seitenschiffe. Das Detail ist von vorzüglicher Schärfe, das Laubwerk der Dienstknäufe und eines Theils ihrer Console sowie der Rundpfeilerkapitelle zeigt eine edle stylistische Behandlung von Vorbildern aus der heimischen Flora. Die Basen sind attisch, die Verhältnisse können als mustergültig angesehen werden. Die Profilirungen zeigen im Unterschied zu denen der vorigen Periode eine neue mannichfache Behandlung des Rundstabs und Kreissegments und deren Combination mit Hohlkehle und Schmiege; die eigentliche Birnform tritt erst leise an den Rippen auf. Noch ist auf eine Eigenthümlichkeit aufmerksam zu machen, die Chorin von allen Ordenskirchen allein mit Lehnin theilt, es ist dies das aus Resten noch zu erkennende Vorkommen einer westlichen Empore. Da sich aus den rituellen Gebräuchen für deren Anbringung kein Grund finden lässt, so mag der Umstand, dass beide Gotteshäuser den Landesfürsten als Begräbnissstätten dienten, wohl in irgend einer Weise hierzu Veranlassung gegeben haben. — Auch dem Aeussern verleihen die ansprechenden Verhältnisse ein gefälligeres Aussehen, als bei den meisten Ordenskirchen der Fall. Zwischen den einzelnen Fenstern des Obergadens finden wir je einen dünnen Strebepfeiler, der mit dem Satteldach überdeckt ist, starke Pultdachstreben gliedern die Unterwände. Unter den Fenstern dieser letzteren zieht sich ein Horizontalsims hin. Die Perle des ganzen Baues aber und einzig, nicht in ihrer Art, wohl aber in ihrer Schönheit, ist die Westfront. Auch hier wieder finden wir die beiden thurmartigen Strebepfeiler mit Treppen im Innern. Die hoch über den Schiffen hervorragenden krabbenbesetzten Giebel sind jeder für sich in eine Dreitheilung zerlegt, unter der sich in den Nebenschiffen unmittelbar ein Gurtfries mit deutschem Band hinzieht, während im Hauptraum erst eine reiche Blendarchitektur dazwischen liegt. Drei schlanke Fenster öffnen sich in das Mittelschiff. Unter ihnen liegt jedesmal eine Spitzbogenblende.

Derartige eng an einander gestellte Blenden sind auch das Charakteristische in der Gliederung der Nebenschiffsfronten. Die Kirche ist $215^1/_2$ Fuss lang und beinahe 60 Fuss breit; die Höhe beträgt etwa 56 Fuss bei 29 Fuss Mittelschiffsweite. Die grösste Höhe der Façade ist 92 Fuss.

Gleichzeitig mit Chorin, aber doch kaum noch der Frühgothik zuzutheilen ist der Chorumbau der Kirche von Amelunxborn*), der im Jahre 1309 geweiht wurde und im Grundriss völlig mit Hude übereinstimmt (siehe Fig. 2). Es ist wiederum ein dreischiffiger Bau mit gerader Ostwand. Die Pfeiler sind achteckig mit Kapitellen, die theils mit Laubwerk theils mit humoristischen Figuren (Sphinxen, Waldmenschen u. dergl.) geziert sind; doch ist die Ausführung dieser Details sowohl als die des ganzen Baues eine ziemlich rohe. Das verhältnissmässig reichste ist ein steinernes dreisitziges Presbyterium, welches sich mit den Schranken, die das Altarhaus von den Nebenräumen abgrenzen, erhalten hat. Die Wände sind in unregelmässigem Bruchsteinmauerwerk aufgeführt, aber auch der Quaderbau der Strebepfeiler unterscheidet sich scharf von der viel vorzüglicheren Technik der alten Theile.

II. Entwickelte und späte Gothik.

Nur einen vollständigen Neubau kennt die Zeit der entwickelten Gothik im westlichen Deutschland unter den Kirchen, die den einfachen geradlinigen Grundriss beibehalten: es ist dies die Kirche von Salmansweiler (Salmonsweiler, Salem, Salomonis villa).**) Das Kloster wurde 1137 gestiftet und eine romanische Kirche daselbst in den Jahren 1160 bis 1200 errichtet, die jedoch seit 1282 dem an ihrer Stelle errichteten gothischen „Münster“ weichen musste, welches 1311 vollendet war. Noch in demselben Jahre starb Abt Udalrich von Selfingen, dessen Grabschrift ihn als

---

*) Siehe oben S. 76.

**) Schnaase V. 436. Das Schriftchen Staiger: Salem, Constanz 1863 ist mir unzugänglich gewesen, ebenso die Ansicht bei Bergmann: Samml. der Merkw. des Grossh. Baden. 1825. fol. Die Schilderung des Bauwerks musste sich daher auf einige wenige Notizen beschränken.

den Erbauer der Kirche preist. Der Grundriss zeigt eine geringe Bereicherung gegen Hude und Amelunxborn. Wieder ist der Chor geradlinig geschlossen und Seitenschiffe begleiten im Norden und Süden das Altarhaus; diese aber sind noch durch Kapellen erweitert. Der Aufbau zeigt die Formen der entwickelten Gothik mit reichem Fensterwerk; so im Osten eine grosse Rose, im nördlichen Kreuzflügel ein Prachtfenster.

Abgesehen von diesem Bau ist innerhalb derselben Gruppe die Thätigkeit des Ordens im Herzen Deutschlands nur eine geringe und beschränkt sich auf Umbauten oder Vollendung älterer Kirchen, so die Einziehung von grossen Fenstern in die Ostwand des Altarhauses zu Maulbronn und zu Bebenhausen, Ueberwölbung des Mittelschiffs bei jener, Errichtung des Vierungsthurms bei dieser Kirche, Herstellung der in einer Fehde des Markgraf Bernhard I. von Baden gegen Kaiser Ruprecht verbrannten Kirche von Herrenalb*). Das bedeutendste dürfte die Herstellung des Langhauses der Kirche zu Kappel**) sein, dessen dreischiffiger Pfeilerbau erst in der späteren Zeit der Gothik den älteren Osttheilen angebaut wurde. Die Pfeiler des Mittelraums, fünf auf jeder Seite mit Ausnahme der der Vierung, haben im wesentlichen die Kreuzform, doch sind die Vorlagen in ihrem oberen Theil an den Ecken ausgekehlt und setzen sich so ohne Unterbrechung durch ein Kapitell als Rippen an den Gewölben fort. Auch der untere Pfeilersims, der Kämpferpunkt der Arkaden fehlt. Ziemlich grosse Oberfenster sitzen einzeln in den schlanken Stichkappen der Gewölbe; dicht unter ihnen zieht sich ein einfacher Horizontalsims hin. In den Seitenschiffen sind kleinere Lichtöffnungen angebracht. Die Ostwand des Chorraumes nimmt ein grosses Masswerk-Fenster ein, welches wohl mit dem Langhause gleichzeitig ist; auch im Westgiebel befindet sich über dem Mitteleingang ein langes schmales Fenster. Am Aeussern sind die Wände durch Pultdachstreben gegliedert. Das Detail ist nüchtern und verräth die späte

---

*) Sie wurde im Bauernkriege 1525 schon wieder verwüstet und brannte ein Jahr später ab. Nach mannichfachen ferneren Schicksalen wurde sie in unserem Jahrhundert fast ganz neu aufgeführt und dient jetzt als Pfarrkirche. Schönhuth a. a. O. IV. S. 447 ff.

**) Siehe oben S. 111.

Zeit. Die Nebenschiffe sind aus Bruchsteinmauerwerk, alles andere im regelmässigen Quaderverband hergestellt.

Reicher entfaltete sich die Bauthätigkeit in den Ostländern des Reiches, wo sie eine Menge von Klosterkirchen entstehen liess. Doch ist von diesen im Laufe der Zeit ein Theil wieder zerstört oder durch spätere Zopfbauten verdrängt worden, ein anderer Theil aber bis jetzt kunstgeschichtlich noch so gut wie unbekannt.

In den Backsteinländern ist zunächst die Vollendung der Westtheile von Eldena*) zu erwähnen, die nach den Details zu urtheilen, nicht vor Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts fallen kann. Es haben sich hiervon Reste der achteckigen Pfeiler an der Nordwand des Mittelschiffes, sowie Theile der Westfaçade erhalten. An Letzterer begegnen wir wieder den beiden Strebethürmen, sie sind mit Fensterblenden und Rosetten von glasirten Ziegeln verziert. Zwischen ihnen öffnet sich ein grosses Fenster, dessen Masswerk jetzt zerstört ist, mit reichen Wandungen. (Siehe Fig. 16.)

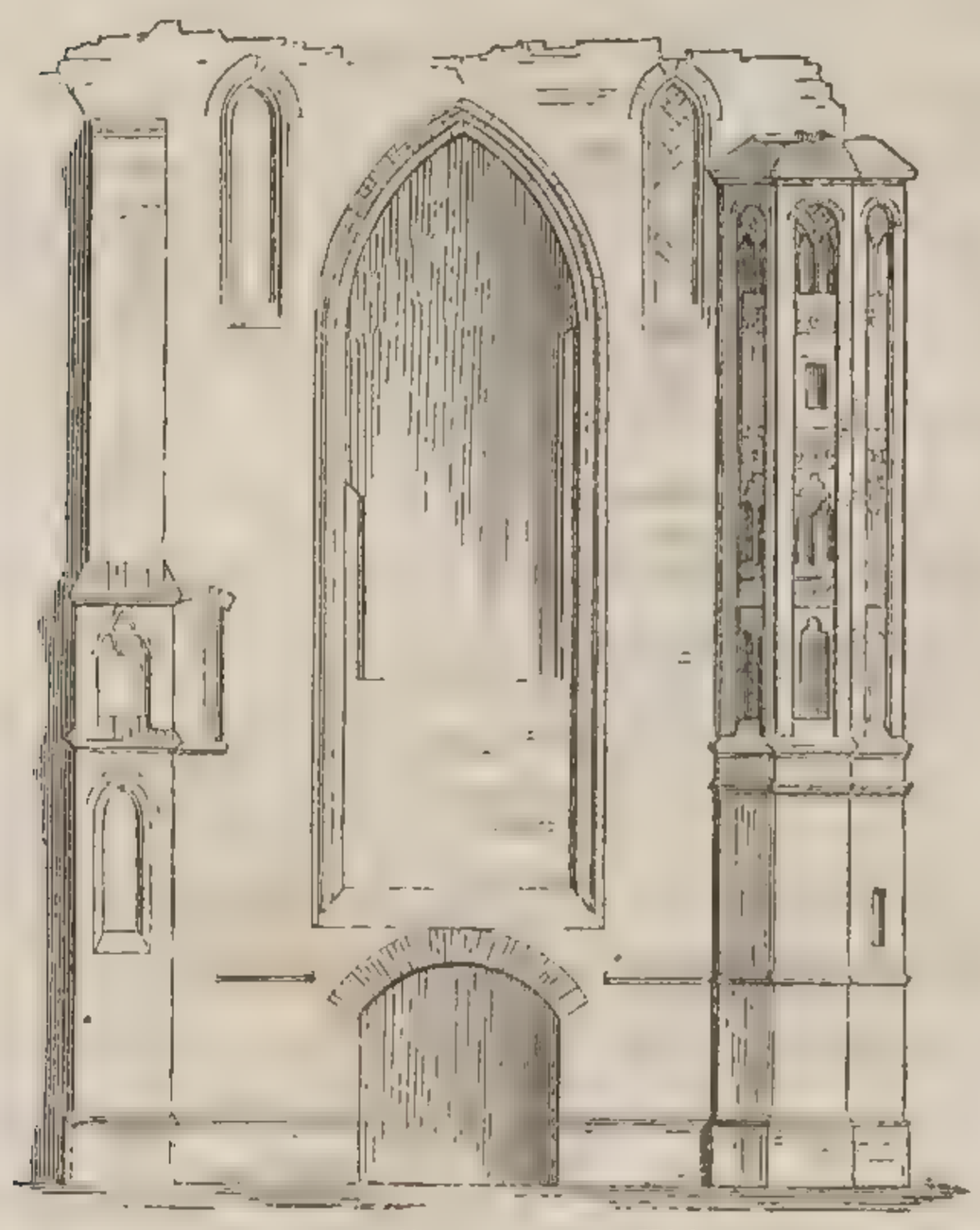

Fig. 16. Façade von Eldena.

Zu Oliva**) machte, wie wir gesehen, der Brand von 1350, der nach altem Berichte nur die „parietes“ der Kirche übrig liess, umfassende Restaurationsarbeiten nöthig, wobei man die Kirche im Osten und Westen um ein bedeutendes vergrösserte, so dass sie die Gesammtlänge von 308 Fuss im Lichten erhielt***). Im Osten schob man das Altarhaus weit hinaus, schloss es statt des früheren Halbrundes aus drei Seiten des Achtecks und legte nach Entfernung der

*) Siehe oben S. 125.

**) Siehe oben S. 123.

***) Es ist dies das Maximum unter den Ordenskirchen, diesem zunächst steht Ebrach 297 Fuss lang und Heisterbach 277 Fuss lang.

Ostkapellen einen Umgang um dasselbe. Auffallend muss es dabei erscheinen, dass die innere Abschlussmauer des Altarhauses von unten an massiv aufgeführt ist, und sich nicht, wie doch sonst üblich, in Bogenstellungen nach dem Umgange öffnet. Ebenso treten in der westlichen Verlängerung, die man der vorhandenen Klosterbaulichkeiten wegen nicht auf das südliche Nebenschiff ausdehnen konnte, an die Stelle der mehr oder weniger quadraten Pfeiler breite Wandflächen, die Arkadenöffnungen selbst sind schmaler, als in den alten Theilen. Während das südliche Seitenschiff mit seinen Gewölben unversehrt geblieben war, scheint das nördliche zerstört worden zu sein, es wurde neu aufgeführt, sehr verbreitert und mit den in den deutschen Ordensländern so beliebten Sterngewölben überdeckt. Ob damals auch das Mittelschiff überwölbt, wissen wir nicht, muss aber der allgemeinen Bausitte nach vermuthet werden, und mögen die steinernen Decken dann 1433 bei einer Invasion der Polen zerstört worden sein, da eine Beschreibung der Kirche aus dem Jahre 1577 von den flachen Decken des Mittelraums redet. Die heutige Wölbung stammt erst aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, die Façade in ihrer jetzigen Gestalt aus dem Jahre 1703, doch gehören die zwei Thürmchen an derselben ihrem Kern nach unserm Restaurationsbau an. Hier wie bei der folgenden Kirche dürfen wir wohl annehmen, dass provinzielle Einflüsse das gewöhnliche Motiv der Façadendecoration bei Backsteinkirchen etwas stärker als sonst üblich betonen liessen, indem wir es hier mit ausgesprochenen achteckigen Thürmen zu thun haben.

Nur wenige Meilen von Oliva liegt die schon der Spätgothik angehörende Kirche von Pelplin*). Das Kloster wurde im Jahre 1174 oder wahrscheinlicher 1190 von Doberan aus gestiftet, daher auch Neu-Doberan genannt, doch erst 1274 an die heutige Stelle verlegt. Nachdem frühere Bauten untergegangen, fand die Vollendung und Weihe der jetzigen Kirche 1472 statt. Sie athmet in all ihren Theilen, trotz der Formen der Spätgothik, die grösste Strenge. Es ist ein dreischiffiger Bau, im Osten platt geschlossen mit elf Gewölbejochen des Mittelschiffes, von denen das sechste und siebente

*) Steinbrück a. a. O. pag. 70 ff. Lotz a. a. O. Reiseskizzen der Berliner Architekten 1858, mit kurzem Text von Lübke, — nicht im Buchhandel.

auf das zweischiffige Querhaus kommt. Die Pfeiler sind durchweg achteckig. Auf fünf von diesen acht Seiten ruht die Obermauer, während die drei übrigen im Mittelschiff als Gewölbeträger an ihr emporgeführt sind. An den Nebenschiffswänden entsprechen den Pfeilern rechtwinklige Vorlagen, die statt eines Kapitells pultdachförmig abgeschrägt, d. h. ganz wie Strebepfeiler gebildet sind, ein Verfahren, das so wenig, wie die schmalen Pfeilergesimse, die ungegliederten Wandungen der zweitheiligen masswerklosen Fenster, sowie der gänzliche Mangel an Decoration im Uebrigen, verbunden mit der Einförmigkeit des Grundrisses von höherer künstlerischer Weihe zeugt. Das hoch über den Seitenschiffen aufsteigende Mittelschiff hat Netz-, die Abseiten Sterngewölbe. Am Aeussern sind alle Theile mit abgetreppten Pultdachstreben besetzt, die an den Ecken, wie bei geradlinigen Abschlüssen gewöhnlich, in die Diagonale gestellt sind. Unter den Dächern der Seitenschiffe liegen Strebebögen verborgen. Vorder- und Hinterfront zeigen je drei theilweis reich gegliederte Giebel, die durch je zwei achteckige Treppenthürme von einander getrennt sind. Die lichte Länge beträgt 212 Fuss bei 79 Fuss Breite und 82 Fuss Höhe.

Im Südosten begegnen wir dann der österreich-böhmischen Gruppe der Hallenkirchen, eine Form, die innerhalb des Ordens nur hier zu allgemeiner Geltung kam, und die in der That ja weit geeigneter für die Pfarrkirchen der Städte, als für Mönchsconvente ist, bei denen die Nebenschiffe nur eine secundäre Rolle spielen. Das höchste Alter unter diesen Bauten scheint das böhmische Hohenfurt *) zu besitzen. Eine Tochter von Wilhering an der Donau wurde das Kloster von einem Herrn von Rosenberg auf einem Hügel über der Moldau inmitten eines waldreichen Gebietes gegründet und 1259 den Mönchen übergeben. Es wird uns aus derselben Zeit bereits von einer Kirchweihe berichtet, doch kann diese dem Style nach nur auf die Osttheile des vorhandenen Gotteshauses bezogen

*) Wocel: Bericht über eine kunstarchaeolog. Reise in Böhmen und Mähren, in den Mitth. der K. K. C. C. 1858; und B. Grueber: Kloster Hohenfurt, ebenda 1861. Necrologium Hohenfurtense bei Jongelinus im Ausz. Siehe auch Millauer: Fragm. aus dem Necrol. des Cist.-Stiftes Hohenfurt in den Abhandl. der Böhm. Gesch. d. Wissensch. VI. 1818/19.

werden. Die Hauptbauperiode fällt vielmehr erst in das vierzehnte Jahrhundert, aus welchem uns mehrfache bedeutende Schenkungen für den Kirchenbau erhalten sind. Die Vollendung muss um das Jahr 1370 fallen *). In die Spätzeit des fünfzehnten Jahrhunderts 1470—80 gehört dann die Ausbrechung grosser Fenster in der Süd- und Westwand des Schiffes. — Der Grundriss zeigt eine neue Variation des ältesten Systems. Nur die aus fünf Seiten des Achtecks geschlossene Chornische springt über die Flucht der Kapellen nach Osten vor, das Altarhaus selbst ist sehr flach. Die beiden äusseren Kapellen ferner sind aus zwei Seiten des Dreiecks geschlossen, eine Ausnahmeform, die sich durch nichts empfiehlt, die auch innerhalb des Ordens nie, in der Architekturgeschichte im Allgemeinen nur äusserst selten wiederkehrt. Das Langhaus zerfällt in fünf gothische Gewölbetheilungen im Mittelschiff. Im Aufbau überrascht zunächst die eigenthümliche Formation der Pfeiler, die in ihrem unteren Theile aus dem einfachen Achteck bestehen, in der Höhe aber durch eine plötzliche Einziehung schwächer werden und theils in eine Kreuz-, theils in eine Sternform umsetzen. Es ist dies eine Art und Weise, die sich in Böhmen öfter wiederholt, und für die wir hier vermuthlich das älteste Beispiel finden. Während die Osttheile sich in ihrer ursprünglichen Form ziemlich rein erhalten haben, leiden die Schiffe sehr unter den Zusätzen der Barockzeit. So sind auch die heutigen Pfeilerkapitelle Zopfzusätze aus Gips; ob unter denselben die ursprüngliche einfache Form erhalten, ist noch nicht ermittelt. Im Ganzen herrscht eine Einfachheit, wie sie kaum weiter getrieben werden kann; und während die Gliederungen der älten Theile durch volle Rundstäbe noch kräftig erscheinen, sind sie in den Westtheilen nur aus leicht geschwungenen flachen Linien gebildet. Dort sind auch die Rippen der Gewölbe leichter und schöner gebildet und ruhen meist auf den Laubkapitellen von Hauptsäulen und Säulenbündeln. Interessant sind die grossen Fenster des fünfzehnten Jahrhunderts, deren reiches Masswerk zwar schon im Detail der einzelnen Pfosten

---

*) Nachdem vorher die Schenkungen „pro structura ecclesiae“ oder „pro fabrica hujus eccl.“ lauteten, finden wir 1369 eine solche für Ausschmückung der Kirche und acht Jahre später für ökonomische Zwecke. 1389 endlich kommt schon eine Stiftung für Ausbesserung der Dächer der Kirche vor.

ziemlich nüchtern und verflacht erscheint, aber dennoch im Grossen und Ganzen die Formen der guten Zeit beibehält. Das mit Ausnahme der Südseite mit Strebepfeilern besetzte Aeussere zeigt die Einfachheit des Innern. Das Hauptgesims besteht nur aus Platte und Einziehung darunter. Im Westen führt unter dem grossen sechstheiligen Mittelfenster jetzt eine Thür in die Kirche, die wahrscheinlich in der ursprünglichen Anlage nicht vorhanden war. Das Material des Ganzen ist Granit, woraus sich die Strenge des Aufbaues erklärt. Um so mehr aber muss die Sorgfalt gelobt werden, mit der in den alten Theilen einzelne Ornamente in den schwer zu bearbeitenden Stein gemeisselt sind, wie denn auch die Pfostenprofile der bescheidenen Masswerk-Fenster hier noch voll und kräftig behandelt sind. Die Ausführung der Umänderungen in spätgothischer Zeit bleibt weit hinter der der älteren Theile zurück. Die Masse der Kirche sind nicht bedeutend, sie hat nur 170 Wiener Fuss Länge bei 58 Fuss Breite.

An der Kirche zu Heiligenkreuz fand schon 1288 ein Neubau des ursprünglichen Chores statt, der 1295 vollendet und geweiht wurde. Dieser aber musste gegen Ende des folgenden Jahrhunderts einem zweiten Umbau weichen*), der heute noch steht. Der Grundriss zeigt die Form von Amelunxborn. Drei Pfeilerpaare, mit Ausnahme der Vierungspfeiler, theilen den Raum in drei mal vier quadrate Felder. Die Stützen selbst nehmen an den achteckigen Kern nach vier Seiten hin Vorlagen von Dienstbündeln für die Gewölbegurtungen. Nur die Ostwand des Mittelschiffes hat ein grosses Fenster, sonst befinden sich in jeder Nebenschiffs-Travee je zwei schlanke gepaarte Fenster, die so weit hinaufreichen, dass ihretwegen die einzelnen Gewölbequadrate in fünf Theile zerlegt sind, so dass der grosse Schildbogen an der Wand in zwei kleinere zerfällt. Die Rippen dieser Gewölbe werden an den Fensterwänden durch Halbsäulen aufgenommen, die mit der entsprechenden Zahl von Diensten besetzt und unmittelbar unter dem Fussgesimse der Fenster auf Console gestellt sind. Die Kapitelle sind einfach und blattlos,

*) Siehe oben Seite 94 u. Essenwein: Die Zeitbestimmung des Chores der Kirche zu Heiligenkreuz in den Mitth. der K. K. 1859. S. 313 ff. Feil: Zur Feststell. der Bauzeit des Chores zu Heiligenkreuz, ebenda 1861. S. 165 ff.

die Arkadenbögen dagegen reich gegliedert. An den Diensten findet sich schon das Birnstabprofil. Wenn dies auch ein untrügliches Zeichen der späteren Zeit ist, so bleibt das Ganze doch noch rein und edel. Das Masswerk der Fenster besteht zum Theil, wie an den alten Partien von Hohenfurt, aus je drei Dreipässen, zum Theil aus anderen Bildungen. Das Aeussere ist mit im Pultdach gedeckten Strebepfeilern besetzt. — Wir haben hier ein Werk der in voller Blüthe stehenden Gothik vor uns, dessen gute Proportionen völlig im Einklang mit den reinen Einzelformen stehen.

Bereits der Spätgothik gehört dagegen die Kirche des 1327 von Heiligenkreuz aus gegründeten Klosters Neuberg*) in Steier an. Die Bauzeit in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ist durch Inschriften am Gebäude selbst gesichert. Schon im Grundriss zeigt dasselbe eine höchst nüchterne Auffassung. Im Osten flach geschlossen, besitzt es kein hervorspringendes Querhaus, vielmehr ist dieses nur durch eine etwas breitere Pfeilerstellung markirt, kommt aber auch so bei der Hallenform weder innen noch aussen zu einiger Bedeutung. Das Ganze ist demnach eine einfache dreischiffige Halle, ohne irgend belebende Unterbrechung oder Gegensätze. Die ihrem Kern nach quadraten, über Eck gestellten Pfeiler sind reich durch Rundstäbe und Einziehungen gegliedert, die Rippenprofile dagegen bereits ungemein schwächlich, die Schlusssteine durch Wappen verziert. Drei gewaltige Masswerk-Fenster erhellen die Ostseite, kleinere befinden sich an den Seitenwänden. Auch sie zeigen den Verfall des Styls. Was bei diesem Bau hauptsächlich der ästhetischen Befriedigung im Wege steht, ist der „Mangel jeder organischen Gliederung und Abstufung des inneren Raumes, da derselbe ohne Unterbrechung in gleichförmiger Weise und dabei auch ohne einen Reiz der Einzelheiten in den Gliederungen durch die Pfeiler von einem Ende zum andern fortgeleitet wird. Auch das äussere, obgleich theilweis reicher ornamentirt, zeigt denselben Mangel.“ Das Bemerkenswertheste bleibt die Façade: Vier Strebepfeiler, die beiden äussern übereck gestellt, gliedern sie in vertikaler Richtung, während zwei Gurtgesimse sie zugleich in drei horizontale Abschnitte zerlegen. Ueber dem Mittel-

*) Heider: Die symb. Darstellung im Kreuzgang der Kirche zu Neuberg in den Mitth. der K. K. C. C. 1856. S. 3 ff.

portale befindet sich eine reiche Fensterrose, während die beiden Seitenfelder durch Spitzbogenfenster belebt werden. Die oberen Felder sind durch Wandgliederungen geschmückt.

Aelter als die zuletzt besprochenen Bauten der Hallengruppe, aber noch zu ihr gehörig, ist die Kirche des 1138 gegründeten Klosters Zwetl (Clara Vallis)*). Dieser Bau aber führt uns zugleich zu der letzten Gruppe, die uns zu betrachten bleibt, über, zu den Kirchen, die den französischen Kathedralgrundriss annehmen. Hier wurde der alte romanische Gewölbebau, von dem eine Weihe aus dem Jahre 1159 bekannt**), seit dem Jahre 1343 von dem Magister Johannes, wahrscheinlich einem Laien, den der Herzog Albrecht von Oesterreich den Mönchen sandte, durch einen gothischen Prachtbau in dem ganzen Reichthum und der Linienschönheit des besten Styls ersetzt. 1348 wurden vier Altäre geweiht. Der allmählige Umbau der ganzen Kirche wurde durch die Ungunst der Zeiten und vielfache Kriege lange unterbrochen, so dass der grösste Theil des Schiffes erst aus spätgothischer Zeit vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts stammt. Ja die alte romanische Façade erhielt sich noch länger und erst Abt Melchior (1706—1747) baute die heutige Westfront. Der Chor und die beiden ersten Gewölbetraveen des Langhauses gehören allein dem Bau des Meister Johannes an. Der Grundriss dieser Theile (siehe Fig. 17) erinnert so schlagend an Notredame in Paris (siehe Fig. 18), dass kein Zweifel darüber sein kann, der Meister habe jenes Werk gekannt und an ihm studirt. Dort finden wir die Vorbilder für die rechteckigen Kapellen und die Fortführung derselben an den Seiten des Langhauses. Zugleich gehört Zwetl zu den ältesten Kirchen Deutschlands, die die Hallenform mit dem Umgang verbinden, nur St. Godehard zu Brandenburg dürfte ein älteres Beispiel hierfür sein. (Siehe Fig. 19.) — Die Art des Aufbaues verräth nicht gerade französische Vorbilder. Oestlich von

---

*) v. Sacken: Das Kloster Zwetl bei Heider und Eitelberger a. a. O. II. S. 37 ff. Taf. 7 ff. Schnaase VI. S. 241 u. 323 f. Primisser u. Hormayr a. a. O. S. 331 ff.

**) Wenn einer alten Zeichnung zu trauen, so war die ursprüngliche Kirche eine dreischiffige Basilika mit kreisrunden Fenstern im Obergaden und halbrund geschlossenem Altarhause.

dem hier gar nicht, in Notredame nur wenig ausladenden Querhause setzt sich zunächst in zwei schmalen Gewölbejochen des Mittelschiffs, die Anordnung, wie sie für das ganze Langhaus beabsichtigt war, fort, d. h. die dreischiffige Hallenform mit rechteckigen Kapellen. Daran schliesst sich der aus fünf Seiten des Achtecks gemachte Chor-

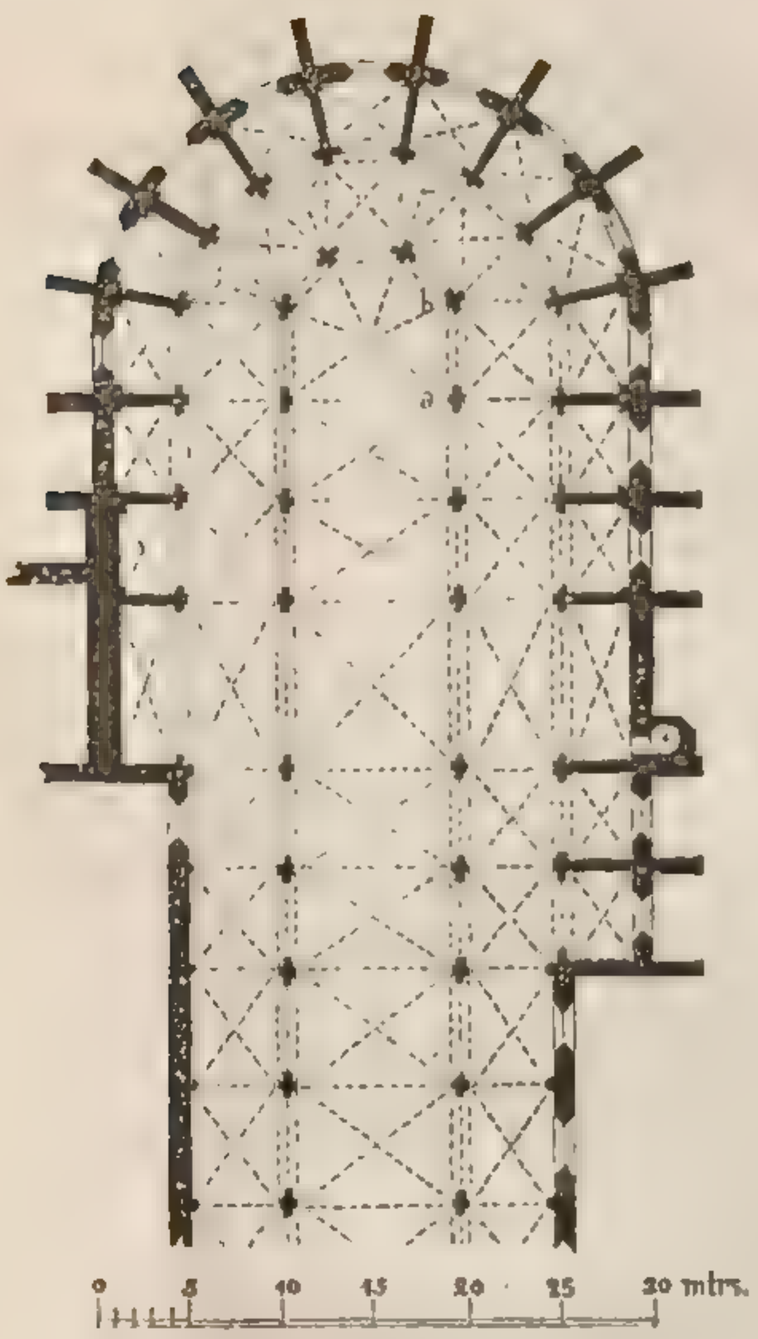

Fig. 17. Grundriss von Zwetl.
(Nach von Sacken.)

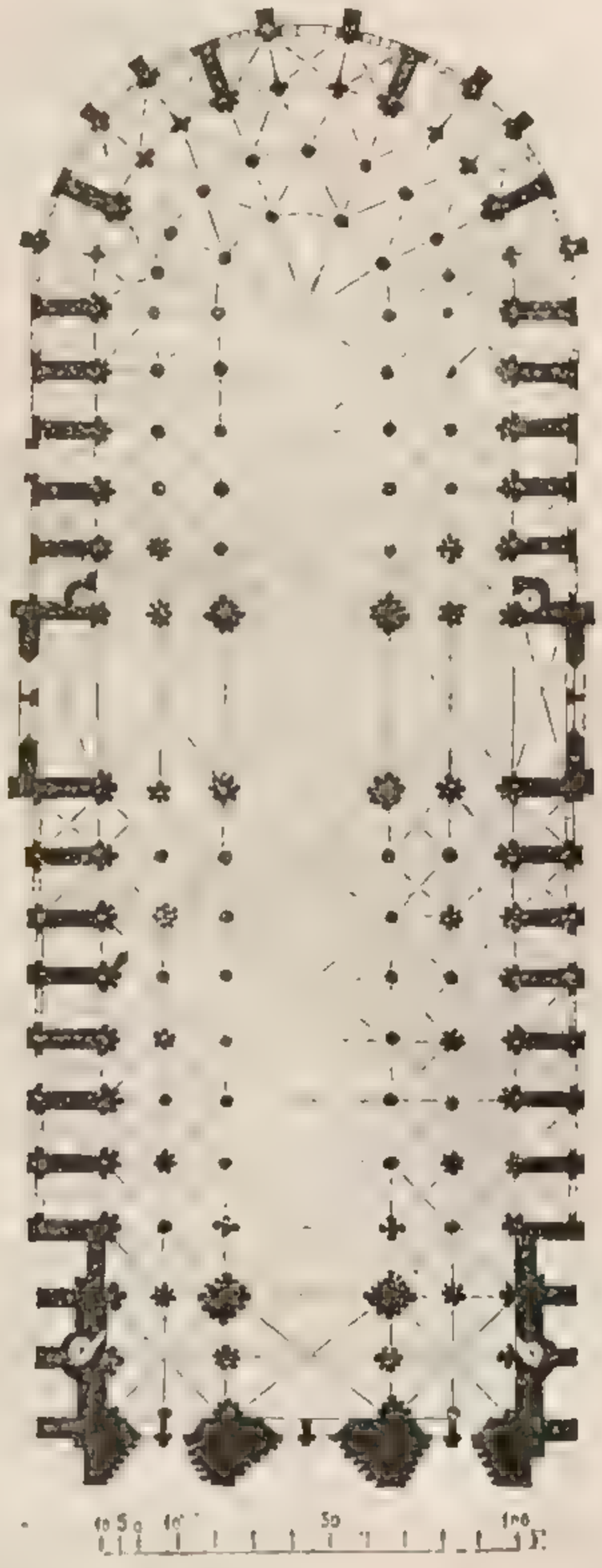

Fig. 18. Grundriss von Notre-Dame zu Paris.
(Aus Lübke a. a. O.)

schluss, um den die Nebenschiffe als Umgang fortgeführt sind. An diesen legen sich die hier trapezförmigen Kapellen nach neun Seiten des Sechszehnecks. Während in dem ganzen übrigen Bau einfache Kreuzgewölbe zur Anwendung kommen, tritt im Umgang ein Wechsel von viereckigen und dreieckigen Feldern ein, wie sie der Uebergang

vom Achteck zum Sechszehneck erfordert. Nur bis zum Querhaus ist die ursprüngliche beabsichtigte Anlage ganz rein zur Ausführung gekommen, im Langhause verhinderte zunächst der ältere Kreuzgang die Anbringung der Kapellen auf der Südseite. Allein auch hiervon

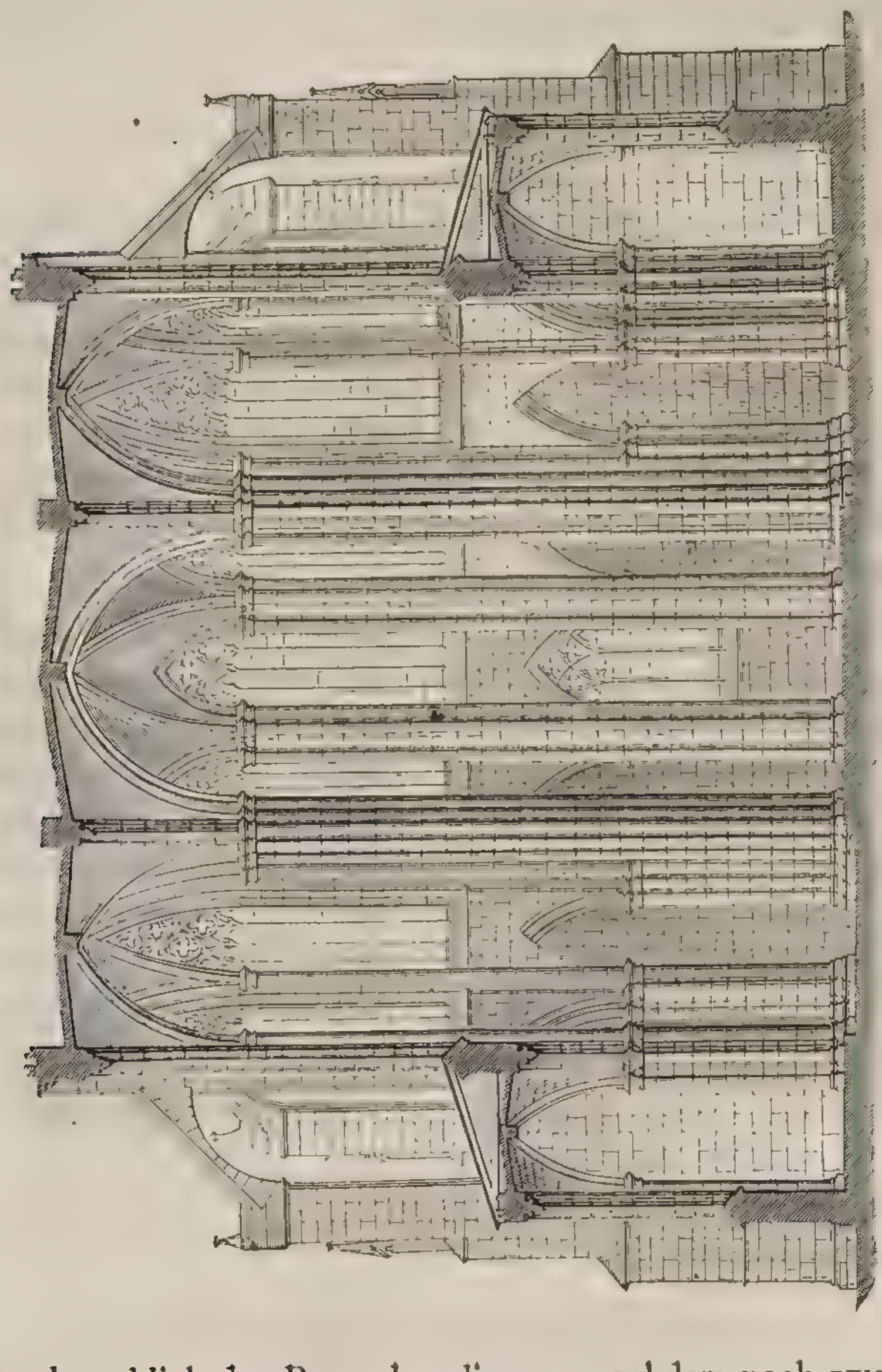

Fig. 19. Chorquerschnitt von Zwetl. (Aus Lübke a. a. O.)

abgesehen, blieb der Bau schon liegen, nachdem noch zwei Joche so aufgeführt waren; die Spätzeit des fünfzehnten Jahrhunderts setzte dann zwei bedeutend breitere Gewölbefelder ohne Kapellen hinzu, an die man im vorigen Jahrhundert einen mächtigen Westthurm legte. —

Was den Aufbau der uns hier nur interessirenden alten Theile betrifft, so zeigt die Pfeilerbildung des Mittelschiffs in ihrem Kern gleich Neuberg die Kreuzform, welche durch vier alte und vier junge Dienste mit den entsprechenden Hohlkehlen dazwischen gegliedert ist und so dem übereck gestellten Quadrat ähnlich wird. (Siehe Fig. 21.) Die Pfeiler des Chlorschlusses sind aus dem Fünfeck gebildet, so dass die dadurch entstehenden fünf alten Dienste die Gurtbogen des Umgangs und je eine Rippe des Altarhauses, zwei junge Dienste ausserdem die Rippen des Umgangsgewölbes tragen. (Siehe Fig. 20.) Wir haben also hier eine höchst organische und constructiv gerechtfertigte Pfeilerbildung vor uns. Die Stützen selbst haben doppelte gothische Basen und schöne Laubwerkkapitelle. Auch das Masswerk der Fenster ist bei reifen Formen streng geometrisch und von guter Zeichnung. Der ganze Bau ist ungemein edel empfunden, ein vorzüglicher künstlerischer Sinn offenbart sich sowohl in den Verhältnissen als in den Einzelformen. Das äussere zeigt das ausgebildete Strebesystem: schmucklose Strebebögen legen sich gegen die mit dem Satteldach gedeckten Pfeiler, vor denen auf einer Abstufung jedesmal eine Fiale steht. Die Breite des Mittelschiffs beträgt 24 Fuss, die jedes Seitenschiffs 18 Fuss, und 9 Fuss die Kapellentiefe. Die Höhe bis unter den Scheitel der Gewölbe ist 70 Fuss.

Fig. 20. Chorpfeiler von Zwetl.

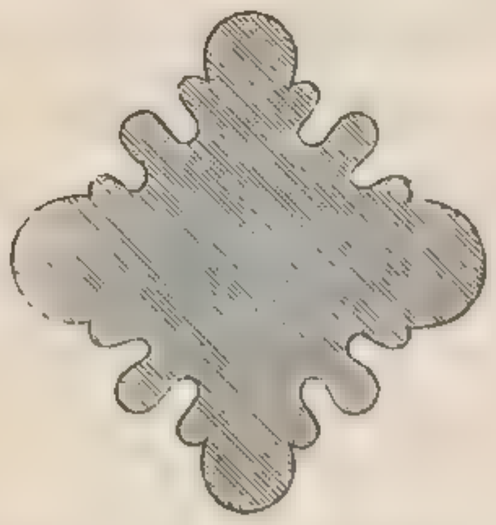

Fig. 21. Schiffspfeiler
(Nach von Sacken.)

Eng mit Zwetl verwandt und nahezu derselben Bauzeit angehörig, ist die Kirche von Kaisheim (Kaisersheim, Caesarea)*) bei Donauwörth. In dem 1133 von Lützel im Elsass aus gegründeten Kloster wurde im Jahre 1183 eine romanische Kirche geweiht, diese jedoch seit 1352 durch einen grossen gothischen Neubau ersetzt, der 1387 geweiht wurde. Viele Meister und Handwerker waren nach

*) Sighart a. a. O. S. 370 ff. Domen. Quaglio: Samml. merkw. Gebäude des Mittelalt. in Deutschl. München 1819, giebt eine perspectivische Choransicht.

altem Bericht während der fünfunddreissig Jahre, die die Herstellung dauerte, als Laienbrüder in den Orden getreten, um den Gottesbau zu fördern. Wir haben es hier also wieder mit einem Producte klösterlicher Kunst zu thun, da sich kaum bezweifeln lässt, dass auch der leitende Architekt ein Mönch gewesen, wenn dies sogar von den Werkleuten berichtet wird. Die Kirche mit acht Gewölbefeldern im Langhause und weit ausladendem Querschiff stimmt in ihrem Chorgrundriss mit Zwetl bis auf die geringen Abweichungen überein, dass die Trennungsmauern der Kapellen fortfallen, d. h. also an ihre Stelle ein zweiter Umgang tritt, und dass der Schluss des Altarhauses aus sieben Seiten des Zwölfecks (statt $^5/_8$), so wie der des Umgangs aus elf Seiten des Zwanzigecks (statt $^9/_{16}$) gemacht ist. Der Aufbau kehrt zur basilikalen Form zurück. So wenig diese Umänderungen auch das Wesen der Sache treffen, so darf man deshalb doch nicht auf directe Verwandtschaft beider Bauten schliessen. Das tertium comparationis bleiben vielmehr die französischen Kirchen, an denen beide Architekten lernten, um dann selbstständig und völlig unabhängig von einander ihre Studien zu verwerthen, wobei dem Meister Johannes, was Ausbildung des Details und Gesetzmässigkeit des Ganzen betrifft, der Vorrang vor dem Kaisheimer Meister gebührt. Immerhin gehört auch dessen Werk zu den besten Erzeugnissen der Gothik auf bayerischem Boden. — Die Mittelschiffspfeiler sind im Langhause quadratisch, nehmen im Chor aber eine herzförmige Gestalt, die Spitze nach dem Umgange zu gerichtet, an, mit je drei Diensten im Altarhause. Die beiden Nebenschiffe werden durch Rundsäulen von einander getrennt, deren Basen ebenso wie die der entsprechenden Dienste noch romanisirende Eckblätter zeigen. Dagegen haben die Pfeiler bereits sämmtlich keine Kapitelle mehr. Das Masswerk der Fenster bewegt sich schon theilsweis in nüchternen Formen. Die Console der Gewölberippen sind mit allerhand phantastisch wilden Gestalten, wie gehörnten Teufeln, bärtigen Waldmenschen, Drachen und anderen Ungethüm verziert, ein deutliches Zeichen, dass die Zeiten alter Gesetzesstrenge vorüber sind. Die Gewölbe sind meistentheils einfache viereitige Kreuzgewölbe, nur das südliche Seitenschiff zeigt reichere Formen, ebenso der innere Umgang, in dem die einzelnen unregelmässigen Vierecke in je zwei

Dreiecke zerlegt und diese mit den entsprechenden dreiseitigen Kreuzgewölben überdeckt sind. Das Aeussere hat in den Obertheilen einfache Pultdachstreben, in den Nebenräumen abgetreppte Pfeiler, über deren Satteldach eine kurze Fiale aufsteigt. Ueber der Vierung befindet sich ein reicher achteckiger Thurm, der seit 1540 seine Spitze verloren hat. Die Westfaçade ist verzopft. Zum Bau verwendet wurde ein grauer Sandstein.

Aelter als diese Werke, dagegen im Grundriss unabhängig von aller Ordenstradition und sicher die Schöpfung eines Laien, ist der gothische Neubau der schon oben erwähnten Kirche von Altenberg.*) Das Kloster erfreute sich der besonderen Gunst der Cölner Erzbischöfe, von denen mehrere hier begraben wurden; und so legte denn auch Conrad von Hochstaden am 3. März 1255 in Gegenwart vieler Grossen u. A. des Herzogs von Limburg und des Grafen v. Berg, die acht Jahre früher der gleichen Feierlichkeit am Dom zu Cöln beigewohnt, den Grundstein für einen gothischen Neubau. Die Ausführung geschah durch die Cölner Hütte, und entstand der Plan, wenn vielleicht auch nicht durch die Hand des Meisters Gerhard v. Rile selbst, so doch sicher durch einen von ihm gebildeten Schüler. 1265 schon konnte ein Theil des Chores zum Gottesdienste benutzt werden. 1276 war der ganze Chor vollendet. Querschiffe und Anfang des Langhauses folgten unmittelbar darauf, dann aber trat eine Unterbrechung im Bau ein, bis derselbe auf den Antrieb des im Kloster lebenden Bischofs Wigbold von Culm vollendet und 1379 feierlich geweiht wurde. Nach der Aufhebung des Klosters verwüstete in unserm Jahrhundert ein Brand die Kirche, die in Folge dessen 1835 bis 1847 einer umfassenden Restauration unterworfen wurde. — Der Bau erweist sich im Grundriss und Aufbau als eine Reduction des Cölner Doms; hat dies Vereinfachen des grossen Kathedralplans also mit den zuletzt besprochenen Bauten von Zwetl und Kaisheim gemein, geht aber völlig selbstständig dabei zu Wege und

---

*) Corn. Schimmel: Die Cist.-Abt. Altenberg. Münster fol. v. Zuccamaglio: Gesch. u. Beschreib. des Klosters Altenberg. 1836. Organ f. christ. Kunst 1857. S. 26 ff. Mertens u. Lohde: Die Gründ. des Cölner Domes und der erste Dombaumeister bei Erbkam: Bauz. 1862. S. 163 ff. Kugler a. a. O. S. 215 f. Schnaase V. S. 544 f.

löst sich von der Tradition der Ordensbauten. Der wesentlichste Unterschied des Altenberger Grundrisses gegen den von Cöln ist, dass das Langhaus nur drei Schiffe hat und durch den Wegfall der Thürme in acht statt in sechs Gewölbe-Traveen zerfällt. Das Querhaus ist hier wie dort dreischiffig, der Chorplan gleichfalls im Wesentlichen derselbe und nur um ein Joch verkürzt. Wichtig ist die Reduction der Bündelpfeiler in einfache mehr französische Rundsäulen, nur die Vierungspfeiler nehmen an dem runden Kern vier alte und vier junge Dienste. An den Wänden entsprechen Halbsäulen den Pfeilern als Träger der Gewölberippen. Im Aufbau besonders zeigt sich die geniale Hand des Meisters in den ungemein edlen Verhältnissen so wie in der Schönheit der Linien, die den Bau auch für unsere Zeit zu einem empfehlenswerthen Vorbilde machen. Auf den Kapitellen der schlanken Rundpfeiler setzen ausser den reichgegliederten Gurtbögen der Arkaden zugleich ohne weitere Basis die Dienstbündel der Gewölberippen auf. Der Raum zwischen den Arkaden und den Oberfenstern ist durch eine viereckig eingerahmte Galerie, ähnlich, wie wir es zu Cöln finden, belebt. Der Gurtsims, auf dem diese Gallerie aufsetzt, ist einfach gehalten. Die Gewölbe selbst steigen schlank auf. Blattornament findet sich nur im Chor- und Querhaus an den eleganten Kapitellen der Dienste und Rundsäulen. Die Profile der Gewölberippen wie die der Fensterpfosten zeigen die kräftigen Formen der guten Gothik. In dem Masswerk fallen im Langschiff die Kapitelle der einzelnen Pfosten fort, auch tritt hier das Nasenwerk auf. Offenbar der letzten Bauperiode 1375 bis 79 aber gehören die Füllungen der grossen Giebelfenster an, von denen namentlich das achttheilige in der Westfront nicht mehr überall die streng geometrische Zeichnung wahrt. Die Fensterwandungen sind innen und aussen mehrfach gegliedert. Das Aeussere erscheint ohne weiteren Schmuck, doch ist durch die belebenden Masswerk-Fenster sowie durch die wenn auch einfach doch leicht gehaltenen Strebepfeiler und die Schlankheit des Aufbaues, namentlich des hoch hinaufreichenden Mittelschiffes, der Eindruck des Schwerfälligen ganz überwunden und macht einer nicht zu leugnenden Anmuth Platz. Ueberraschend klein, ohne jede weitere Betonung erscheinen die Portale, eins im Westen, eins im Kreuzgiebel,

so recht die Ordenskirche charakterisirend. Die Totallänge des Innern beträgt $247^1/_2$ Fuss bei beinahe 60 Fuss Breite, die Höhe bis unter den Scheitel der Gewölbe $82^1/_2$ Fuss. Das Material ist durchweg Quadersandstein.

Gleich Altenberg sind die beiden Kirchen der mecklenburgischen Klöster Doberan und Dargun durch die Bauweise ihrer provinziellen Laienschule bedingt, mit deren anderweitigen Leistungen sie genau übereinstimmen, und hängen nur in den Hauptpunkten mit den Baugewohnheiten des Ordens zusammen. Das Kloster Doberan*), bis ins sechszehnte Jahrhundert hinein die Begräbnissstätte der mecklenburgischen Fürsten, wurde etwa eine halbe Stunde von der jetzigen Stelle, dem heutigen Althof, 1171 von den Cisterciensern gegründet, nachdem schon seit dem Jahre 1164 eine Kapelle dort vorhanden gewesen. Die von Amelunxborn kommenden Mönche mussten jedoch schon acht Jahre später bei einem Ueberfalle der Wenden fliehen, wobei der Abt ermordet und die Niederlassung zerstört wurde. 1189 fand dann eine neue Colonisation statt, aber bald nachher (1192) verlegte man das Kloster an die heutige Stelle, wo es nunmehr zu raschem Aufschwung gelangte, und wo 1232 eine Kirche urkundlich geweiht wurde. Nach einem Brande im Jahre 1291 begann man etwa 1310 einen Neubau des Ganzen, bei dem nur in der Façade alte Reste erhalten wurden. 1368 war derselbe vollendet und fand die Weihe statt. Doberan bildet in der Gruppe von Ziegelbauten, wie sie im nördlichen Deutschland zuerst in der Marienkirche zu Lübeck nach flandrischen Vorbildern auftritt, in Hinsicht auf Schönheit und Vollendung das werthvollste Glied und ist zugleich ein Bau, der auf dem Höhepunkte der Gothik steht. Der Grundriss, ganz ein Product der localen Schule, zeigt ein Mittelschiff von zehn Pfeilerpaaren, in dem die fünf westlich vom Querhause liegenden Gewölbefelder breiter gespannt sind als die östlich davon liegenden. Der Kreuzarm ist zweischiffig mit niedriger Abseite im Osten. Um den aus fünf Seiten

*) Lübke: Fünf Cist.-Kirchen a. a. O. Ders.: Eine Reise in Mecklenburg im Deutsch. Kunstblatt 1852. S. 314 ff. Lisch: Jahrb. etc. IX. 408 ff. XIV. 351 ff. XIX. 342 ff. XXVIII. S. 233 ff. Nipperdey: Goth. Rosetten etc. aus der Kirche zu Doberan. Schnaase VI. S. 342 ff. Essenwein a. a. O. Steinbrück a. a. O. S. 72 f.

des Achtecks geschlossenen Chor legen sich die Nebenschiffe als Umgang, nach dem sich die fünf flachen nur aus drei Seiten des Sechsecks gebildeten Kapellen öffnen. In dieser besonderen Behandlung der Osttheile besteht gerade die wesentlichste Eigenthümlichkeit der Schule. Die Pfeiler sind quadratisch mit engagirten Ecksäulchen und halbrunden mit je fünf Birnstabdiensten besetzten Vorlagen. (Siehe Fig. 22.) Diese Dienstbündel sind im Mittelschiff unterhalb des Arkadensimses nach alter Citerciensersitte verkröpft. Die Ueberdeckung geschieht mit einfachen Kreuzgewölben, deren Rippen als Rundstäbe behandelt sind. Einen Misston in die so fein empfundene Harmonie des Ganzen bringt allein die sonderbare Behandlung des Kreuzschiffes, dessen Bedeutung für die Gesammtwirkung sehr beeinträchtigt ist. Die Pfeilerstellung und Arkatur des Mittelschiffes setzt sich nämlich durch die Vierung fort, und sind in dieser die Spitzbögen mit einer horizontal abgedeckten Wand übermauert; so dass man nur in den oberen Theilen den freien Einblick in die Kreuzarme hat. Auch hierfür ist die Lübecker Marienkirche das Vorbild. — Das Detail zeigt die reinste Formvollendung, die vorzüglichste Durchführung. An den Kapitellen der Pfeiler und Dienste sowie an den Consolen prangt eine stylvoll-naturalistisch behandeltes Laubwerk von höchster Schönheit der Zeichnung. Ein ähnliches Lob verdienen die einfachen Profilirungen an Basen, Fensterwandungen, Simsen u. s. w. Nur das Masswerk der Fenster ist auch hier meistentheils in der wenig ansprechenden Weise des Ziegelbaues gebildet: dreitheilig mit einfachen Spitzbögen abschliessend. An den Pfosten finden sich jedoch noch einfache Kapitelle, während diese an dem mit Doberan auf das engste verwandten Dome von Schwerin schon fehlen. Interessant ist noch der achteckige Mittelpfeiler in dem einen Querarm durch seine übergrosse Schlankheit, sowie durch Reste seiner

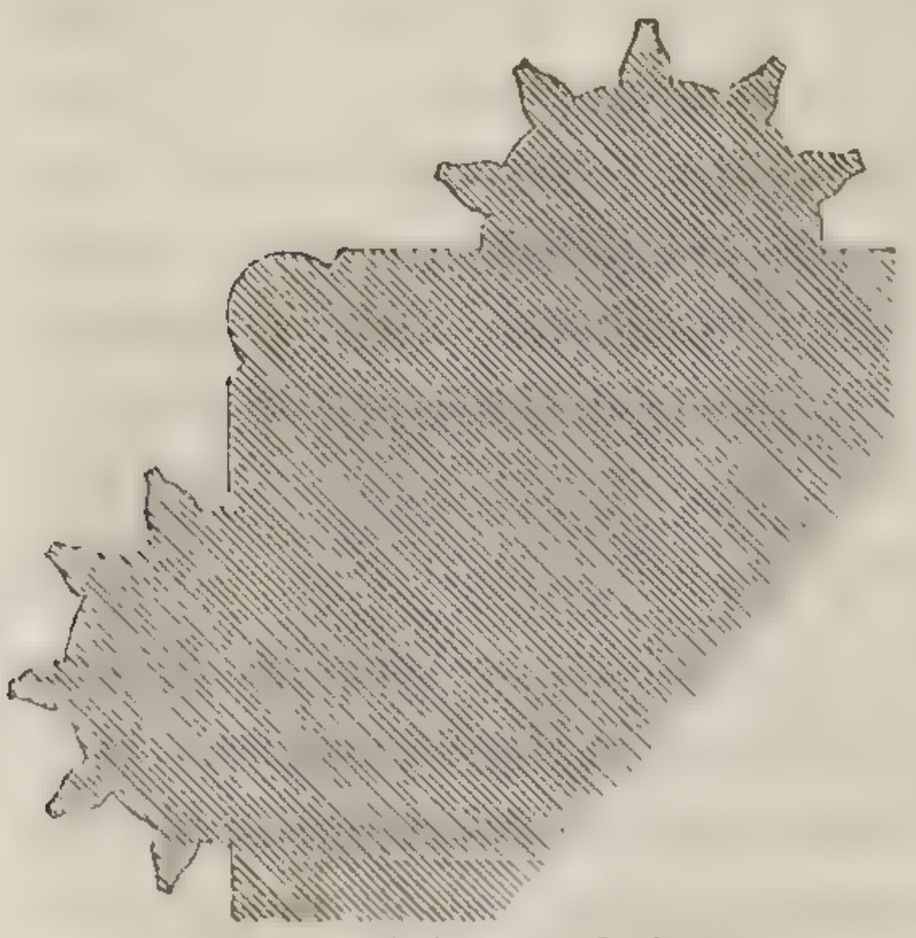

Fig. 22. Pfeiler von Doberan.
(Aus Lübke a. a. O.)

alten teppichartigen Bemalung, in der die Muster dadurch hergestellt waren, dass jeder Ziegel mit einer bunten Farbe bemalt war. Die ganze Kirche war ursprünglich auch im Innern im Rohbau hergestellt. Am Aeussern bildet ein aus schwarz glasirten Formsteinen hergestellter Kleebogenfries, der sich scharf von dem weissen Grunde abhebt, das Hauptgesims. Einfache einmal abgetreppte Pultdachstreben gliedern die Wände, Strebebögen fehlen. An der Westfaçade finden wir ein vermauertes Rundbogenportal und ebenso Spuren eines älteren abgetreppten Giebels — Reste des früheren Baues. Hervorzuheben ist endlich noch, dass die Chorkapellen durch ein gemeinsames Dach überdeckt sind. Man ermöglichte dies, indem man von den die einzelnen Kapellen trennenden Strebepfeilern flache Bögen nach den nächsten Polygonseiten spannte. Es ist dies ein Verfahren, welches sich auch ausserdem in jenen Gegenden wiederholt, und welches offenbar praktisch aber nicht gerade schön ist, indem dadurch die malerische Wirkung der einzeln herausgebauten Kapellen vernichtet wird. Die Höhe der Kirche ist bei 250 Fuss lichter Länge bedeutend, sie beträgt 96 Fuss.

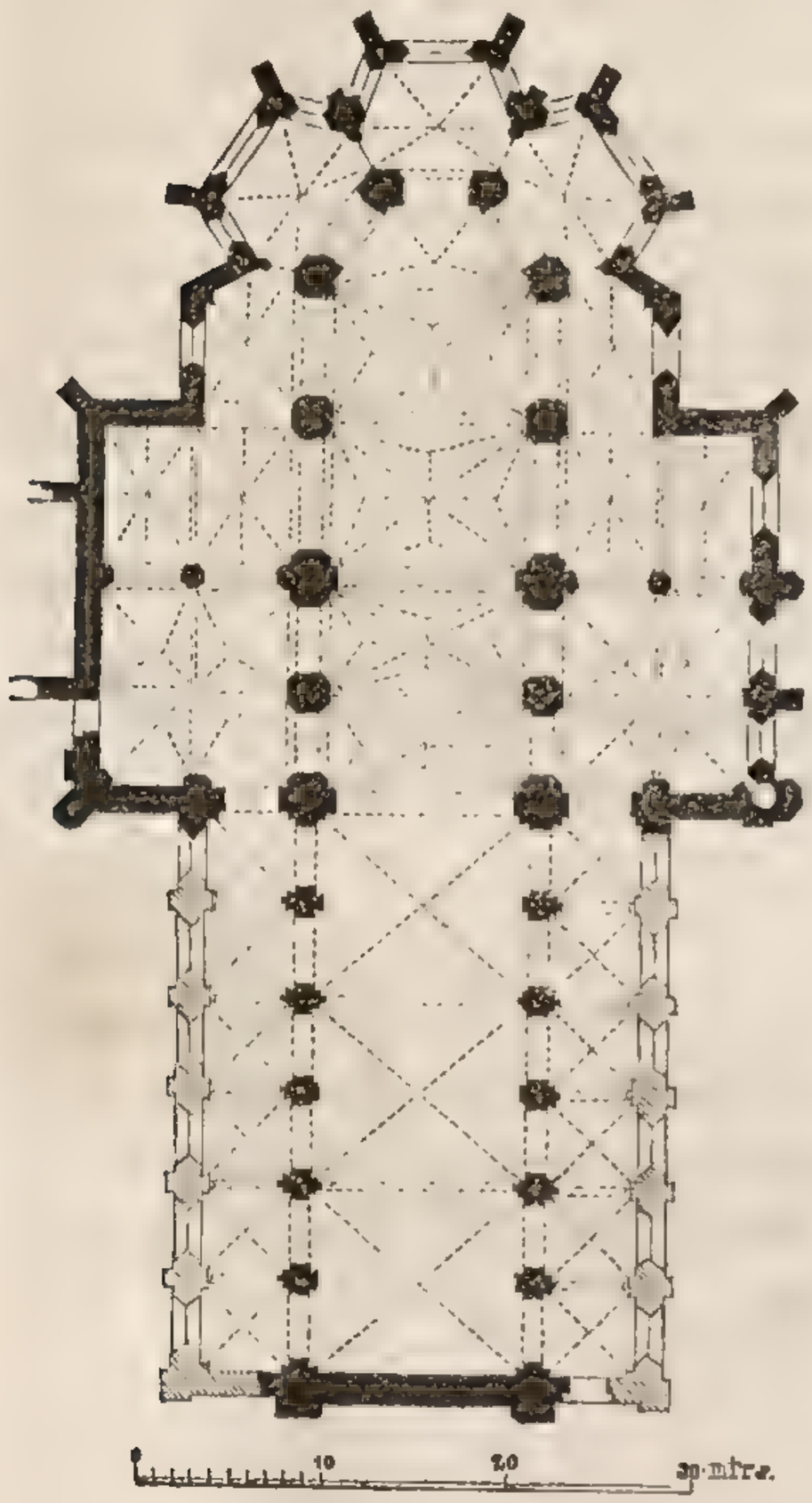

Fig. 23. Grundriss von Dargun.

Eng verwandt mit Doberan ist der Chorbau der Kirche von Dargun.*) Von einem älteren Kirchenbau des Uebergangstyls in

*) Steinbrück a. a. O. S. 67 ff. Lisch a. a. O. VI. 89. ff. XII. 471 ff. XVI. 215 ff. XXVIII. 233 ff. Die Kirche ist kunstgeschichtlich noch wenig bekannt, die hier mitgetheilte Zeichnung so wie mannichfache Notizen an verschiedenen Stellen der Arbeit verdanke ich der Güte des Herrn Professor Adler in Berlin.

gebundenem Systeme aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hat sich jetzt nur noch das Mittelschiff des Langhauses mit seinen abgetreppten Kreuzpfeilern und Halbsäulen-Vorlagen erhalten, die Seitenschiffe sind im Lauf der Zeiten zerstört, besassen aber, wie noch Spuren in dem Mauerwerk des Mittelschiffes zeigen, über jeder Travee selbstständige Satteldächer, eine Anordnung, die wahrscheinlich von dem Magdeburger Dome hierher gelangt ist. In den Schildbögen des Obergadens befinden sich je zwei gepaarte Spitzbogenfenster mit schrägen Wandungen. Das Ganze ist äusserst einfach, höchst klar im Princip, aber ohne grossen künstlerischen Werth. Die Arkadenbögen sind mehrfach abgetreppt, die Gesimse bestehen aus sehr einfachen Profilen, die Rippen der Gewölbe sind einfach rechteckig gebildet. Der Chor hat einem Umbau des vierzehnten Jahrhunderts weichen müssen, der jedoch schon 1464 bis 79 in mehreren Theilen restaurirt wurde. Der Grundriss (siehe Fig. 23) zeigt wieder den Typus der Schule, unterscheidet sich jedoch von Doberan insofern, als hier, wie zu Lübeck, der Schluss nur aus drei Seiten des Achtecks gemacht ist, denen auch nur drei Kapellen entsprechen. Ferner fällt der Mittelpfeiler des Querschiffs hier fort, dagegen geht hier wie dort die Arkatur auch durch die Vierung, und tritt eine östliche Abseite an den Kreuzflügel. Die Pfeilerbildung bleibt hinter der Doberaner zurück, sie ist einfach achteckig, in der Vierung kreuzförmig mit abgeschrägten Ecken. An den Kreuzflügeln traten wieder die oft erwähnten achteckigen Thürmchen an die Stelle der Strebepfeiler, die sonst die Osttheile gliedern; sie sind mit schwarz glasirten Rosetten verziert. Die Ueberdachung des Kapellenkranzes zeigt dieselbe Lösung wie zu Doberan.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

III.

Filiations-Tabellen.

Das Filiations-Verhältniss ist mir unbekannt geblieben bei folgenden Klöstern:

1.	**Rayn,**	gegründet	1130,	Diöc.	**Salzburg.** *(Unbekannt.)*
2.	**Sittich,**	„	1135,	„	**Laibach.** *(Unbekannt.)*
3.	**Walderbach,**	„	1143,	„	**Regensburg.** *(Unbekannt.)*
4.	**Thennenbach,**	„	1156,	„	**Constanz.** *(Uebergangstyl.)*
5.	**Locus sacer,**	„	1157,	„	**Prag.** *(Unbekannt.)*
6.	**Hude,**	„	?	„	**Bremen,** erb. 1236—c. 1290. *(Goth.)*
7.	**Kappel,**	„	1185,	„	**Constanz.** *(O. Th. Uebergangstyl, W. Th. Gothisch.)*
8.	**H. Dreifaltigk. in W. Neustadt,**	„	1217,	„	**Passau.** *(Gothisch.)*
9.	**Engelszell,**	„	1293,	„	**Passau.** *(Unbekannt.)*

Die Notiz „unbekannt" in den Tabellen bezeichnet, dass der bauliche Zustand der Kirchen mir unbekannt geblieben.

Die Abkürzungen O. Th. = Osttheile.
W. Th. = Westtheile.
D. = Diöcese.
Erb. = Erbaut.
G. = Gegründet.
† = geweiht.

„Modern" sind alle die Kirchen genannt, deren Erbauungszeit in die Periode der Renaissance und deren Ausläufer fällt.

Klöster der Linie Clairvaux.

1. Generation. **Citeaux.** Gegründet 1098.

2. Generation. **Clairvaux.** Gegr. 1115.

3. Generation.

Himmetrode. Diöc. Trier. Gegr. 1134 od. 38. *Zerstört.*

Eberbach. D. Mainz. G. 1135. Erb. 1158—†1186. *Romanisch.*

Colbatz.? D. Cammin. Gegr. 1159, 63 od. 73. Erb. nach 1250. *Uebergangstyl.*

Ourscamp. D. Noyon. G. 1129.

Alta Cumba. D. Genua. G. 1135.

Esrum. D. Roschild. G. 1151 od. 53.

4. Generation.

Heisterbach. D Cöln. G. 1188. Erbaut 1202—1233. *Uebergangstyl.*

Schönau. D. Worms. Gegr. 1144. *Zerstört.*

Otterberg. D. Mainz. Gegr. 1145. Erb. circa 1200—77. *Uebergangstyl.*

Arnsburg. D. Mainz. Gegr. 1174. Erb. um 1215 c. *Uebergangstyl.*

Oliva. D. Leslau. Gegr. 1178. Erb. seit 1253. Renov. 1350—55. *Uebergangstyl, gothisch umgebaut.*

Marienwalde. D. Cammin. G. 1188. *Gothisch.*

Himmelstädt. D. Cammin. G. 1303, bezog. 1370. Erb. seit 1370. *Gothisch.*

Beaupré. D. Besançon.? G. 1135.

S. Angelicoen. D. Constanz. G. 1198. *Unbekannt.*

Eldena. D. Cammin. G. um 1200. Erb. seit 1260 u. um 1400. *O. Th. Uebergangstyl. W. Th. Gothisch.*

5. Generation.

Marienstadt. D. Trier. G. 1215. Erb. 1227—†1330. *Gothisch.*

Walverberg. D. Cöln. Gegr. ? Ursprünglich Cist. Nonnen, dann Cist. Mönche, zuletzt Jesuiten. *Unbekannt.*

Bebenhausen. D. Constanz. G. 1188. Erb. 1190? bis †1227. *O. Th. Romanisch. W. Th. Uebergangstyl.*

Dissibodenberg. D. Mainz. Gegr. 1259. Erb. circ. 1150 von Benediktinern. *Zerstört.*

Baumgartenberg. D. Strassburg. G. 1146.

Klöster der Linie Morimond. Tabelle A.

Bis zum Jahre 1440.

1. Generation. **Citeaux.** Gegründet 1098.

2. Generation. **Morimond.** Gegr. 1115.

3. Generation. **Altencamp.** Diöc. Cöln. Gegr. 1122. Erb. um 1150. *O. Th. Romanisch. Modern.*

4. Generation.

- **Amelunxborn.** Diöc. Hildesheim. Gegr. 1125. Erb. XII. Jhrh. u. 1309 †. *O. Th. Gothisch. W. Th. Romanisch.*
- **Walkenried.** Diöc. Mainz. Gegr. 1227 od. 28. Erb. 1207—90 †. *Uebergangstyl.*
- **Volkenrode.** Diöc. Mainz. Gegr. 1131. Erb. 1140 †. *O. Th. Roman. Zerstört.*
- **Hardehausen.** D. Paderborn. Gegr. 1140. Erb. circa 1150—75. *Zerstört.*
- **Riddagshausen.** D. Halberstadt. G. 1145. 1278 †. *Uebergangstyl.*
- **Michaelstein.** D. Halberstadt. G. 1146. *Zerstört.*
- **Neucamp.** D. Schwerin. G. vor 1231. *Zerstört.*

5. Generation.

- **Doberan.** D. Schwerin. G. 1171. Erb. c. 1310—1368 †. *Gothisch.*
- **Porta.** D. Naumburg. G. 1132. Erb. (1175.) 1251—1268—XIV. Jahrh. *Gothisch. (Romanische Reste.)*
- **Sittichenbach.** Diöc. Halberstadt. G. 1141. *Zerstört.*
- **Waldsassen.** Diöc. Regensburg. Gegr. 1133. *Modern.*
- **Loccum.** D. Minden. Gegr. 1163. Erb. 1240—1277. *Uebergangstyl.*
- **Reiffenstein.** D. Mainz. Gegr. 1162. *Zerstört.*
- **Dobrilugk.** D. Meissen. G. um 1180. Erb. um 1270. *Uebergangstyl.*
- **Marienfeld.** D. Münster. G. 1185. Erb. circa 1200—†1222. *Uebergangstyl.*
- **Bredelar.** D. Paderborn. Gegr. 1196. *Unbekannt.*
- **Waldhausen.** D. Passau. Gegr. 1320. *Unbekannt.*
- **Hiddense.** D. Roschild. G. 1269. *Zerstört.*

6. Generation.

- **Dargun.** D. Schwerin. G. 1172. Erb. c. 1230. XIV. Jhrh. und 1464—79. *O. Th. Gothisch. W. Th. Uebergangstyl.*
- **Pelplin.** D. Leslau. G. 1190. Erb. 1472 †. *Gothisch.*
- **Leubus.** D. Breslau. G. 1175. *Uebergangstyl.*
- **Altenzelle.** D. Meissen. G. 1175. Erb. 1197 †. *Zerstört.*
- **Stolpe.** D. Cammin. 1304 den C. übergeben. *Zerstört.*
- **Buch.** D. Meissen. G. 1170 od. 1180. *Unbekannt.*
- **Lehnin.** D. Brandenburg. G. 1180. Erb. 1180—1272. *O. Th. Romanisch. W. Th. Uebergangstyl.*
- **Grünhayn.** D. Naumburg. G. 1236. *Zerstört.*
- **Sedletz.** D. Prag. Gegr. 1143. *Unbekannt.*
- **Osseck.** D. Prag. G. 1207. *Modern.*
- **Vlotho.** D. Minden. G. 1258 für C. Nonnen. *Unbekannt.*
- **Reinfeld.** D. Lübeck. Gegr. 1186. 1190 od. 1210 † 1190 und 1235. *Zerstört.*

7. Generation.

- **Heinrichsau.** D. Breslau. G. 1227. *Modern.*
- **Camenz.** D. Breslau. G. 1249. *Modern.*
- **Neuzelle.** D. Meissen. G. 1230 od. 1268. *Modern. (Gothische Reste.)*
- **Chorin.** D. Brandenb. G. 1254. Erb. circa 1272—1325. *Gothisch.*
- **Paradies.** D. Posen. Gegr. 1234 od. 1237. *Unbekannt.*
- **Himmelpfort.** D. Brandenburg. Gegr. 1299. *Gothisch.*
- **Königsaal.** D. Prag. G. 1292. Erb. 1297—1329. *O. Th. Uebergangstyl. W. Th. Gothisch.*
- **Skalitz.** D. Prag. G. 1357. *Unbekannt.*

8. Generation.

- **Grüssau.** D. Breslau. G. 1294. *Modern.*

Klöster der Linie Morimond. Tabelle B.

Bis zum Jahre 1440.

1. Generation. **Citeaux.** Gegründet 1098.

2. Generation. **Morimond.** Gegr. 1115.

3. Generation.

Ebrach. Diöc. Würzburg. Gegr. 1126. Erb. circa 1200 — †1285. *Uebergangstyl.*

Altenberg. D. Cöln. G. 1133. Erb. 1255 — 1379. *Gothisch.*

Heiligenkreuz. D. Regensburg. G. 1134. Erb. 1187 † bis Anfang XIII. Jahrh. u. Ende XIV. Jahrh. *O. Th. Gothisch. W. Th. Romanisch.*

Georgenthal. D. Mainz. G. 1141. Erb. um 1200. *Zerstört.*

4. Generation.

Heilsbronn. D. Bamberg. G. 1132. 1150 †. *O. Th. Gothisch. W. Th. Romanisch.*

Lankheim. D. Bamberg. G. 1132. *Unbekannt.*

Nepomuc. (Kloster.) D. Prag. G. 1146 od. 53. *Ueberg. u. goth. Reste. Zerstört.*

Wilheringen. D. Passau. G. 1146. *Modern. Reste des Uebergangstyls.*

Alderspach. D. Passau. G. 1147. *Modern.*

Bilthausen. D. Würzburg. G. 1157. *Romanisch. Fast ganz abgetragen.*

Marienthal. D. Halberstadt. Gegr. 1138 od. 43. † 1146. *Romanisch.*

Haina. D. Mainz. G. 1140. Erb. (1200) 1228 bis c. 1350. *Gothisch.*

Zinna. D. Brandenb. G. 1170. Erb. circa 1250. *Uebergangstyl.*

Zwetl. D. Passau. G. 1138. Erb. seit 1343. *Gothisch.*

Baumgartenberg. D. Passau. G. 1142. *Unbekannt.*

Lilienfeld. D. Passau. G. 1202. Erb. um 1250. *Uebergangstyl.*

Goldenkron. D. Prag. G. 1260. *Gothisch.*

Neuberg. D. Passau. G. 1327. Erb. nach 1450. *Gothisch.*

5. Generation.

Plass. D. Prag. G. 1146. *Unbekannt.*

Hohenfurt. D. Prag. G. 1259. Erb. 1259 † — 1370. *Gothisch.*

Fürstenzelle. D. Passau. G. 1274. *Modern. Gothische Reste.*

Säusenstein. D. Passau. G. 1340 od. 1345. *Zerstört.*

Fürstenfeld. D. Freisingen. Gegr. 1262. *Modern.*

Gotteszell. D. Regensburg. G. 1268. *Modern.*

6. Generation.

Gradis. D. Prag. G. 1177. Erb. nach 1250. *Uebergangstyl.*

Klöster der Linie Morimond. Tabelle C.

Bis zum Jahre 1440.

1. Generation. **Citeaux.** Gegründet 1098.

2. Generation. **Morimond.** Gegr. 1115.

3. Generation.

- **Bellevaux.** D. Besançon. Gegr. 1119.
- **Villers-l'Abbaye.** D. Metz. Gegr. 1132. (Weiler Bettnach.)
- **Andrzeiow.** D. Krakau. G. 1149.

4. Generation.

- **Lützel.** D. Basel. G. 1124. *Zerstört.*
- **Neuenburg.** D. Strassburg. G. 1128. *Zerstört.*
- **Päris.** D. Constanz. G. 1138. *Zerstört.*
- **Victring.** D. Gurk. G. 1142. 1202 †. *O. Th. Romanisch. W. Th. Zerstört.*
- **Eusserthal.** D. Speier. G. 1148, 49. 1260 †. *O. Th. Uebergangsstyl. W. Th. Zerstört.*
- **Wörschweiler.** D. Speier. G. 1170. Erb. 1265 c. *Uebergangsstyl.*
- **Marienbrunn** in Landstrass. D. Gurk. G. 1230, 34. *Modern.*
- **Rauden.** D. Breslau. G. 1220, 1250 oder 53. *Unbekannt.*

5. Generation.

- **Kaisheim.** D. Augsburg. G. 1133. Erb. 1352—87. *Gothisch.*
- **Salmansweiler.** D. Constanz. G. 1137. Erb. 1282—1311. *Gothisch.*
- **Aurora.** D. Constanz. G. 1138. *Unbekannt.*
- **S. Urban.** D. Constanz. G. 1144. *Unbekannt.*
- **Beren.** D. Basel. G.? *Zerstört.*
- **Maulbronn.** D. Speier. G. 1138. 1178 †. *Romanisch.*
- **Herrenalb.** D. Speier. G. 1146. *Roman. u. goth. Reste.*
- **Himmelwitz.** D. Breslau. G. 1280 od. 1282. *Unbekannt.*

6. Generation.

- **Stambs.** D. Brixen. G. 1271. 1284 †.
- **Raitenhaslach.** D. Salzburg. G. 1147. *Modern.*
- **Wettingen.** D. Constanz. G. 1227. 1256 †. *Romanisch.*
- **Anguli.?** D. Constanz. G. 1256. *Unbekannt.*
- **Königsbrunn.** D. Constanz. G. 1302. *Zerstört.*
- **Brombach.** D. Würzburg. G. 1151. Erb. 1157 bis c. 1200. *Romanisch.*
- **Schönthal.** D. Würzburg. G. 1157. *Modern.*

Staatl. Bibliothek
Bamberg

Franz Gutsfeld
vorm. A. Metzner
Buchbinderei · Pressvergoldung
Bildereinrahmung
BAMBERG, Austrasse 37
Telefon 6657

SBB013400074170

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dohme, Robert,

Die Kirchen des Cistercienserordens in Deutschland während des Mittelalters

Leipzig 1869

Bamberg, Staatsbibliothek -- 57.1067
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11736752-5